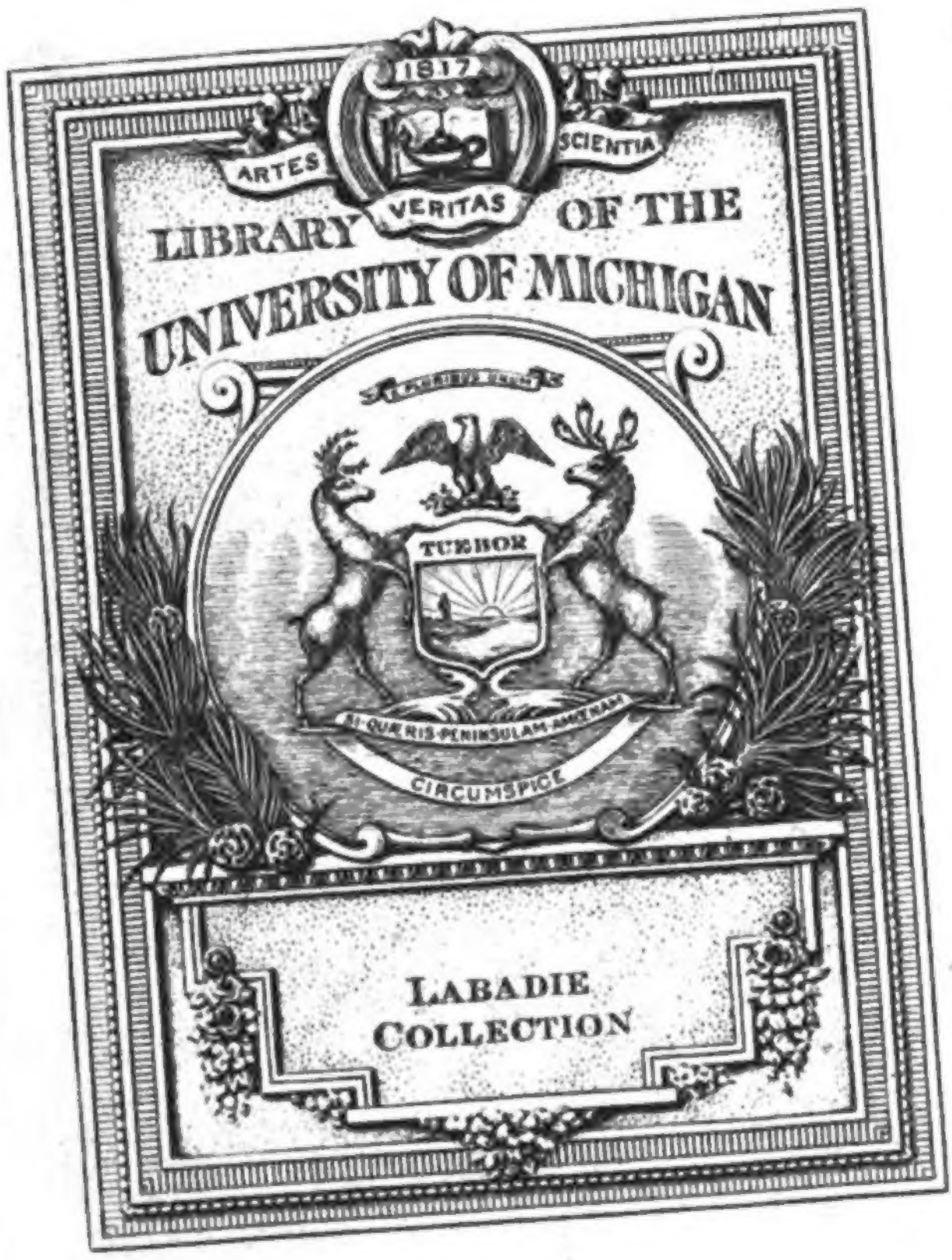
Digitized by Google



Digitized by Google

KARL SCHMEMAN
Detroit, Mich.

A. Heingen

Digitized by Google

Politiſche und unpolitiſche

Fahrten und Abenteuer.

Von

Karl Peter
K. Heinzen.

Erſter Band:

Aeltere Fahrten.

Mannheim.
Bei Heinrich Hoff.
1846.
Selbſtverlag des Verfaſſers.

Digitized by Google

LABADIE
COLLECTION

DD
207.5
.H46

Digitized by Google

LABADIE
COLLECTION
10-9-52

Vorbemerkung.

Es hieße sich selbst betrügen und den Feinden des Glücks freier Menschen einen sehr überflüssigen Triumph bereiten, wollte man in den trüben und verbitternden Schicksalen des Zeitkampfes sich die Fähigkeit rauben lassen, in das ernste Streben die Abwechselungen der Heiterkeit und Laune zu mischen. Möge der Inhalt dieses Buchs von dieser tröstlichen Fähigkeit einiges Zeugniß ablegen und seine Ursache beim Leser zur Wirkung werden lassen. Ein Theil desselben wird — in anderer Gestalt — dem Einen oder Andern schon früher vor Augen gekommen sein. Es konnte indeß hierin kein Grund liegen, zum Theil Dagewesenes von der Gesellschaft des Neuen auszuschließen, wo sich die Gelegenheit darbot, die verschiedenen Bilder unverwischt in einen gemeinsamen Rahmen zu fassen.

K. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

I. Glücksfahrt dreier Rheinischen Poeten . . 1

II. Fragmente aus den Beobachtungen eines freiherrlichen Badegastes 38

III. Wunderbare Wege der Vorsehung 80

1. Selbstbegräbniß eines Selbstmörders . 81

2. Was sich mit zwei teutschen Gelehrten ereignete 96

IV. Ein germanisches Ochsenhorn, zwei Doktoren der Philosophie, ein Schriftsteller und ein Dutzend Philister. Eine vaterländische Geschichte 130

V. Ausflug eines wild gewordenen preußischen Landwehroffiziers in das teutsche Vaterland 179

VI. Ein Paar von jener Sorte. Literarhistorisch-pragmatisches Lustspiel in drei Aufzügen . 233

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Glücksfahrt dreier Rheinischen Poeten.

Es ist eine große Fatalität für die Poeten, daß es nur neun Musen gibt und daß man nicht die Fortuna zur zehnten gemacht hat. Gepaßt hätte sie sich schon dazu, und wenn die übrigen schönen Künste eine Vertreterinn verdienten, so hätte die schwerste von allen, die Kunst sein Glück zu machen, sicher nicht weniger Anspruch darauf. Auch wäre es ganz angemessen gewesen, die Fortuna speziell zur Schutzmuse der Poeten zu machen, denn die Erfahrung zeigt es aller Orten, daß die Poeten dem Glück am Meisten nachjagen und es am Wenigsten erreichen.

Soll denn diese Erfahrung überall ihre Geltung haben? Soll sie es sogar an dem glücklichen Rhein, wo ein Poet durch ein einziges Gedicht

einen Ruhm erlangt hat, an dem ein ganzes Dutzend genug haben würde? Diese eine Thatsache genügte, um die drei Poeten, von welchen hier die Rede sein wird, alle traurige Erfahrungen vergessen zu machen und ihnen ein Selbstvertrauen einzuflößen, wie man es von einem Glücksritter nur immer verlangen kann. Sie dekretirten in geweihter Stunde eine zehnte Muse, die Muse Fortuna, und beschlossen zugleich, der Neuernannten unverzüglich ihre Aufwartung zu machen. Die geographischen Studien, welche sie zur Entdeckung ihres Aufenthalts zu machen beabsichtigten, wurden ihnen erspart durch die Versicherung, daß Fortuna sich dermalen ganz in ihrer Nähe, in der alten Kaiserstadt Aachen niedergelassen habe. Dort, so hieß es, sitzt sie auf der grünen Au der Hoffnung, ihre ewig blühenden, silbernen und goldenen Blumen pflückend, die sie verschwenderisch ihren Lieblingen in reichen Bouquets darreicht, um sie zu beglücken für ihr ganzes Leben.

Ja, in Aachen, wo die warmen Quellen sind, da ist die wahre Hippokrene, deren silbernes Gewässer dem irdischen Auge einen hellern Blick verleiht, als alle Quellen des Helikon und des

Parnaß; in Aachen tönt ein goldner Klang, deſſen Muſik das Ohr mehr entzückt, als die goldnen Saiten der Leier. Der Plan der drei Poeten, das goldne Vließ der Aachner Bank zu erobern, fiel in einen Zeitpunkt, wo ſie durch einen poetiſchen Akt der Großmuth, welchen näher zu bezeichnen ihre Beſcheidenheit verbietet, ſich in eine ſolche Hülfsloſigkeit verſetzt hatten, daß ihnen nicht einmal das Reiſegeld zu ihrer Fahrt zur Verfügung ſtand. Aber dieſe Lage war es eben, welche ſie erhob; der innern Kraft und ihrer Glücksanſprüche ſich bewußt, wollten ſie ſich beweiſen, daß ihr Genius ſtets Mittel bereit habe, ſie von der Noth gewöhnlicher Menſchen unabhängig zu machen. Sie geriethen daher auf den kühnen Einfall, ihre künftige Fahrt zu beſchreiben und für die künftige Beſchreibung derſelben das Honorar aufzutreiben, das ſie in Stand ſetzen ſollte, die Fahrt erſt zu machen. Die kühne Genialität dieſes Einfalls wirkte ſo entſprechend und unwiderſtehlich auf den Verleger, daß er ohne Weiteres auf das Anerbieten einging. Das Gelingen eines ſolchen Verſuchs im Lande der Teutſchen gränzt ſo ſehr an's Wunderbare, daß die drei Poeten jetzt an gar nichts mehr verzweifeln

zu dürfen glaubten, und hätte man ihnen die Kasse der Aachner Bank ohne Weiteres angeboten, sie würden sie wahrscheinlich ausgeschlagen haben, damit ihnen das Vergnügen nicht entginge, sie erst zu sprengen.

An einem schönen Tage sah man die oben nicht genannten drei rheinischen Poeten, die zur Fortbewegung ihres körperlichen Antheils sonst immer bescheiden sich ihrer Füße bedienten, in luxuriösester Haltung in einem Fiaker nach dem Kölner Bahnhof am Thürmchen eilen. Mit festem Schritt traten sie in den Wartesaal und Keiner sah ihnen an, daß sie Dasjenige, was dem Mann erst seinen wahren Werth verleiht, noch erst zu holen gedachten. Mit zuversichtlichem Blick musterten sie ihre Kollegen, die umherstehenden Lords und Nabobs, die fast scheu ihre Blicke wegwandten, als fürchteten sie, in ihren Betrachtern Männer von pekuniärer Ueberlegenheit kennen zu lernen. Die holden weiblichen Wesen teutscher und englischer, sogar holländischer Nation, welche wie auf einem Ball in schönster Auswahl umhersaßen, richteten mit interessevoller Aufmerksamkeit ihre schlanken Gestalten empor, und mehrere fremde Familienväter, die mit ihren Töchtern auf einer

Hoffnungsreiſe begriffen waren, betrachteten die drei Poeten mit ausſichtheiterer Miene. Sie aber ſchauten von Zeit zn Zeit unruhvoll zum Fenſter hinaus und warfen ungeduldige Blicke auf die ſäumige Lokomotive, welche wie ein gefeſſeltes Genie ihre Kraft in grimmigem, aber thatloſem Kampf in die Wolken vergeudete. Es iſt eine folterhafte Spannung, wenn ein Menſch, zumal ein Poet, der eine Bank zu ſprengen im Begriff iſt, im Warteſaal einer Eiſenbahn ſteht und ungeduldig mit der Hand in der Taſche ſeinen Honorar-Louisd'or herumdreht, der wie ein kampfluſtiger Krieger ſich aus ſeinem Gefängniß herausſehnt, um in die feindlichen Reihen zu brechen und Alles niederzumachen, was den grünen Kampfplatz zu betreten wagt. Dieſe Unruhe und Ungeduld erhöhte nur den vielverſprechenden Ausdruck in dem Weſen der drei Muſenſöhne, und eine holländiſche Familienmutter hörte man ſogar beſchwichtigend ihrem zweifelnden Ehemann die Worte zurufen:

„Die ſind gewiß aus einem guten Haus,
Sie ſehn ganz vornehm unzufrieden aus."

Da öffnete ſich plötzlich die Thüre des Saales, und der ganze bunte Schwarm, die drei

Poeten an der Spitze, strömte auf den Bahnhof. Wäre die Bescheidenheit unsrer Glücksritter nicht gar zu groß, sie könnten erzählen von den unruhigen schönen Augen, welche ängstlich nach dem Wagen spähten, wohin die Poeten ihre Schritte wandten, von dem holdseeligen Bestreben, in diesem Wagen noch einen Platz zu finden, und von der entzückenden Verzweiflung einiger Misses und Ladies, welche von ihren Vätern und Ehemännern in die Diligence genöthigt wurden, während die Poeten sich schlicht mit einem Char-a-Bancs begnügten. Jetzt sitzt Alles auf seinem Platz, beschaut sich orientirend seine Nachbarn und erwartet den sanften Flötenton der Lokomotive, welcher die Mahnung an den Abschied gibt.

„Dampfschnaubend steht das Feuerroß gezäumet,
Von Ungeduld den Eisenbug geschwellt,
Unwillig scheint es, daß sein Herr noch säumet,
Ein Raubroß scheint's des Herrn der Unterwelt.
Doch keine Furcht, ihr holden Proserpinen!
Nur flüchtig trägt's euch durch das Schattenreich,
Kein Pluto schreckt euch mit den finstern Mienen,
Doch ein Elysium erwartet euch."

So sprach beruhigend einer der Poeten zu zwei Holländerinnen, welche zum ersten Mal auf

einer Eisenbahn fuhren und in allerliebster Angst um ihr theevolles Leben dem Schnauben des Dampfwagens zuhörten, den sie für eine große Theemaschine anzusehen schienen. „Wat belieft, myn heer? Ik verstaa geen spaan'sch.“ Indem diese Antwort von ihren zartgerötheten Lippen ertönte, flog das Feuerroß in's Geschirr, und der Wagenzug flog ihm nach.

Mancher Leser wird ebenfalls die Erfahrung gemacht haben, welch' eine verzweiflungsvolle Lage es ist, wenn man, im Postwagen sitzend, gedankenvoll und träumend die Umgebungen der Heerstraße an sich vorüberziehen sieht, und wenn dann plötzlich an irgend einer unglücklichen Station ein Haufen redseeliger Passagiere einsteigt, die es für Reisepflicht halten, die Mitfahrenden zu unterhalten. Mit Stechfliegen und Bienenschwärmen ist besser kämpfen, als mit solchen Klettenmenschen. Je mehr du schweigst, desto mehr sprechen sie, je mehr du dich ennuyirst, desto mehr unterhalten sie dich; das Gefühl ihrer Pflicht wird nur angespornt durch die Schwierigkeit sie zu erfüllen, und sie lassen dir zuletzt kein anderes Mittel übrig, als einen Schlaf zu simuliren und mit ihrer Unterhaltung auch die Aussicht in die schöne Umgebung

zu entbehren. Es ist keiner der geringsten Vorzüge der Eisenbahnen, daß das Getöse ihrer Wagen die mündliche Unterhaltung verstummen macht. Keiner Unterhaltungsklette, und besäße sie eine Lokomotivstimme, fällt es da ein, dich in deinen Betrachtungen zu stören. Das ist Manchem freilich fatal, besonders den Damen; wenn man aber den großen Vortheil erwägt, den es nicht bloß einzelnen Menschen, sondern der Menschheit überhaupt bringt, indem es sie zum Nachdenken nöthigt, so müssen selbst die Rücksichten der Galanterie verstummen. Von der ungestörten Freiheit, sich während der Fahrt ihren Betrachtungen hinzugeben, zogen denn auch die drei Poeten möglichsten Vortheil, und damit das Endziel ihrer Reise nicht garzu schnell erreicht werde, soll dem Leser der Gegenstand ihrer Betrachtungen nicht vorenthalten bleiben.

Der Eine machte die Entdeckung, daß die Eisenbahn in mancherlei Beziehung das Abbild unseres Lebens sei. Eilt nicht, so dachte er, unser Leben mit gleicher Industriehast zum Ziel, wie dieser Wagenzug, und zwar im Dienst für den schnöden Erwerb hinter der Lokomotive des Eigennutzes? Ist unser Leben nicht in dasselbe eiserne

Geleiſe gebannt, wie dieſe Lokomotive? Sie ſtürmet daher mit rieſiger Kraft, als wollte ſie Berge über den Haufen rennen, und dennoch verläßt ſie ihren vorgezeichneten Schienenweg nicht, und ein Fingerdruck ihres Führers lähmt ihre ganze Kraft bis zur Ohnmacht. Iſt das nicht das ſchimpfliche Bild eines Volkes, deſſen ganze Kraft durch den Federſtrich eines Herrſchers in Bewegung geſetzt und gehemmt wird? Jetzt kommt eine Ausweichung, wo eine ſpitzige Schienenzunge den Ausſchlag gibt, ob der mächtige Wagenzug in dieſes oder in jenes Geleiſe einfahren ſoll. So entſcheidet mitunter im Leben die Spitze einer haarbreiten Wegeſcheide, ob du glücklich zu deinem Ziele gelangſt, oder ob du dich linksab verlierſt und deine Kraft verwühlſt in einem ſterilen Sandberge. Dort öffnet ſich ein Tunnel, durch den der Zug hindurchſchießt wie durch einen Flintenlauf. Ach, wie viele Tunnels gibt es im Leben! Wie Mancher erhaſcht den Kampfpreis, weil er den kürzeren Weg durch den dunkeln Maulwurfstunnel wählte, während ein Anderer im redlichen Schweiße ſeines Angeſichts die lichten Berge überklettert und am Ende der Arena von dem höhnenden Rivalen empfangen wird, der wie durch

Zauberei ihm zuvorgekommen! Bei diesem Vergleichungspunkt bietet sich nur die Unähnlichkeit des Lebens mit der Eisenbahn dar, daß man dort mitunter durch „Schiebkarren" noch schneller befördert wird, als hier durch Dampfwagen. — In dieser Art setzte der Poet seine Betrachtungen fort, die immer trauriger wurden, so oft er durch einen Tunnel gefahren war, und als der Zug in Aachen ankam, waren seine Gedanken so schwermüthig geworden, daß er ausrief: So verläuft sich auch unsere Lebensbahn in einen Bahnhof, den wir Friedhof nennen, und der Bahnhof-Inspektor, der uns empfängt, ist — der Tod! In diesem Augenblick sah er vor sich das rothe Gesicht eines wie zum Empfang bereit stehenden Croupiers, das zu seinen schwarzen Betrachtungen paßte wie rouge zu noir, und plötzlich war sein Trübsinn wieder verschwunden wie eine Wolke.

Der andere Poet stellte, durch einige wohlbeleibte Nachbarn aus Köln angeregt, Betrachtungen über die Wohlbeleibtheit an. Cäsar, so dachte er, fürchtete sich vor seinen dickbäuchigen Feinden nicht, aber der magere Cassius schien ihm gefährlich. Ach, an unserm gesegneten Rhein gibt es keine Cassius. Vom Hamlet bemerkt der Men-

ſchenkenner Shakeſpeare ſehr weiſe, daß er anfange fett zu werden, und erklärt uns durch dieſen phyſiologiſchen Fingerzeig die ganze ſonſt räthſelhafte Natur des zwar edlen und tiefſinnigen, aber unentſchloſſenen und energieloſen Prinzen. Lord Byron litt mitunter Hunger, weil er fett zu werden fürchtete, und zwar ſcheute er dieß nicht bloß aus Eitelkeit, ſondern auch aus Furcht vor dem Erſchlaffen ſeines Geiſtes. Wolfgang Menzel, wenn dieſer zum Pfaffen gewordene Philiſter an dieſer Stelle genannt werden darf, entſprach früher ſeinem Vornamen. Er war eine Zeit lang ein wahrer Wolf, der wenigſtens das literariſche Schaf- und Rindvieh zerriß; ſeitdem er fett geworden, iſt ihm der Wulſt über Zähne und Krallen gewachſen. Auch ſein Freund Heine klagt über das Fettwerden, und erkennt im Bauch den Vater der Frivolität. Der Bauch! Ja der Bauch iſt der Urfeind aller Kraft, aller Regſamkeit, aller Energie. Das Fett nährt die Lampenlichter, aber das Licht des Geiſtes löſcht es aus. Selbſt Napoleon war nicht mehr derſelbe, ſeitdem er ſich einen Bauch angeſchafft, und wer weiß, ob wir die unglücklichen Jahrestage der Schlacht bei Leipzig und Waterloo feierten, wäre Napoleon ohne

Bauch geblieben! Habe ich nicht täglich, so dachte der Poet — indem sein Blick auf seine wohlbeleibten, unterdeß eingeschlafenen Nachbarn fiel — hunderte von Beispielen vor mir, wie der Bauch die Gutmüthigkeit, die Schlaffheit und Geduld nährt, während er den Geist, die Energie und den Willen verschlingt? Wenn man einen Menschen geistig und moralisch schlachten will, so muß man ihn zuvor körperlich mästen. Was ist mit Leuten von der Art meiner dicken Nachbarn auzufangen, die sich vor ihrem Einschlafen so hübsch darüber freuten, daß sie glücklicher Weise „Vieh-à-Vieh")vis-à-vis) zu sitzen gekommen. Hinter der Flasche sind sie wahre Helden, aber was sind sie vor der Polizei? Es wird mit unserm Volksgeist nicht besser werden, wenn es mit unserm Bier- und Weingeist nicht schlechter wird, und unsere Freiheit wird nicht größer, so lange unsere Bäuche nicht kleiner werden. Der Teufel hole die Polizei und ihre Alliirten, die Bäuche! — Der Poet gerieth in solchen Eifer, daß er vor lauter Grimm gegen die Bäuche von entsetzlichem Bauchgrimmen befallen wurde. Erst die Ankunft in Aachen konnte ihn auf andere Betrachtungen bringen.

Aber nun der dritte Poet? Der hatte fürwahr nicht das schlimmste Theil erwählt, und seine Betrachtungen waren auf ganz andre Dinge gerichtet. Er fühlte, daß ein Paar brennende Funken (aber nicht von der Lokomotive) einen gefährlichen Brand entzündet hatten (aber nicht in den Packwagen, wie zwischen Versailles und Paris). Die beiden Funken waren die dunkelglühenden Augen eines reizenden Mädchengesichts, und der Brand war in seinem poetischen Herzen ausgebrochen. Das Mädchen saß, durch die ganze Länge des Wagens von ihm getrennt, in einer hintern Ecke, und diese Entfernung, welche kein erleichterndes Gespräch gestattete, war eben geeignet, ein immer wachsendes Interesse in seiner Brust anzusammeln. Nur durch Blicke konnte er das Gefühl aussprechen, das sie durch Blicke erweckt hatte, und er that fürwahr sein Bestes, um die Sprache seiner blauen Augen recht überzeugend zu machen. Das Mädchen schien Anfangs die schöne teutsche Muttersprache nicht zu verstehen, denn sie ließ ihre strahlenden Augen beständig durch die Gegend umherschweifen; nach und nach wurde sie aber gelehriger, und sie wußte mit bezaubernder Geschicklichkeit die Störungen, welche

ihr Umherſchauen durch die ſtiebende Aſche erlitt, dazu zu benutzen, um beim Wiederaufblicken jedes Mal den erſten Stral auf das ſeelige Antlitz des Poeten fallen zu laſſen. Noch ſprechender aber wurden die Blicke, wenn der Wagenzug durch einen Tunnel geſchoſſen kam. Während der Fahrt durch die unterirdiſche Dunkelheit hielt der Poet immer ſtarr die Augen nach dem Mädchen hin gerichtet, um beim erſten Schein des wiederkehrenden Tageslichts ihren Blick zu ertappen und zu ſehen, wohin er ſich zuerſt wenden würde. Und ſo geſchah es, daß bei der Ausfahrt aus jedem der drei Tunnels ſich die Blicke des Mädchens und des Poeten begegneten.

„Und beide ſchlugen ſie die Augen nieder,
Und dachten, wer zuerſt ſie höbe wieder.“

Kein Leſer wird daran zweifeln, daß aus dieſen Einleitungen ſich ein Verhältniß entſpinnen mußte, und der Poet ſelbſt dachte daran ſo ernſtlich, daß er ſchon berechnete, es ſei die Beſtimmung eines glücklichen Geſchickes, daß er auf den Trümmern der geſprengten Aachener Bank den Palaſt ſeiner Liebe aufbauen werde. Aber es war einſtweilen anders beſchloſſen. Kaum hielt

der Zug auf dem Aachener Bahnhof an, als das holde Geschöpf von seinen Eltern in einen Fiaker gehoben wurde und im Nu verschwand. Mit welchem Blick sie sich beim Einsteigen noch umschaute, kann jede gefühlvolle Seele sich leicht vorstellen:

„Dein Name ward mir nicht genannt,
Dem Blick bist du entschwunden,
Doch sei dir herzlich nachgesandt
Ein Gruß zu allen Stunden."

Der glückliche unglückliche Poet war kaum zu beruhigen, da er mit Gewalt der schönen Unbekannten nach Belgien oder England folgen wollte. Die kräftigen Mahnungen seiner Kollegen an seinen Reisezweck und sein Reisegeld brachten ihn endlich zur Besinnung, und man machte sich sofort auf den Weg, um einer andern Dame den Hof zu machen, die nicht von ihren Eltern abhängig war: der Dame Fortuna.

Stumm und mit klopfendem Herzen traten die Poeten in den Saal mit den zwei grünen Tischen, deren einer zum Kartenwenden, und deren anderer zum „Rädern" dient. Die Dame Fortuna, von acht Französisch redenden Männern vertreten, saß an der grünen Au der Hoffnung mit den weißen und gelben Blumen. Rings saßen und standen

ihre Lieblinge umher, ſchweigend, wie in einer Kirche. Eine einzige Dame ſaß unter ihnen, eine ſchwarze, feurige Koquette, die mit ihren hungrigen Augen die ganze Männerwelt verſchlingen zu wollen ſchien. Sie heftete ihren flammenden Blick mit einer ſo verfolgenden Unabläſſigkeit auf einen der Poeten, daß die beiden andern ſich nicht enthalten konnten, dies für eine ominöſe Demonſtration, und die koquette Dame für ein Abbild der Fortuna anzuſehen. Der fixirte Poet wurde alſo auserſehen, das gemeinſame Glück zu verſuchen, und jeder händigte ihm ſeinen Honorar-Antheil ein. Mit Selbſtgefühl und Muth trat er auch ſogleich an den grünen Tiſch und begann ſeine Evolutionen.

„Messieurs, faites vos jeux!“ „Messieurs, le jeu est fait!“ ſo ſcholl unabläſſig das Kommando von den grünen Schlachtfeldern des Glücks. Während der eine Poet in heißem Kampf ſich unter das Heer miſchte, beobachteten ihn die beiden andern in einiger Entfernung mit erzwungener Gleichgültigkeit und unterhielten ſich bald durch Bemerkungen über die Manipulationen des Spielenden, bald durch Lobeserhebungen des Spiels.

„Er ſpielt etwas hitzig," ſagte der Eine. „Das thut nichts," erwiederte der Andere, „ſiehſt du nicht, wie ſeine Fauſt immer dicker wird? Jetzt zieht er das Schnupftuch, weil ſeine bloße Hand das Geld nicht mehr faſſen kann." Sie bemerkten dabei nicht, daß er das Schnupftuch gezogen hatte, um ſich den Schweiß von der Stirne zu wiſchen.

„Wie anregend," ließ ſich dann wieder Einer vernehmen, „wie anregend iſt doch ſchon ein ſo unbedeutender Kampf mit dem Glück, weil man ihm Angeſicht vor Angeſicht gegenüber ſteht! Kämpfen wir doch im Leben ſo oft weit gefährlichere und ſchönere Kämpfe, und ſind ganz gleichgültig dabei, weil wir dem Feind nicht direkt zu Leibe gehen können. Ich lobe mir das Bankſpiel. Das Schönſte an ihm iſt, daß es uns ſtäts Gelegenheit in die Hand gibt, glücklich zu werden. Sei ein Poet, ſei ein Held, ſei ein galanter Mann, ſei, was du ſonſt wolleſt, du biſt faſt immer verlegen um die Gelegenheit. Es iſt ſo ſchön, die Gelegenheit zum Glück kommandiren zu können. Es lebe die Gelegenheit! Wenn wir morgen mit voller Taſche nach Köln zurückkehren, woran ich gar nicht zweifle, ſo mache ich mich

gleich an ein Lobgedicht auf die Gelegenheit, und es soll fürwahr nicht mein schlechtestes werden. Dann schicke ich es in — in welches passende Blatt schicke ich es denn? Siehst du? Da fehlt sofort dem schreibenden Poeten die Gelegenheit, während der spielende sie in Masse zur Verfügung hat. Weißt du, was die Welt und die ganze Menschheit beherrscht, belebt, beglückt? Es ist die Gelegenheit!"

Während die Beiden in dieser Art sich in das Lob der Gelegenheit ergossen, hatten sie die Verlegenheit nicht bemerkt, mit welcher ihr unterdessen ganz leise herzugetretener Kollege ihnen zuhörte. Als sie ihn anblickten, und die trostlose Botschaft vernahmen, daß alle Glückstruppen desertirt oder geschlagen waren, erblaßten sie sehr, und sie mußten ihre ganze Kraft zusammen nehmen, um nicht wie Augustus ihre geistreichen Häupter an den Wänden des Saales zu zerstoßen und in den Ruf der Verzweiflung auszubrechen: Croupier Varus, gib uns unser Honorar wieder! Darauf versanken sie gemeinschaftlich in ein tiefes Stillschweigen, welches eine halbe Stunde währte. Als die halbe Stunde vorüber war, brach einer von ihnen das Stillschweigen mit folgender Apo-

ſtrophe: „Wißt ihr, was die Welt verderbt und zu Grunde richtet? Wißt ihr, was den Menſchen unglücklich macht und zum Böſen führt? Wißt ihr, was uns verleitet und um unſer Honorar gebracht hat? Die Gelegenheit und nichts als die Gelegenheit! Hole der „Schaïtan" die Gelegenheit! Wäre ſie eine greifbare Perſon, dieſe Gelegenheit, ich würde auf der Stelle zum Polizeimann an ihr und führte ſie an einen Ort, wohin kein Stral der Sonne leuchtet. Unglücklich, wer ſich mit dieſer Gelegenheit einläßt. Sie umſtrickt ihn, ſie verführt ihn, ſie entſeelt ihn.

„„Dann wird es dunkel um uns her
Und ſchauerlich und kalt,
Und aller Weſen Kraft erliegt
Des Schaïtans Gewalt.""

Drum Fluch der Gelegenheit!

Dann ſprach derjenige, der ſich zuvor in Lobeserhebungen des Bankſpiels ergangen hatte: „Wenn du fluchen willſt, ſo fluche dem Bankſpiel. Die Gelegenheit hat nicht die Schuld, aber die Einrichtung. Sieh' dieſe Geſichter an! Mit welcher Ruhe und Gelaſſenheit werfen dieſe Croupiers den Köder aus, als dächten ſie an nichts weniger, als an einen Fang! Mit welcher

Unbefangenheit ſchauen ſie ſich nach ihrer Beute um, mit welcher freundſchaftlichen Gefälligkeit nach ihren Feinden, mit welcher unſchuldvollen Miene drehen ſie ihnen finanziell den Hals um! Haben ſie doch auch unſer Honorar mit einer gemüthlichen Bagatell-Phyſionomie eingeſcharrt, als wären ſie am Zähneſtochern geweſen. Und nun die Spieler! Mit welcher Gewalt zwingen ſie ihrem Geſichte einen Ausdruck der Unzufriedenheit auf, wenn ſie im Glück ſind, um nicht durch eine kleinliche Freude ihrer vermeintlichen Männlichkeit Abbruch zu thun, und mit welcher herzzerreißenden Anſtrengung affektiren ſie eine halbſchläfrige Gleichgültigkeit, wenn ſie den letzten Thaler ſpielend zwiſchen den Fingern wiegen, um nicht den Krampf zu verrathen, in welchem ihre Seele zuſammenſchrumpft! An dieſer weltmänniſchen Unnatur, in welcher das Herz zu Eis wird, iſt nichts Schuld, als die Einrichtung, jene Einrichtung, welche die Menſchen wie zu einem Mittageſſen, wie zum geſelligen Schmauſe um einen Tiſch verſammelt, damit ſie ſchweigend wie der Tod in feierlicher Handwerksmäßigkeit der eine am andern zum konventionell-legalen Dieb und alle zuſammen zu Heuchlern werden. Läßt ſich das Glück denn

nicht auf andre Art verſuchen? Man laſſe die Gelegenheit, aber man ändere die Einrichtung. — Kommt, fliehen wir dieſen Ort des Todes und der ſtillen Verzweiflung!"

Darauf ſprach der dritte Poet, jener, welcher das gemeinſchaftliche Honorar verſpielt hatte, mit beſorgtem Geſicht: „Ihr habt euch da in großer Aufregung über die weltmänniſche Spielerheuchelei ausgelaſſen; habe ich mich derſelben etwa auch ſchuldig gemacht?" Dieſe Frage erregte bei den andern, welche die Verlegenheit des unſchuldigen Fragers auf deſſen Geſicht ſo leſerlich geſchrieben geſehen hatten, ein lautes Gelächter, und im Nu war die fröhlichſte Laune wieder an die Stelle der früheren Verzweiflung getreten.

Wenn die Poeten die Kavalleriſten im Heer der Literatur ſind, ſo ziemt es ihnen, das koupirte Terrain des Lebens, welches die proſaiſche Infanterie auf langen Umwegen umgeht, in beherztem Sprung zu überfliegen. Unſre drei Poeten ließen ſich an ihren Stand nicht lange mahnen, als ſie nun wieder auf der Straße ſtanden und inne wurden, daß nach der Beſchaffenheit ihrer Taſchen das Bleiben eben ſo ſchwierig für ſie geworden war, als das Wegkommen. Noch-

mals eine künftige Beſchreibung einer künftigen Reiſe zu verkaufen, wäre ein zu gewagter Streich geweſen. Dieß überdenkend, waren die drei Reiſenden in die Domkirche Karls des Großen gekommen, wo der Geiſt des Herrn ſie erleuchtete und ihnen den kühnen Gedanken eingab, die zweite Auflage ihrer Gedichte an den Mann zu bringen. Nach wenig Minuten waren ſie im Laden des unternehmendſten Buchhändlers der Kaiſerſtadt angelangt. „Haben Sie nicht die Gedichte von N. und N. und N.?“ Der erſtaunte Buchhändler, dem dieſe Nachfrage ſehr unerwartet zu kommen ſchien, beſann ſich, gab ſich an's Suchen, und fand endlich die begehrten Gedichte in einer beſtaubten Ecke.

„Wir kommen nicht, um ſie zu kaufen, ſondern nur, um uns zu erkundigen, wie ſie hier abgehen. Wir ſind die Verfaſſer.“

Sehr ſchmeichelhaft und ehrenvoll, erwiederte der Buchhändler; leider kann ich aber über das Abgehen Ihrer Gedichte nicht viel Erfreuliches ſagen. Von den Gedichten des Herrn N. habe ich Ein Exemplar verkauft.

„Und wer war denn dieſe edle Seele?“ fragte der Verfaſſer.

Es war ein Dorfgeiſtlicher, der glaubte, Sie ſeien ſein Vetter.

„O könnt' ich doch dieſen poetiſchen Vetter umarmen! Glücklich derjenige Poet, der, wenn ihn die Geiſtesverwandtſchaft nicht unterſtützt, ſich wenigſtens einer ausgebreiteten Familienverwandtſchaft erfreut!"

Erlauben Sie mir, meine Herrn, Ihnen einen buchhändleriſchen Rath zu geben. Vor Allem ſpekuliren Sie nicht auf Ihr nächſtes, auf das Rheiniſche, am Wenigſten aber auf das Aachener Publikum. Am Rhein iſt das Leben zu poetiſch (?), als daß man die Poeſie in Büchern aufzuſuchen gedächte. In Aachen aber iſt es zu proſaiſch, als daß man von der Poeſie auch nur eine Ahnung haben ſollte. Die einzige Poeſie, die hier kultivirt wird, finden Sie in den Kirchen. Dort werden Schädelnochen und Schienbeine verehrt, Lappen und Lumpen angebetet, und das genügt für das poetiſde Bedürfniß unſerer Bürgerſchaft. Genügt es aber nicht, ſo rufen unſre Frommen noch die Schweſtern „vom heiligen Herzen" zu Hülfe, um den heiligen Brüdern beizuſtehen in ihren poetiſden Werken. Sie ſcheinen die hieſigen Köpfe überſchätzt zu

haben. Lassen Sie sich versichern, daß in diesen Köpfen, wenige Ausnahmen abgerechnet, nichts zu finden ist, als was das Komptoir und die Kirche hineinliefern. Neulich wurde in einer hiesigen Theegesellschaft von einem Hauptwortführer der geselligen Kreise die Frage aufgeworfen, ob der Herr Uhland, von dem eben die Rede war, in Tuch oder in Wolle thue? Diese Frage mag Ihnen den Maßstab liefern zur Beurtheilung der Aachener Geistceszustände.

„Aber Sie haben hier doch eine Gesellschaft für nützliche Wissenschaften? Kann von der keine Anregung ausgehen?"

Der Buchhändler lachte laut auf. Nützliche Wissenschaften! rief er, darunter versteht man hier außer der Langeweile die Botanik, die Technologie und dergleichen polizeiwidrige Gegenstände, genannt „rein wissenschaftliche." Doch seien wir vorsichtig. In den Statuten der „Gesellschaft für nützliche Wissenschaften" ist das Verbot enthalten, daß „kein Mitglied etwas die Gesellschaft Betreffendes durch Rede oder Druck veröffentlichen dürfe." Bedenken Sie, wie gefährlich diese Gesellschaft sein muß, da man gar nicht von ihr reden darf. Mir scheint das Verbot übrigens

ganz überflüſſig zu ſein, denn, ſo viel ich weiß, hat die Geſellſchaft noch keine Veranlaſſung dazu erhalten. Es hat noch kein Menſch Notiz von ihr genommen. Und dieſe todte Geſellſchaft, meine Herrn, die blos errichtet zu ſein ſcheint, um in den Geographiebüchern unter den ſtädtiſchen Inſtituten zu figuriren, dieſe Geſellſchaft ſollte ſich mit dem geiſtigen Leben des Volks in Verbindung ſetzen und deſſen Eindringen in die hieſige Bevölkerung vermitteln? Sie ſollte wohl gar, wie Sie ſich vielleicht vorſtellen, Vorleſungen über politiſche Poeſie halten laſſen, oder, was noch kühner wäre, die Poeſie und Politik zu den nützlichen Wiſſenſchaften rechnen? Was denken Sie denn? Könnte man die Poeſie und Politik in der Technologie verwenden, ſo mögte noch einige Hoffnung für ſie vorhanden ſein.

„Alſo der politiſche Geiſt iſt hier ebenfalls nicht weit her?“

Spazieren Sie gefälligſt vor das Kölnthor und überzeugen Sie ſich. Dort wird auf ſtädtiſche Koſten ein monſtröſes Monument auf den Aachener Kongreß errichtet. Das mag Ihnen eine Probe liefern. Man iſt hier im Stande, ein Monument auf die Folter und die Leibeigenſchaft

zu erbauen, wenn gewiſſe Leute dadurch Geheimrath werden oder eine Zierde für das Knopfloch erlangen können. O, meine Herrn, es ſieht hier ſchrecklich, ſchrecklich aus, und das Alles durch die Pfaffen, die Philiſter und die Büreaukraten! Die Sache wird ſehr ernſt, wenn man bedenkt, daß Aachen an 50,000 Einwohner zählt. Der Menſch iſt doch eine werthloſe Waare, da er ſo maſſenweiſe verſchleudert wird! Ob einige Millionen in Dummheit und Verthierung verſinken, das rechnet die Geſchichte gar nicht; ſie läßt die Verthierten ruhig begraben und geht über ihren Kirchhof weiter, als hätten ſie gar nicht exiſtirt. Man ſollte glauben, es ſei nicht genug Geiſt in der Welt, um die Menſchheit ganz damit zu verſorgen, und während der eine Theil daran Ueberfluß habe, müſſe der andere betteln gehen. Unſre ganze Stadt geht betteln und es findet ſich nicht einmal Einer, der den Bettlern ein Allmoſen der Aufklärung zuwirft. — Doch ich vergeſſe meinen buchhändleriſchen Rath, der ſich noch auf einen zweiten Punkt zu erſtrecken hat.

Sie ſind alle drei ganz vortreffliche Dichter, wie Jeder weiß, der Ihre Poeſien nur angeſehen hat, aber Ihre Gedichte haben einen großen

Fehler, der ihnen allen pekuniären Werth raubt, sie sind nämlich mit rheinischen Lettern gedruckt. Wenn Sie wieder eine Schrift herausgeben, so müssen Sie einen Verleger in Stuttgart, Leipzig, Hamburg u. s. w. suchen. Die rheinischen Verlagsartikel sind im Allgemeinen so sehr mißachtet, wie die rheinischen Weine gesucht sind. Man schätzt im Handel den Geist der Rheinischen Berge mehr, als den Geist der Rheinischen Köpfe. Es ist zu hoffen, daß in diesem Schicksal eine Aenderung vorgehen werde, zumal da Sie selbst sich für diese Aenderung aufgeopfert haben: einstweilen aber ist das Loos Ihrer Schriften noch abhängig von der — Druckerschwärze.

Der Rath und die Aufklärungen des Buchhändlers waren den drei Poeten zwar sehr interessant, aber keineswegs angenehm. Sie bildeten ein schlechtes Omen für das Gelingen des Plans einer zweiten Auflage ihrer Gedichte. Doch wer verdient den Namen eines Poeten, wenn ihn im rechten Moment die Phantasie im Stich läßt?

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie."

„Die Muse des grünen Tisches, sprach Einer der Drei zu dem Buchhändler, hat uns genom-

men, was uns die Muse der Schreibtische einbringen sollte. Das Verhältniß muß sich wieder umkehren, wenn es eine poetische Gerechtigkeit in der Welt gibt. Diese Gerechtigkeit, wir selbst werden sie üben. Daß Sie unsre Gedichte in acht Tagen absetzen, dafür sind wir Bürge, denn wir schicken den Bericht über unsre heutigen Erlebnisse in die Zeitung. Es soll zu einer Schande werden, unsre Gedichte nicht zu kennen; unsre rheinischen Landsleute werden eine Ehre darein setzen, die an ihren Dichtern begangenen Sünden wieder gut zu machen, und, glauben Sie nur, in der Zeit eines halben Jahres wird eine zweite Auflage nöthig werden. Verstehen Sie? Genügen Ihnen aber diese Hoffnungen noch nicht, so lassen Sie sich sagen, daß wir uns neuerdings mit — Herrn Gutzkow und der Augsb. Allg. Zeitung alliirt haben.

Durch diesen schlechten Einfall waren die drei Poeten gerettet. Wenn Sie solche Garantien für den Absatz haben, erwiederte der Buchhändler, so nehme ich nicht den mindesten Anstand. Hier eine Abschlagszahlung auf die zweite Auflage!

Das Wetter war schön und der Tag hatte noch eine kleine Weile zu leben; die Glücklichen

beſchloſſen daher, bis zum Abend auf dem Louis=berg zuzubringen. Beim Hinaufſteigen ſahen ſie über dem Horizont die untergehende Sonne wie eine goldne Scheibe glänzen. „Das war" — ſprach einer von ihnen in pekuniärer Begeiſterung — „das letzte Goldſtück, das wir heute noch zu verlieren hatten." Die andern ſtimmten in die=ſen Abendſeufzer ſympathetiſch ein, und alle drei ſahen eine Zeit lang in ſtiller Andacht den Louis=d'or der Sonne in die weite Taſche des Hori=zonts hinabſinken.

Auf dem Louisberge war hübſche Muſik und noch hübſchere Geſellſchaft, einige geiſtreiche Licute=nants, welche der übrigen Geſellſchaft das Spre=chen erſparten, gar nicht einmal mitgerechnet. Während die Poeten daſaßen und bald in ſtiller Betrachtung der ſchönen Ausſicht ſchwelgten, bald ihre Phantaſie auf den Flügeln der Muſik in das ſchöne Reich der Träume entſchweben ließen, ſahen ſie plötzlich das Geſicht ihres Kollegen, der auf der Eiſenbahn die ſchönſte der drei Betrachtungen angeſtellt hatte, in einer purpurnen Gluth und ſeine Augen in einem heiligen Feuer erglühen. „Was iſt dir denn?" fragten ſie. „Dort ſitzt ſie!" gab er zur Antwort, ohne den Blick von

seinem Gegenstand abzuwenden. Und wer saß da? Es war das schöne Mädchen, mit dem er auf der Eisenbahn das inhaltreiche Augengespräch angeknüpft hatte. „Jetzt muß ich sie sprechen, es koste was es wolle," sprach der Poet, und machte Anstalten, sich zu erheben. Das Mädchen hatte Alles bemerkt, und Unruhe und Ueberraschung sprachen aus ihrem Gesicht. Ihre Eltern saßen neben ihr und hatten den Poeten glücklicher Weise den Rücken gekehrt. „Soll ich zu ihr gehen?" sprach der glückliche Verwirrte. Die Andern, die mehr Lebenserfahrung und Menschenkenntniß hatten, als er, widerriethen ihm dies und entwarfen einen bessern Plan. Sie sprachen: „Sogleich, wenn du wieder siehst, daß du von dem Mädchen bemerkt wirst, gibst du uns ein Zeichen mit dem Fuß; dann erheben wir uns, sprechen einige vernehmliche Worte von der Schönheit des Sonnenuntergangs, und steigen durch die Promenaden auf die Krone des Louisberges hinauf. Wir müßten uns sehr irren, wenn das Mädchen nicht einen außerordentlichen Sinn für Naturschönheiten besäße, und hätten wir heute so zuversichtlich auf die Gunst des Spiels rechnen können, als darauf, daß die Schöne ihren Eltern oben auf dem Louis-

berg den Untergang der Sonne zeigen wird, wir hätten ganz ſicher die Bank geſprengt. Folgt ſie uns nach, ſo knüpfen wir beide mit den Eltern ein Geſpräch an und verwickeln ſie in die alte Geſchichte der Stadt Aachen und in die Sagen von Karl dem Großen, ſo daß Du unterdeß ganz ungeſtört die beſte Gelegenheit haſt, mit dem Mädchen zwölf Schritte zurückzubleiben und ihr mit dem Munde zu beſtätigen, was Du ihr mit den Augen ſchon hinlänglich verſichert haſt."

Der Erfolg zeigte, daß dieſe Berechnung ſehr praktiſch war. Kaum waren die drei Poeten auf der Krone des Louisberges angekommen, als ſie das Mädchen in Begleitung ihrer Eltern durch einen dunkeln Laubgang folgen und aufmerkſam umherſpähen ſahen nach der untergehenden oder nach der aufgehenden Sonne. Wie verabredet, ſo geſchah es. Die alten Eltern waren ganz entzückt über die ſchönen Sagen, über die alten Helden und ihre Abenteuer, die ihnen erzählt wurden. Der Frau gefiel beſonders Karl der Große und ſein Schreiber Eginhard. „Solche Männer gibt es doch jetzt nicht mehr," ſprach ſie. „Sie finden Sie nur noch unter den Poeten," antworteten die Beiden mit berechnender Anzüg-

lichkeit. — „Aber wo iſt denn unſere Tochter?“ fragte der Alte, ſich umſchauend. Und die Tochter kam mit Eginhard zwanzig Schritte hinter den Andern, und ſie war ſo angelegentlich vertieft in das Geſpräch mit ihrem Begleiter, daß ihr wohl noch ſchönere Geſchichten mußten erzählt worden ſein, als ihren Eltern. Als die Geſellſchaft wieder beiſammen war, dankte der Alte für die intereſſante Unterhaltung, bedauerte, nicht länger daran Theil nehmen zu können, weil er ſogleich nach Belgien abreiſen müſſe, und empfahl ſich mit den Seinigen bis auf Wiederſehen. Die Poeten waren ſo entzückt über das Gelingen ihres Plans, daß ſie ganz vergaßen, ſich nach dem Namen der Familie zu erkundigen, und, echt poetiſch, ſie abfahren ließen, ohne ſie zu kennen. Aber Eginhard? Was er geſprochen und erfahren, das weiß nur er, das Mädchen und ein kleiner ſchelmiſcher Knabe, der ſie unſichtbar begleitete. Nur ſo viel durfte er verrathen, daß er nach drei Tagen einen Brief aus Oſtende erhalten würde, wohin der Rentier N. mit Frau und Tochter in's Bad reiſ'te. Und wem hatte er ſein Glück zu verdanken? Seinen Gedichten! Das Mädchen lernte in ihm den Verfaſſer von

Gedichten kennen, die ſie auswendig wußte, und woraus ſie als Erkennungszeichen folgende Strophe wählte, welche ein Boshafter ſehr ironiſch hätte auslegen können:

„Das Auge wende nur getroſt nach Innen,
Bis dorthin ſchlagen nicht des Lebens Wogen,
Dort ſuche Du die Schätze zu gewinnen,
Die ſich dem weltbefangnen Blick entzogen.“

Was weiter erfolgte, iſt mir nicht vergönnt zu berichten. Nur iſt mir erlaubt, einen der drei Poeten namhaft zu machen, denn — er iſt todt. Sein Name iſt: Niklas Becker. Mag der Scherz, den ich hier erzählt habe, ein kleines Andenken auf ſeinem Grabe bilden, denn er hat ein Andenken verdient. Ich meine nicht den Rheinliedsdichter Becker, ſondern deſſen Dichtergemüth; nicht den berühmten Mann, ſondern den beſcheidenen Menſchen. Was die Teutſchen an ihm verbrochen, indem ſie ihn auf ihren nationalen Schild erhoben, das kann man einiger Maßen wieder gut machen, indem man den Menſchen in ihm anerkennt. Die Teutſchen ſind ſchreckliche Leute: ſie illuſtriren, wen ſie haſſen, und richten zu Grunde, wen ſie mit ihrer Liebe heimſuchen. Es iſt eine jämmerliche Sache um

ein Volk, wenn man wegen einer Dummheit von ihm geliebt wird und ſpäter die Dummheit verantworten ſoll, nachdem es zur Beſinnung darüber gekommen. Becker hatte an ſeinem ſtillnationalen Herzen ein Flämmchen angezündet, womit er den Abend eines freundſchaftlichen Zirkels zu illuminiren gedachte; plötzlich fängt das Stroh der nationalen Hohlköpfe Feuer daran und in wenig Wochen ſtehen dreißig Millionen Köpfe in Flammen. Hatte das Flämmchen die Schuld oder das Stroh? Becker gab unwillkürlich den Teutſchen eine glorreiche Gelegenheit, ſich für die Nationalität zu blamiren, ehe ſie es nur zu einer gebracht hatten.

Dieß iſt die einzige wahre Bedeutung, die er für die Geſchichte hat, und wird die Lehre, die er auf ſolche Weiſe ſeinen Landsleuten über ihre Lächerlichkeit gegeben, gehörig von ihnen gewürdigt, ſo iſt ſein Verdienſt immer groß genug. Vorzuwerfen hat man ihm nichts, man behalte die Vorwürfe für ſich ſelbſt. Vagabundirende Notizenſammler, welche früher ſich beeilten, der ungeſuchten Berühmtheit des beſcheidenen Mannes unter Bücklingen und Komplimenten ihre ſelbſtſüchtige Huldigung darzubringen, waren ſpäter

perfid genug, die Persönlichkeit des Arglosen lächerlich zu machen, weil dieselbe ihnen nicht weltmännisch zu imponiren verstanden und nicht zu der Größe jenes aufdringlichen Rufs hatte nachwachsen können. Sie hätten erkennen und bedenken sollen, daß Beckers innere Eigenschaften mehr Werth hatten, als solcher eben so schnell verlorne als erlangte Ruf. Dieser Ruf des Poeten war eben als ein Mittel zu betrachten, die Eigenschaften des Menschen auf die Probe zu stellen, eine Probe, welche keiner jener spekulirenden Egoisten bestanden haben würde. In der Rheinliedsperiode hatte die wahnsinnige Wuth für Becker einen solchen Grad erreicht, daß ihm Alles zu Gebot stand, was er nur wünschen mogte. Man wollte eine Nationalsubskription auf seine Gedichte veranstalten und es bedurfte nur seiner Einwilligung, um den armen Poeten in wenig Wochen zum reichen Mann zu machen; er aber schlug aus Ehrengründen das Anerbieten aus und blieb arm, wie er war. Alle Zirkel standen ihm offen, die Reichen und Vornehmen drängten sich in Massen um ihn und wenig Frauen seiner Umgebung würden die Hand des gefeierten Mannes ausgeschlagen haben; er aber hielt seine Hand

zurück und wartete auf ein wahres Herzensverhältniß, das er später zu seinem Unglück nicht gefunden hat. Die Gunst der Mächtigen warf alle ihre Strahlen auf ihn herab und eine dreiste Bewerbung hätte ihm Stellen eröffnet, um die ihn Hunderte beneidet haben würden; er aber dachte nicht daran, einen unverdienten Ruhm durch unverdiente Vortheile zu krönen und sein Ehrgeiz begnügte sich mit der bescheidenen Stelle eines Schreibers am Friedensgericht. Man frage die industriellen Naturen unsrer literarischen Spekulanten, welche auf einen Becker mit höhnischem Bedauren hinunterblicken, wie sie sich an seiner Stelle benommen, ob sie eine gleiche Anspruchlosigkeit bewahrt haben würden? Sie hätten den schnell erworbenen Ruhm ausgebeutet bis auf den Grund und hätten zuerst an sich, an die Ehre aber zuletzt gedacht. Es gehörte wahrlich eine solide Natur dazu, um in der Epoche des Rheinlieds als Dichter desselben nur den Verstand, geschweige die Achtungswürdigkeit des Charakters zu bewahren. Becker ist trotz dem in der ganzen Geschichte beispiellosen Erfolg seines Gedichts in jeder Beziehung geblieben, wie er war, ein bescheidener, schlichter, gemüthvoller, edelgesinnter,

durchaus reeller, wenn auch in mancher Beziehung ſchwacher Menſch. Nicht was er geworden, ſondern was er geblieben, muß den Maßſtab für ſeine Beurtheilung abgeben, und die Anwendung dieſes Maßſtabes ehrt ihn, wie er es verdient. Man hat ihm nach ſeinem Tode ein Monument ſetzen wollen. Ein Monument — angenommen, es habe einen Werth — kommt ihm nicht zu; die Anerkennung ſeiner Charaktereigenſchaften aber durfte ihm nicht entgehen und ich bringe ſie ihm dar, wie lächerlich mir auch die Rolle geweſen, die er als Rheinliedsdichter hat ſpielen müſſen. Trotz ſeinem Rheinlied war er wenigſtens mehr werth, als zehn jener „geiſtreichen" Taugenichtſe, die ihn verachten wollen.

Mögen dieſe Paar Worte eine Gerechtigkeit an ihm üben, die er bis jetzt nicht gefunden hat. Die Gelegenheit dazu war nicht unpaſſend bei der Erzählung einer fröhlichen Fahrt, die nicht hätte Statt finden können, wenn nicht Becker — ein armer Poet geblieben wäre.

II.

Fragmente aus den Beobachtungen eines freiherrlichen Badegaſtes.

1.

Die Studenten theilen die Menſchen ein in Studenten und Philiſter. Dieß ganz einfache Kunſtſtückchen ſetzt ſie, wie man die Hand umdreht, in Stand, ſich als einen bevorzugten Theil der menſchlichen Geſellſchaft zu betrachten, der die andern gelegentlich über die rechte Schulter des Humors oder die linke Schulter der Verachtung anſehen darf. Als angehender Beobachter mögte ich den Uebermuth begehen, eine ähnliche Eintheilung, freilich mit mehr innerer Berechtigung, vorzunehmen, die Menſchen nämlich in Beobachter und Beobachtete einzutheilen. Der ein-

gebildete Unterſchied zwiſchen Studenten und Philiſtern iſt nicht größer, als der wirkliche Unterſchied zwiſchen Beobachtern und Beobachteten. Könnte der Menſch ein ſichtbares geiſtiges Kleid tragen, wie er ein leibliches trägt, wir würden in dem Menſchengedränge, das unſre Erdkugel belebt, die Beobachter von dem Beobachteten etwa wie Militair oder Polizei von den Bürgern unterſcheiden. Das Wort Polizei erinnert daran, unter den Beobachtern ſelbſt wieder Unterſchiede zu machen, etwa wie Yorik unter den Reiſenden macht. Aber ich laſſe dieß bei Seite und halte mich nur an diejenigen Beobachter, zu denen ich mich ſelbſt zähle, an die harmloſen nämlich, denen es um nichts als das Intereſſe der Beobachtung ſelbſt zu thun iſt. Dieß ſtört indeß mein Selbſtgefühl keineswegs. Das Selbſtgefühl des Beobachters beſteht darin, daß er die übrigen Menſchen gleichſam als ſeine Werkzeuge betrachten kann, die ihm, ſie mögen wollen oder nicht, ſie mögen hoch oder niedrig ſtehen, zu ſeinen Beobachtungszwecken dienen müſſen. Ein General ſetzt ſich auf ſein Roß und läßt ſeine Untergebenen nach Kommando vorbeidefiliren; ich ſetze mich auf die Bank der Promenade und laſſe General wie Soldaten, Herren

wie Damen, Millionäre wie Bettler, ehrliche Leute wie Diebe die Revue paſſiren, und zwar ohne Kommando, ohne die Autorität einer äußeren Stellung, nur kraft der Machtvollkommenheit meiner guten Laune und meiner Einfälle. Iſt das nicht Grund genug zum Selbſtgefühl? Es ereignet ſich nicht ſelten, daß ſo ein reicher Bourgeois an mir vorübergeht und geringſchätzig die Qualität meines Rocktuches taxirt, oder daß ein Stutzer hochmüthig über den ländlichen Schnitt meiner Kleidung ſtutzt, oder daß ein Herr von u. ſ. w. mit verachtungsvollem Blick nach meinen Ahnen fragt, oder daß ein aufgeputztes Fräulein mich neben den lorgnettirenden Bonvivants gänzlich überſieht. Aber indem man ſolchergeſtalt über mich erhaben zu ſein glaubt, habe ich meinerſeits um ſo mehr mein Vergnügen daran und denke: „Meine Werkzeuge machen ſich!“ Wenn die Herren das wüßten, daß Mancher ſie mit ſolchen Augen betrachtet, wie würden ſie ſich ärgern, da es für ſie kein Mittel gibt, dem Beobachtungsſchickſal zu entgehen! Wenn ein Ariſtokrat die Naſe rümpft und ſie wie einen Aſt ſeines Stammbaums über mich erhebt, als wolle er mir die plebejiſche Natur damit ausklopfen, dann ſehe ich ihn humo-

riſtiſch an und ſage: Herr Baron, laſſen Sie ſich gefälligſt ein wenig beobachten! Das klingt ſo einfach, iſt ſo harmlos, und doch mögte der Herr Baron mich darum hängen laſſen. Es liegt ſo etwas Nivellirendes, ſo etwas demokratiſch Gleichmachendes in dem Recht und der Beſchäftigung des Beobachters, daß es mir mitunter ganz gefährlich vorkommt.

Wenn man eine Unterſcheidung unter den Beobachteten ſtatuiren wollte, ſo würde ich dafür ſtimmen, ſie in zwei Klaſſen zu theilen, in die Gemachten und die Natürlichen. Die Erſtern, welche mit wenigen Ausnahmen die gebildetern und höheren „Stände" ausmachen, bilden namentlich in den Städten die Mehrzahl, aber auch ſie bringen es nicht dahin, daß ihnen nicht mitunter die Natur einen Streich ſpielt; und dann ſind ſie doppelt intereſſant. Beſonders läßt ſich dergleichen an Badeorten beobachten, wo ſich Exemplare aller Länder und Stände beiſammen finden und wo ſie, auf ihre Fremdheit rechnend, den Zügel der Selbſtbeobachtung ſchießen zu laſſen pflegen, ſo wie freilich wieder Andre aus dem nämlichen Grunde ſich als etwas darzuſtellen ſuchen, was ſie nicht ſind, z. B. als ehrliche Leute. Es gibt einen köſtlichen

Ausdruck im gemeinen Leben, den man auf Diejenigen anwendet, welche ſelbvergeſſen der Natur eine Konzeſſion machen. Man ſagt: „Wie die Natur ſpielt!“ Dieß Spielen der Natur erreicht ſeine koloſſalſte Grazie bei den Zärtlichkeiten ländlicher Liebe: ein verliebter Bauer, der ſein Herz ergießt und bei ſeiner vierſchrötigen Daphne Gegenliebe findet, iſt eine der unterhaltendſten Gegenſtände der Beobachtung. Aber das Spielen der Natur iſt bei Weitem pikanter und geiſtiger, wenn es bei der Klaſſe der Gemachten vorkommt. Freilich hat man hierbei nicht an Liebeshändel zu denken; an der Wirthstafel, auf dem Spaziergange, kurz, bei den alltäglichſten und unbedeutendſten Verrichtungen kann man die Natur in der erheiterndſten Abſtufung bei ihnen ſpielen ſehen. Man fühlt ſich um ſo mehr befriedigt, wenn man darin eine Rache der Natur an einem Benehmen entdeckt, deſſen Aufgabe die Unterdrückung und Verwiſchung jeder Natur und Natürlichkeit iſt. So findet es ſich denn nach dem Geſetz, daß die Extreme ſich berühren, wirklich, daß die gemachteſten Menſchen zu Zeiten die natürlichſten ſind. Wenn die Herren M., K., P., Z., und die Fräulein B., F., K., L.,

und Mesdames D., F., S., T., wüßten, daß und warum ich hierbei an sie denke, sie würden die Beobachtung auf den Blocksberg und den Beobachter nach Sibirien wünschen. Was kann es aber helfen? Sie müssen sich fügen, sie müssen ihren Tribut zahlen: der Beobachter ist der König der Gesellschaft, und er fühlt sich um so erhabener, wenn die Beobachteten, die von ihnen dargebotenen Blößen oder Beobachtungsreize selbst nicht ahnend, mit einer gewissen naturhistorischen Passivität sich zur Musterung präsentiren. Es fällt mir hierbei namentlich ein Mann ein, der durch sein Aeußeres und besonders durch seinen naturhistorisch gezogenen Bart- und Haarwuchs bei seinem ersten Auftreten hier Jemanden zu dem unwillkürlichen Ausruf brachte: „Ein Llama!" Der Vergleich war so treffend, daß man seitdem den Mann nicht mehr ansieht, ohne zu denken oder zu sagen: „Ein Llama!" Er aber, der sich wahrscheinlich noch niemals im Spiegel der Naturgeschichte gesehen, tritt fortwährend ganz prätensiös auf, setzt sich mit vornehmer Nonchalance in die Gesellschaft, und läßt ganz unbewußt und mit naturgeschichtlicher Passivität „das Llama" an sich studiren. Wie dieser Mann mit äußerlichen, so halten

hundert Andere mit innerlichen Eigenſchaften dem Beobachter Stand, ohne das mindeſte Widerſtreben.

Es gibt Menſchen, namentlich aus der feineren Welt, welche, ſelbſt Beobachter, es ſofort herausgebracht haben, wenn ſie beobachtet werden und in ihrem hiernach eingerichteten Benehmen nichts ſo ſehr erſtreben, als den Schein, daß ſie ſich nicht beobachtet glauben. Es gibt bei dem Beobachtungsgeſchäfte keinen größern Spaß, als ſolche geſellſchaftliche Schauſpieler durch Beharrlichkeit zur Verzweiflung zu bringen, ſie zu dem Zugeſtändniß zu nöthigen, daß ſie ſich beobachtet und wohl gar errathen wiſſen. Auf dieſe Weiſe habe ich neulich, ohne unverſchämt zu ſein, einen vornehmen Weltmann der routinirteſten Sorte ſogar genöthigt, einen freundlichen Diskurs mit mir zu beginnen und ſich hinterher zu erkundigen, ob ich — zur Polizei gehöre. Uebrigens gibt es noch eine Sorte ſolcher Weltleute, an denen alle derartige Mittel und Kraftſtückchen der Beobachtungskunſt zu nichte werden und dies ſind die — Diplomaten. Ein wahrer Diplomat iſt wie eine lebendige Bildſäule: er hört dich nicht, er ſieht dich nicht und hört und ſieht doch Alles, aber du merkſt es ihm nicht an. Ich verfolge

jetzt einen Diplomaten schon seit vierzehn Tagen, um ihn zur Verzweiflung zu bringen; am Ende bringt er mich dazu.

Wenn man den Beobachter spielt, wie ich mir denn für diese Badezeit zu meiner Unterhaltung vorgenommen habe, so hat man nichts so sehr zu beobachten, als daß man nicht in seiner Eigenschaft erkannt werde. Wenn die Leute einmal wissen, daß sie einen Beobachter vor sich haben, so wird man gemieden und geflohen wie ein Spion. Man ist aber auch ein Spion, und Mancher mag sich lieber von einem Polizei-Spion, als von einem Spion der Menschenkennerei ins Auge gefaßt wissen. Ein Lichtenberg muß für Viele ein gefährlicher Mensch gewesen sein. Nur Wenige können den Gedanken ertragen, daß man ihre Eigenschaften und Manieren in sein Beobachtungsbuch einregistrirt, und das ist ein übles Zeichen der Zeit. In diesen Betrachtungen hatte ich mich vor Kurzem so festgesetzt, daß ich wieder zu einer neuen Klassifikation gelangt war und die Beobachteten eintheilen wollte in solche, die das Beobachten ertragen, und in solche, die es nicht ertragen können. Die Erstern sollten natürlich alle zu den Geistreichen gehören und ein gutes Gewissen

haben, die Letztern nicht. Mit dieser Klassifikation wäre ich indeß bald übel weggekommen. Eine hübsche Dame, die mir ebenfalls den Beobachter angemerkt hatte, suchte mein Beobachterauge durch ihre wiederholte Erscheinung förmlich auf, statt es zu fliehen. Meinem Wunsche, die Geistreiche mit dem guten Gewissen näher kennen zu lernen, entsprach sie endlich unaufgefordert dadurch, daß sie mich zu sich einladen ließ. Ich ging zu ihr und fand, daß ich im Beobachten noch ein großer Stümper gewesen war. Seit der Zeit will sie nicht mehr beobachtet sein.

Soll ich Alles aufschreiben, was ich hier beobachte? Es wäre vergebliche Mühe, denn Anekdoten oder Abenteuer kommen nicht alle Tage vor, und die interessantesten Beobachtungen, die man macht, nehmen sich geschrieben gar nicht aus, lassen sich sogar nicht wiedergeben. Nur ein Paar Skizzen hat mir die Langeweile diktirt, wenn das Podagra mich im Zimmer zurückhielt, und diese reiß' ich aus meinem Notizbuch heraus.

2.

Was ist der Mittelpunkt dieses Ortes? Wo ist sein Kopf, sein Herz oder wie man es nennen

mag? Iſt es die ſchöne Kirche? Iſt es das Rathhaus? Iſt es der Markt? Sind es die Badeanſtalten? Iſt es der Brunnen? Nein, es iſt die — Bank. Alſo gehen wir zur Bank. Wer nicht auf der Bank geweſen, iſt nicht im Ort geweſen, er hat den Leib, nicht die Seele kennen gelernt. Der grüne Tiſch iſt die öffentliche Table d'hôte, wo die ſchöne Fortuna der faſhionablen Welt ſervirt und nach aufgehobener Tafel in der Regel die Bauchgrimmen und Indigeſtionen des Unglücks zurückläßt. Ich urtheile nicht ſo ſehr rigoriſtiſch über das Bankſpiel, aber dennoch, als ich kürzlich in einer Straße an einem Baderhauſe ein Schild mit der Aufſchrift erblickte: „Hier werden Schröpfköpfe geſetzt" — konnte ich nur ſchwer der Verſuchung widerſtehen, in der nächſten Nacht das Baderſchild über die Thüre des Spielhauſes zu hängen. Meine Anſicht iſt, daß man der Freiheit zu nahe tritt, wenn man den Leuten alle Wege abſchneidet, ihr Glück zu verſuchen; die Gelegenheit, ſein Geld zu verlieren, muß dem freien Mann eben ſowohl freiſtehen, als der Verſuch, Geld zu gewinnen. Dieſe Freiheit ließe ſich bei moderirenden Einſchränkungen der Art und der Höhe des Spiels immer bewahren,

ohne daß ſie bedeutende Mißbräuche zur Folge hätte. Es ſcheint mir alſo nicht recht gethan, die Sache bloß aus dem moraliſchen Geſichtspunkte zu betrachten und ſomit das ganze Glücksſpiel zum Tempel hinaus zu jagen. Aber dennoch betrete ich den Spielſaal mit nicht minderer Bitterkeit, als der Moralrichter. Was mich bei dem Spiele empört, das ſind hauptſächlich die Kroupiers. Dieſe Leute iſt man mitunter verſucht, für eine beſondere Menſchenraçe zu halten, denn ſie haben etwas an ſich, das man an andern Menſchen gar nicht wiederfindet. Dies Gemiſch von Kaltblütigkeit und dabei von Gier, von Gedankenloſigkeit und dann wieder von Geiſtesgegenwart, von Zuvorkommenheit und dabei von Frechheit, von Zuthulichkeit und dabei von Herzloſigkeit, dies finanzielle Henkerweſen, das die Leute mit einem hergebrachten Anſtande der Berechtigung abthut, wie man eine Taſſe Kaffee trinkt oder eine Pfeife raucht — dies ganze Kompoſitum von Eigenſchaften und Manieren, von denen auch nichts, gar nichts einen menſchlichen Eindruck zurückläßt, iſt mir in der innerſten Seele zuwider und verſcheucht alle Grundſätze der Humanität, wie ein Wolf die Lämmerheerde. Man wird hart, revolutionär,

denkt an Politik, an die Croupiers der Völker und wäre im Stande, Menschenblut zu vergießen. Man mögte geradezu des Teufels werden, wenn man die Herren mit ihren überhangenden Bäuchen, in denen die Resultate ihres Geschäfts verkörpert sind, über den niedrigen Tischen thronen, mit der malitiösesten Monotonie die Orakel der Fortuna verkünden und mit den hölzernen Harken, deren Ton so herzlos-eintönig ist, wie die Stimme ihrer Herren, die Ernten ihrer verführerischen Saat zusammenharken sieht. Man meint übrigens, daß Leute, die eine solche Beschäftigung und mit ihr das Bewußtsein einer gewissen Anrüchigkeit haben, stets um so artiger und demüthiger gegen Diejenigen sich benehmen müßten, denen sie ihre Existenz verdanken. Aber nicht bloß daß sie kein Gran von Mitgefühl und Condolenz gegen die Verlierer besitzen, sie betrachten und behandeln sogar mitunter das spielende Publikum mit Geringschätzung, mit übermüthiger Verachtung. Ich habe sie die empörendsten Glossen über die Fremden machen hören, die sich um den grünen Tisch einfanden. Es ist, als wollten sie mitunter die Spieler fühlen lassen, daß dieselben sich in ihrer Leidenschaft zu Dienern solcher Diener machen, daß ihre Lei-

denſchaft um den Preis der Befriedigung ſich ſklaviſch Alles gefallen läßt, gefallen laſſen muß. Aber auch die Leidenſchaftloſen ſind nicht vor ihnen ſicher. Mir z. B. zog es eine flüſternde, höhniſche Bemerkung eines Croupiers zu, daß ich meiſt den Beobachter ſpielte und nicht den Spieler. Dadurch piquirt legte ich für einen Augenblick mein ſchlichtes, bürgerliches Inkognito ab und ſetzte ganz kaltblütig neben den Croupier eine Rolle mit hundert Friedrichsd'or, die ich eben von meinem Bankier geholt hatte, auf das rothe Feld. Der Croupier ſchlug die Karten um, und — „Roth" hatte gewonnen. Der Menſch verlor zum erſten Mal ſein kaltblütiges Henkerweſen und wurde menſchlich; ich aber ſtrich mit um ſo größerer Ruhe die zweihundert Friedrichsd'or ein, bat den Croupier um ſeinen Namen und empfahl mich. Am andern Tage, als er von ſeinem Geſchäft nach Hauſe kam, fand er auf ſeinem Tiſch eine fünf Fuß lange, aus Holz ſehr ſauber gezimmerte Naſe.

Eine noch größere und anhaltendere Genugthuung verſchaffte mir einer der fremden Spieler, ein alter Mann, abgemagert bis auf die Knochen, mit grauem, ins Grünliche ſpielendem Haar und Bart, mit gelbgrünlicher, tiefgefurchter Haut, tief-

liegenden, halb erloschenen Augen und — mit einer so duftigen, durchdringenden Beredtsamkeit, daß sogar die gegenübersitzenden Spieler ihm auswichen und daß man meinte, man müsse das Gold auf dem Tische grün vor ihm anlaufen sehen. Dieser Mann, der sich regelmäßig und pünktlich am Spieltisch einfand, hatte die Leidenschaft, sich stets dicht neben den besagten Croupier zu stellen, und da er viel sprach und dabei viel gewann, so war er für seinen Nachbar ein Mann von unvermeidlichster Unausstehlichkeit, welche noch um hundert Prozent dadurch im Werthe stieg, daß er taub war und den Croupier stets ins Gesicht fragte, was er gesagt habe. Der Croupier mogte sich geberden und winden, wie er wollte, der Alte ließ nicht von ihm ab und sein Hauch verfolgte ihn wie ein böser Athem der Nemesis. Ich fühlte die süßeste Rache für hundert unglückliche Spieler, wenn ich den Croupier so in verzweifeltem Kampfe mit dem Athem des Alten sah. Ein ganzer grüner Tisch, von solchen ekelhaften Spielern besetzt, wäre der Tod der Croupiers und würde ihrem Geschäft in zwei Tagen auf eine im Kabinetsrath der Nemesis ausstudirte Weise ein Ende machen. Uebrigens gibt es hier noch eine andere Art von

Erwerbern, die nicht durch den Athem der Leute beläſtigt werden, indem ſie hinter ihnen ſtehen. Als ich vor einigen Tagen aus dem Spielſaale gekommen war, vermißte ich in den Rocktaſchen mein Taſchentuch und meine Brieftaſche. Da muß man ja partout bankerott werden, wenn man von vorn und von hinten zugleich geplündert wird.

3.

Es verſteht ſich, daß ich nicht umhin gekonnt habe, auch das hieſige Theater einmal zu beſuchen. Nur iſt es mir ſchwer geworden, zum Entſchluß zu kommen, da die Auswahl der Stücke hier noch geiſtloſer iſt, als anderwärts. Es ſcheinen Geſundheitsrückſichten zu ſein, welche die Direktion beſtimmen, den Beſuchern nicht zu viel Geiſtesanſtrengung zu verurſachen. Heute Oper, morgen Oper, nichts als Oper. Endlich hat man einmal eine Abwechſelung für gut befunden: es wurde Schiller's „Kabale und Liebe" gegeben. Und was war der Erfolg? Es wurde ganz gut geſpielt, aber — beinahe vor leeren Bänken. Seltſam! Wenn auch die Schiller'ſche „Liebe" nicht mehr in der Mode iſt, ſo iſt es doch die „Kabale" um

ſo mehr und die Sympathie für die letztere hätte namentlich in dieſem Orte auf ein größeres Publikum hoffen laſſen.

Uebrigens hat die „Kabale und Liebe" ſehr anſteckend auf mich gewirkt. Nicht die „Luiſe" hat mich in Gefahr gebracht, denn ſie iſt mir zu ſentimental, aber die „Lady Milford". Sie wurde repräſentirt von einer Frau, welche mit einem reizenden Aeußern eine ganz bezaubernde Anlage für ſolche Rollen beſitzt, die mit moraliſchem Salz und Pfeffer beſtreut ſind. Ihre ſonore, leidenſchaftliche Stimme war wie gemacht für die Herausfoderungen der Koketterie und ihre ſtolze Haltung ſprach es aus, daß ſie beſtändig auf der Menſur der Liebe ſtand. Man dachte unwillkürlich: in der That, mit ſolchem Weibe mögt' ich mich in den Pikanterien einer zärtlichen Feindſchaft meſſen. Edelmuth und dabei Intrigue, Hingebung und dabei Stolz, leidenſchaftliche Innigkeit und dabei berechnende Kälte — das ſind Eigenſchaften, die einen Mann nicht befriedigen, aber feſſeln, nicht erheben, aber jedenfalls herausfodern müſſen. Dahin bringt es auch der kälteſte Verſtandesmenſch nicht, daß er nicht für die Reize eines Weibes noch Phantaſie und Romantik übrig hätte. Die

Lady Milford war wirklich reizend und ich habe ihren Liebeshandschuh aufgehoben. Ihre Eigenschaften erhalten allerdings einen schmutzigen Anstrich durch das Amt, welches sie bekleidet, aber das Stück enthält wenigstens nichts, was in den Wirkungskreis ihrer eigentlichen Hofqualität fällt, und dadurch erhielt die darstellende Künstlerin freie Hand, mit dem interessantesten Theil der Rolle zu ihrem Vortheil zu schalten, ohne durch den widrigen Theil derselben benachtheiligt zu werden. Und diesen Vortheil hat sie so vortrefflich auszubeuten gewußt, sie hat ihre Rolle so reizend idealisirt, daß — nun das Weitere hab' ich schon gesagt.

Doch das weibliche Personal hat mich nicht so weit in Anspruch genommen, daß ich nicht auch Aufmerksamkeit auf das männliche verwandt hätte. Namentlich hat mich der Darsteller des Sekretärs „Wurm" befriedigt. Er ließ zwar seinem Präsidenten gegenüber, den er als Mitwisser eines geheimen Verbrechens so zu sagen in der Hand hatte, etwas von jener halben Impertinenz vermissen, welche bei gemeinen Seelen da, wo sie sich sicher wissen, auch durch die größte Devotion hindurchschimmert; im Ganzen aber zeigte er, daß

er die nicht leichte Kunst verstand, eine Charakterrolle zu zeichnen. In der Szene, wo er der Luise Miller den höllischen Brief diktirt, warf diese bei einer plötzlichen Aufwallung des Abscheus die Feder weg. Bei der spätern Fortsetzung des Briefs nahm sie eine andere Feder aus dem Dintenfaß. Indem sie mit dieser schrieb, zog Sekretär Wurm kaltblütig das Federmesser aus der Tasche, hob die hingeworfene Feder auf, schnitt sie mit sekretärischer Kunst zurecht und in dem Augenblick, wo Luise mit dem Brief zu Ende kam, spielte er ihr, wie der deutlichern Unterschrift wegen, die frischgeschnittene Feder in die Hand und sie unterschrieb damit in opfermäßiger Folgsamkeit ihr Todesurtheil. Dieser kleine Zug übte eine ganz dämonische Wirkung aus. Solche kleine Zuthaten sind es überhaupt, welche den denkenden Künstler verrathen, während die gewöhnlichen Schauspieler auch bei der gewandtesten Gestikulation und der schönsten Deklamation nur Komödianten bleiben. Namentlich bei Seidelmann hatte man Gelegenheit, die Anwendung solcher Zuthaten zu beobachten, die aber niemals so auffallen dürfen, daß sie auf die Rolle gepfropft zu sein scheinen. Sie müssen sich mehr durch ihre Wirkung als ihre Erscheinung

verrathen. Ich rechne hierher auch die eigenthümlichen Töne und das teufliſche Blaſen, deren ſich Seidelmann als Mephiſtopheles bediente. Wenn einer ſeinem Beiſpiel folgen will, ſo mögte ich ihm noch ein Kunſtmittel empfehlen, das von erſchütternder Wirkung ſein müßte, nämlich ein aus dem Hintergrunde des Theaters hervortönendes Echo der prägnanteſten Endworte des Mephiſtopheles. Zum Beiſpiel: Mephiſtopheles ſagt:

„Nichts Abgeſchmackteres kenn' ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt."

Darauf ſpricht das Echo im Hintergrunde, in gezogenem Ton verklingend: — — — — „zweifelt!"

Die Lehre von den künſtleriſchen Zugaben bei der Darſtellung ſchien ſich heute Abend auch die Frau des Muſikers Miller gemerkt zu haben. Im Stücke ruft ſie irgendwo (es iſt von Luiſen die Rede) ſchmerzlich aus: „das Lamm!" Auf der Bühne rief ſie aus: „das Wurm!" Indem ſie, den Sekretär Wurm im Kopf, von dieſem böſen Geiſte des Stücks einen ſo ergreifenden Gebrauch machte, dachte ſie wahrſcheinlich ſo: wo von einem Frauenzimmer die Rede iſt, darf es nicht heißen „der Wurm"; „die Wurm" geht auch nicht an,

„die Würminn" noch weniger, es bleibt also nur als juste milieu übrig: „das Wurm!" Das Publikum rief: da capo!

4.

Unter den Fremden, die ich hier herumspazieren sehe, finde ich keinen amüsantern, als einen gewissen teutschen Literaten oder Poeten, der seine Biographie mit der Erinnerung bereichern will, daß er eine Badesaison verlebt habe. Krank ist der Mann nicht, wenigstens hat er keine Krankheit, die man mit Mineralwasser heilt; das einzige Wasser, das ihm dienen könnte, wäre Lethewasser, damit er seine Eitelkeit ablegen lernte. Was diese gute Seele auszeichnet, das ist der selbstverläumderische Glaube, er sei berühmt. Es ist zum Todtlachen, wenn man ihn mit selbstgenügsam zusammen gezogenem Munde durch die Straßen und Promenaden wandern und die Last seiner Unsterblichkeit hochschulterig umhertragen sieht. Daß man ihn hier am Orte so wenig kennt, als man ihn in der Literatur nennt, glaubt er so wenig, als daß seine Gedichte keinen Heller werth sind. Man muß ihn sehen, wie er nach den Blicken

der Vorübergehenden haſcht und die vermeintliche Ueberraſchung der Fremden über den Anblick des großen Mannes mit ſeitwärts blinzenden Augen belauert; wie er, ſo oft neue Ladungen von Fremden ankommen, mit ſcheinbarer Achtloſigkeit an deren Abſteigequartieren vorüberſtreicht, um die Ankömmlinge gleich mit der Ueberraſchung zu bewillkommnen, daß der große Mann noch da ſei. Es iſt kein Buchladen im Orte, bei dem er nicht ſchon nach ſeinen Gedichten gefragt hätte, und nirgends ſind ſie zu haben — Alles vergriffen. Mitunter geht er ein Paar Tage auf's Land, bloß um ſich bei der Rückkehr von Neuem in die Fremdenliſte eintragen zu können. Zu gleichem Zweck wechſelt er alle vierzehn Tage die Wohnung. Neulich hat er auch das Glück gehabt, in einem Journal, das viel Geſchäfte in Aufenthalts- und Reiſenachrichten macht, der Welt zu wiſſen zu thun, daß außer andern diſtinguirten Perſonen der Dichter N. „zu Bad N." die Saiſon zuzubringen gedenke. An dem Tage, wo das betreffende Blatt anlangte, war er gar nicht von der Straße zu ſchlagen. Die ganze Literatur wird in Bewegung geweſen ſein, als ſie die Nachricht las, daß N. zu N. ſei; in N. aber wurde die

ganze Saiſon hindurch geſpielt, geliebt, getrunken, getanzt, geluſtwandelt und, der Himmel weiß, was ſonſt noch, aber an den Dichter N. hat keine Seele gedacht. Man muß es wohl glauben, daß die Unſterblichkeit eine herrliche Sache ſei; was mir aber am Beſten an ihr gefällt, iſt dieß, daß man ſie ſo hübſch vorwegnehmen kann. Der Dichter N. konſumirt täglich ein ſolches Quantum Unſterblichkeit, daß zehn Mann genug daran hätten, und iſt er geſtorben, ſo hat er ſeine Unſterblichkeit weg, während Andere ſie erſt von der Nachwelt erwarten. Es lebe die Unſterblichkeit!

5.

Es gibt hier ein ganzes Heer von Künſtlern, welche nothgedrungen und uneigennützig eine öffentliche Kunſt ausüben, um deren willen ich ſie herzlich bedaure, die aber doch auch ihre humoriſtiſche Seite hat. Dieſe Kunſt beſteht im Hinken. Hier gibt es alle mögliche Sorten von Hinkenden; der Eine hinkt mit dem Rücken, der Andre mit den Hüften, der Eine mit dem rechten, der Andre mit dem linken Bein, der Eine vorwärts, der Andre rückwärts. Wenn man ſe-

den Einzelnen betrachtet, so drängt sich nur das Gefühl des Bedauerns auf; wenn man aber eine ganze Gesellschaft beisammen, wenn man die Hinkenden in Masse sieht, so kann man sich wirklich mitunter der Vorstellung nicht enthalten, sie trieben ein Geschäft damit, eine Kunst, die erlernt sein wolle, und in welcher der Eine Anfänger, der Andere Doktor, der Dritte Virtuose sei. Wenn ich über die Hinkenden scherze, so mag mir das erlaubt sein, da ich mit meinem Podagra selbst zu ihnen gehöre. Es muß meinen Kollegen ein Trost sein, wie mir, wenn sie über ihre Atitüden und Figuren lachen können. Freilich mag das nicht immer gelingen. Man sieht mitunter Invaliden aus dem Heere des Amor und des Bachus, die wie lebendige Biographien über die Straße schleichen und die nur warnen, nicht zum Lachen reizen mögen. Welch ein beruhigendes Gefühl für das schöne Geschlecht, daß es unter diesen Leidenden so selten vertreten ist! Hinkende Damen sind Seltenheiten. Auf dem Manöverplatze der Hinkenden sieht man die Schönen nur als Adjutanten, als Stützen am Arm ihrer verlebten Männer und Väter. Unter den Pflanzen

werden die Blumen von den dürren Stäben, unter den Menſchen die dürren Stäbe von den Blumen geſtützt.

6.

Nein, das war fürchterlich! Ich habe ſonſt eiſerne Nerven, aber dieſe Probe war zu ſtark. Heute Vormittag gehe ich in eine Badeanſtalt und laſſe mir eine Zelle anweiſen. Dieſe Zellen befinden ſich alle neben einander, nur durch eine dünne Wand getrennt, welche aber nicht an die Decke reicht, ſo daß die Luft über ſämmtliche Bäder in einem Zug wegſtreichen und man in dem einen Bade ziemlich deutlich hören kann, was im andern vorgeht. Kaum war ich in mein Bad hinabgeſtiegen, als ich in einem benachbarten ganz eigenthümliche, bald ächzende, bald knurrende, bald weinerliche, bald ſcheltende Töne vernahm, ſo daß ich wirklich nicht wußte, ob ſie von menſchlichen oder ſonſtigen Weſen herkamen. Ich lauſchte. Die Töne wurden immer lauter und verworrener. Mitunter miſchte ſich ein lauter Schrei, dann ein wahres Brüllen hinein. Zugleich aber wurde dieſe fürchterliche Muſik durch ein lebhaftes Geplätſcher

im Waſſer akkompagnirt. Anfangs kam mir die Sache lächerlich vor. Als aber das Getön immer lauter, der Lärm immer anhaltender wurde, wandelte mich einige Beſorgniß an. Ich dachte mir, es müſſe Jemand vom Schlage gerührt und in der Gefahr des Ertrinkens ſein. Bei aufmerkſamerm Horchen unterſchied ich jedoch mehre Stimmen; zwei davon waren offenbar Weiberſtimmen, aber ſehr bejahrte und widrige, die dritte war eine Männerſtimme. In den Tönen des Mannes lag etwas Leidendes, Verzweiflungsvolles, in denen der Weiber etwas Zuſetzendes, jedenfalls etwas, das ihre Ueberlegenheit über den Mann kund that. Sollten die Weiber den Mann vielleicht gebunden haben und mißhandeln? Sollten ſie wohl gar im Begriff ſein, ihn zu erſäufen? Wer weiß, welche Furien und Verbrechen ſich in dieſen Aufenthalt aller Raçen und Geſinnungen verlaufen mögen! Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, überlegte ich, ob ich mich nicht raſch wieder anziehen und dem armen Mann zu Hülfe eilen ſolle. Da wächſt auf einmal das Durcheinander von Geſchrei, Geheul, Geplätſcher und Gepolter zu einem ſo furchtbaren Getöſe an, daß man ſich in einer Menagerie der wildeſten Beſtien

zu befinden glaubt, die ihre Käfige zerriſſen und in wüthendem Kampfgetümmel mit den Wärtern und dem Publikum begriffen ſind. Es war, als hätten ſich die drei Stimmen zu zwanzig, dreißig der verſchiedenſten Art und Stärke vervielfältigt. Jetzt war jeder Zweifel in mir verſchwunden, daß man im Begriff war, ein gräßliches Verbrechen zu begehen. Im Nu bin ich aus dem Waſſer, werfe mir das Hemde über, ſtürme hinaus, rufe mit mörderiſcher Stimme Hülfe und Polizei, und trete mit gewaltigem Stoße an dem Mörderbade die Thüre ein. Was erblicke ich? Zwei alte Weiber, von der aufgeſtoßenen Thüre erfaßt, fliegen mit entſetzten Geſichtern nebſt ein Paar Stühlen in die Ecke, und ſeitwärts blickt mich mit gleich entſetztem Geſicht aus dem Bade ein alter, in einander gekrümmter, mit — Blut überlaufener Mann an. Im Begriff, die beiden Weiber zu faſſen, um ſie den Händen des Badewirths und der Gerechtigkeit zu überliefern, laſſe ich den Blick nochmals auf den unglücklichen Mann fallen und ſehe das Opfer an Beinen, Hüften und Schultern mit ungeheuren kupfernen Nägeln bedeckt, die ihm tief in's Fleiſch geſchlagen ſind. Gräßliches Verbrechen! Zugleich aber einen Blick

auf den Tiſch werfend, ſehe ich auch dort eine Menge dieſer Mordwerkzeuge, aber ohne Spitzen, nur hohle Köpfe .... Ich war wie vernichtet! Ihr werdet mich fragen, ob ich niemals — Schröpfköpfe geſehen hatte? An meiner Stelle würdet ihr nicht ſo raſche Beſinnung gezeigt haben; doch das Räthſel habt ihr gerathen. Der alte Mann war kontrakt, ſo kontrakt, daß er bei der leiſeſten Bewegung vor Schmerz ſtöhnte und ſchrie; die eine der alten Frauen war ein weiblicher Bader und die andere war die beſorgte Ehehälfte des Vielgequälten, welche die Schröpfkur, die nach der Verordnung des Arztes in einem warmen Bade vorgenommen werden mußte, liebend und helfend überwachte. Schickſal, was hatte ich gethan! Nur durch die triftigſten Entſchuldigungen und die glaubhafteſten Aufklärungen über das tragiſche Mißverſtändniß konnte ich mich davor ſichern, daß nicht die Szene ſich umkehrte und die Polizei gegen mich aufgeboten wurde.

Wäre ich übrigens ein Maler, ſo würde ich die Szene malen, welche ſich durch die aufgeſtoßene Thür nach meinem gewaltſamen Eindringen dem erſtaunten Blick der herzugelaufenen Haus-

bewohner darbot, und aus welcher ich mich im Hemde beſcheiden und beſchämt in meine Zelle zurückzog.

7.

Neben meinem Logis wohnt ein Engländer, ein perſonifizirtes Kurioſum. Er iſt ein wahrer Virtuoſe in der Kleinigkeitskrämerei. Für dieſen Mann exiſtirt gar keine Außenwelt, ſeine ganze Welt iſt ſein Häuschen und ſein Gärtchen. In einem Gärtchen von zwanzig Schritt Länge und zehn Schritt Breite iſt er jetzt ſchon ſeit Monaten Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend beſchäftigt. Er hat ſo viel Garten-Geräthſchaften, daß er die ſämmtlichen Anlagen meines Freundes Pückler zu Muskau damit bedienen könnte, und dieſe ſämmtlichen Geräthſchaften ſetzt er alle Tage auf einem ſtubengroßen Terrain in Bewegung. Es iſt kein Steinchen in ſeinem Garten, das er nicht kennte und nicht ſchon hundert Mal umhergeharkt, kein Gräschen, das er nicht ſchon beſichtigt, kein Blümchen, das er nicht erzogen, kein Inſekt, das er nicht ſchon verfolgt oder ſonſt in Behandlung genommen hätte. Mit einer wahrhaft

preußiſchen Bevormundungsſucht macht er ſich über Alles her, was in ſein Gebiet gehört: er bevormundet das Sandkorn auf dem Wege und den Grashalm auf dem Raſen. Man ſpricht mitunter von Inſektenſeelen; dieſer Mann muß eine haben, die nicht größer iſt, als eine Maikäferſeele. Uebrigens beſchäftigt er ſich nicht bloß mit dem Mineralreich (der Gartenerde) und dem Pflanzenreich (ſeinen Blumen und Gräſern), ſondern auch mit dem Thierreich. Er hat eine Menagerie. Eigentlich ſollte ſie aus Fliegen, Spinnen, Maikäfern, Schmetterlingen ꝛc. beſtehen, ſie beſteht aber aus vier- und zweibeinigen Geſchöpfen, ja, ſogar aus beinloſen, nämlich Fiſchen. In ſeinem unermeßlichen Park hat er auch einen — Fiſchteich angelegt. Derſelbe mißt zwei Fuß im Durchmeſſer und hat eine Tiefe von mindeſtens ſechs Zoll. In dieſem See ſchwimmen etwa ſechs jener kleinen Stechbarſche umher, die man in Feldgräben zu finden pflegt. In der Nähe des Sees iſt ein Berg angelegt, von wenigſtens vier Fuß Höhe. Darauf ſtellt ſich mitunter der Sohn des meerumſpülten Albion und ſieht in den Fluten unter ſich dem Spiel der Felddelphine zu. So oft ich ihn dort ſehe, wandelt mich immer die Angſt vor einem

Unglück an. Wenn nun, ſo denke ich mir, die Zeit erſcheint, wo die Delphine Eier legen, wenn dann durch die Eier der See zum Ueberlaufen kommt und die Ueberſchwemmung plötzlich den neuen Noah ohne Arche umringt, erfaßt, mit ſich fortreißt — das Schickſal behüte dieſen Mann, der Familienvater iſt, vor ſolchem Unglück! Ich werde ſofort zu ihm gehen und ihn auf die Gefahr aufmerkſam machen.

8.

Meine Ahnung iſt in Erfüllung gegangen. Ich habe ſeit meinem Hierſein immer gefürchtet, daß ich mit meinen Beobachtungen und Bemerkungen eine Revolution hervorrufen würde. Die iſt denn nun wirklich erfolgt und ihre Träger, man denke ſich, waren die Vertreter der Harmonie, die Muſiker. Gleich Anfangs ſchon fiel es mir auf, daß alles geiſtige Intereſſe, welches in dieſem Ort zu finden iſt, ſich in die Muſik gerettet hatte. Auf Bällen Muſik, in Konzerten Muſik, in den Promenaden Muſik, im Theater Muſik, in den Gaſthäuſern Muſik, überall Muſik. Auch ſpielten im geſelligen Leben die Muſiker, die

Sänger, die Sängerinnen, die Virtuoſen, die Dilettanten u. ſ. w. hier überall die Hauptrolle. Das Unweſen wuchs zur höchſten Höhe, als vor kurzer Zeit ein ausgemergelter Prinz mit ſeinem ausgemergelten Hof ſich hier niederließ, um durch eine neue Umgebung ſeine Lebensgeiſter wieder auffriſchen zu laſſen. Da wurde denn muſizirt und dilettirt und fetirt, daß Einem Hören und Sehen hätte vergehen können. Ich kam hierdurch auf den Einfall, dieſer muſikaliſchen und künſtleriſchen Welt auf eine dem Anſchein nach abſichtloſe Weiſe eine Diverſion zu machen und ließ folgende barocke, aus Wahrheit und Uebertreibung abſichtlich zuſammengeſetzte, aber auf die hieſigen Zuſtände und Perſonen genau berechnete Bemerkungen in ein hier erſcheinendes Blatt einrücken:

„1) Wer bloß Künſtler iſt, der iſt nur ein halber Menſch. Die Kunſt iſt nicht das Leben, aber das Leben iſt die Kunſt.

2) Keine Kunſt hat engere Grenzen, als die Muſik. Um das Gebiet derſelben zu erweitern, achtet man die wirklichen Gränzen nicht und macht aus der Kunſt Künſtelei und aus der Künſtelei eine Stärke.

3) Das wahre Gebiet der muſikaliſchen Kunſt iſt beſchränkt auf die Melodie. Die Zeiten der Melodie ſind einſtweilen vorbei und die meiſten Muſikkünſtler ſind paraphraſirende Affen der begrabenen Meiſter.

4) Ich kenne keine einzige Note und eben aus dieſem Grunde traue ich mir ein Urtheil über Muſik zu.

5) Eine Muſik, die den Laien nicht anſpricht, iſt ohne muſikaliſchen Werth.

6) Ein Lied mit hübſcher Melodie, von einer guten Drehorgel vorgetragen, macht auf mich mehr Eindruck, als ein ganzes neumodiſches Konzert.

7) Die Muſikwuth der meiſten Menſchen beruht auf ihrer Leerheit. Die Muſik bietet das geeignetſte Mittel, etwas zu leiſten, ohne etwas zu ſein, und zu unterhalten, ohne Geiſt zu haben.

8) Könnten wir auf zehn Jahre die Muſik aus unſerm Leben ſtreichen, wir würden fünfzig Jahre für unſre Vernunftreiſe dadurch gewinnen.

9) Viel Muſik macht den Geiſt krank und verweichlicht den Charakter; Muſik cum grano salis veredelt beide.

10) Ein gutes Schauſpiel iſt mehr werth, als zehn gute und zwanzig ſchlechte Opern.

11) Die Oper ist die Klippe für die Musik und der bunte Kirchhof für die Poesie.

12) Der Fluch der Oper haftet nicht bloß an dem Mißbrauch, den sogenannte Künstler so oft von dieser Erfindung machen, sondern auch an der Gattung. Eine gute Oper würde nur eine solche sein, in welcher der Poesie wie der Musik ihr Recht widerführe. Dann hörte sie aber wahrscheinlich auf, Oper zu sein. Unsre jetzige Oper kann nur leben auf Kosten der Poesie und des gesunden Menschenverstandes. Deshalb sagt Müllner mit Recht: „Die Oper ist ein Rührei von Kunst und Unsinn."

13) Die Musik ist die Sprache des unbestimmten Gefühls und der überschwenglichen Phantasie. Diese Sprache beginnt, wo die andere aufhört oder noch nicht begonnen hat. Die Töne lösen die Worte ab, wo diese sich zum Ausdruck unverkörperbarer Empfindungen für unzureichend erklären. Dadurch ist zugleich der Musik ihre Gränze gewiesen. In das Gebiet des Verstandes, dessen Sprache Worte sind, darf sie sich nicht wagen. In der Oper aber wagt sie sich hinein, dort will sie nicht bloß Empfindungen, sondern auch Situationen, nicht bloß Andeutungen, son-

dern auch Bezeichnungen darſtellen und ausdrücken. Sie will die Wortſprache verdrängen, ſtatt ſie bloß zu begleiten, und damit ſie bei dieſer Repräſentation die Probe beſtehe, bedarf ſie der Geiſtloſigkeit.

14) Ein Vorſchlag zu einer Oper. Man ſchaffe ein vollſtändiges Drama und laſſe, ohne der Natur Abbruch zu thun, einen unſichtbaren Geiſterchor, der bald durch Männer-, bald durch Weiberſtimmen, bald ſogar durch bloße Inſtrumentalmuſik repräſentirt wird, in geeigneten Augenblicken, wo das Gemüth durch die Worte des Stücks gehörig vorbereitet iſt, ſich in den Gang deſſelben einmiſchen und zwar immer ſo, daß ſein Zuſammenhang mit dem Stück ſich deutlich macht. Am Beſten geſchähe dies vielleicht am Ende, mitunter auch vor dem Beginn von Akten und Szenen. Die Sprechenden dürften nie durch dieſe Muſik, von deren Exiſtenz ſie vielleicht gar keine Notiz zu nehmen hätten, unterbrochen oder in Anſpruch genommen werden und nur, wo wirkliche Lieder von den handelnden Perſonen vorzutragen wären, dürfte die Muſik unter dieſelben treten. Eine pantominiſche Notiznahme wäre vielleicht mitunter geſtattet. Eine ſolchergeſtalt angebrachte

Musik (sie ließe sich sogar auch im Lustspiele verwenden) würde der Poesie als eine himmlische Gehülfinn zur Seite gehen, niemals aber mit ihrer hehren Schwester in Konflikt gerathen und derselben ihr eigenthümliches Gebiet streitig machen. Sie würde sogar die Aufführung mancher Stücke erleichtern, die jetzt nur selten oder gar nicht zur Darstellung kommen, weil sie nicht bühnengerecht sind. Welche Effekte würde eine wohlangebrachte und dem Text entsprechende Musik im Faust von Göthe hervorbringen! Aber man dürfte nicht, wie es jetzt wohl geschieht, die Musik sich dabei vordrängen lassen.

15) Es gibt vielleicht nichts Lächerlicheres in der Welt, als das offizielle sogenannte Phantasiren, namentlich auf dem Klavier. Höchstens wird diese Lächerlichkeit durch diejenige überboten, daß eine ganze große Konzert-Gesellschaft mit ernstem Gesicht so einen auf Kommando phantasirenden Konzertgeber sein Instrument Viertel-Stunden lang kann betasten und behämmern sehen und dann in dem Augenblick, wo sie einzuschlafen beginnt, plötzlich in rauschendem Applaus wie eine Kette Feldhühner in die Höhe fährt.

16) Faſt alle Muſikſtücke ſchließen auf gleiche Weiſe mit einem ohrbetäubenden Anlauf. Man glaubt einen Schnellläufer zu ſehen, der in der Nähe des Ziels ſich erſchöpft fühlt, ſich mit einer letzten Kraftanſtrengung nach demſelben hinſchnellt und dann — Plumps! niederſtürzt. Beim Schreiben iſt für die meiſten Leute das Schwerſte der Anfang; beim Komponiren ſcheint das Schwerſte das Ende zu ſein.

17) Die Poeſie iſt die höchſte Kunſt und die höchſte Intelligenz iſt die höchſte Poeſie.

18) Ueber die Eindrücke, welche die Muſik auf den Menſchen macht, hat ſich noch Niemand Rechenſchaft geben können und Keiner hat ſie erklärt. Ich wage eine Hypotheſe. Die Muſik iſt das Produkt der Schwingungen, welche die Töne in der Luft hervorbringen. Die Luft iſt geſchwängert mit Dem, woraus die Seele beſteht. Die Art der Schwingungen in dem Meer dieſes Seelenſtoffs beſtimmt die korreſpondirende Wirkung in der Seele des einzelnen Menſchen. Dieſer Hypotheſe, deren weitere Ausführung ich philoſophiſchen Muſikern überlaſſe, liegt eine materialiſtiſche Anſicht von der Seele zum Grunde. Aber der wahre Materialismus iſt noch bei Weitem nicht genug

erfaßt und der wahre Materialismus iſt der höchſte — Idealismus.

19) Ein Improviſator iſt ein Mittelding zwiſchen einem Komödianten, einem Poeten und einem Taſchenſpieler, oder vielmehr ein Kompoſitum aus allen dreien.

20) Es gibt in unſerer Zeit weniger wahre Muſiker als wahre Poeten, aber bei Weitem mehr Muſikanten als Poetaſter.

21) Schon in Griechenland eiferte man zur Zeit gegen die Muſik, weil ſie das Volk verweichlichte. Wenn es bei uns fortgeht, wie bisher, ſo werden wir in nicht langer Zeit ein Volk von Fiedlern und Opernhelden werden.

22) Muſik und Muſik iſt ein Unterſchied. Als Eduard I. von England ſich das freiheitliebende Wales unterworfen hatte, ließ er die Barden ermorden, damit ſie nicht durch ihre Geſänge die alte Freiheitsluſt wieder aufregten. Barden und — Opernſänger!

23) Violinſaiten werden aus Katzendärmen fabrizirt. Der Bogen manches muſikaliſchen Wütherichs erinnert durch die Töne ſeiner Saiten an die Herkunft derſelben.

24) Dem wahren Künſtler iſt die Quelle der Kunſt die Natur; dem falſchen die Kunſt ſelbſt.

25) Die Kunſt, nach Noten nicht blos zu ſingen, ſondern auch zu ſprechen, iſt das non plus ultra der Opernkunſt. In der „weißen Dame" wird ſogar eine Verſteigerung nach Noten abgehalten. Wir werden es dahin bringen, daß wir nach Noten Regel-de-Tri-Exempel rechnen und unſre Geſchäftsfreunde muſikaliſch alſo anreden: „Acht Tage nach Sicht zahlen Sie gegen dieſen meinen Primawechſel die Summe von 49 Thlr. 29 Sgr. 11 Pf. Preuß. Kour. Werth in Rechnung." (Die Noten beliebe der muſikaliſche Leſer ſelbſt hinzuzudenken.)

26) Wie eng die künſtleriſche Sphäre der Muſik iſt, erkennt man daran, daß die geiſtige Sphäre der Muſiker ſo eng zu ſein pflegt, und wie eng dieſe Sphäre iſt, kann man ſofort erproben, wenn man ſich in ſie hineinwagt. Suche die Menſchheit zu einem Zelotenheer zu machen, gefährde das Vaterland, zernichte die Freiheit — die Muſiker beunruhigſt du nicht dadurch und ihr Tempo bleibt wie es war; tritt aber an ihr

Notenbüreau und berühre ihr Instrument — und sofort steht das Orchesterheer der ganzen Gegend wider dich auf und bläs't Sturm. J. J. Rousseau hat sich nicht so viel Feinde durch seine politischen Schriften gemacht, als durch seine musikalischen. Die Musik hat es nur mit dem Gefühl zu thun; kein Wunder, daß der Geist ihr so selten zur Seite steht. Doch hat das Alles wieder sein Gutes. Es ist schlimmer, wenn die Menschen gar nicht, als wenn sie nur durch gewisse Mittel affizirt werden können. Daß sie überhaupt affizirt werden, ist die Hauptsache, und wenn ihr Blut einmal in Zirkulation geräth, so sind sie wenigstens vor dem Schlagfluß gesichert.

27) Ich fragte neulich einen berühmten Kompositeur, warum er nicht einmal den Versuch mache, den Inhalt eines seiner Tonwerke mit Worten anzudeuten? Er antwortete: „Hätten Homer und Virgil Hochdeutsch geschrieben und unsern philologischen Auslegern nichts zu thun gegeben, sie wären nicht halb so berühmt bei uns geworden. Ich werde mich hüten, meine Tonwerke in Worte zu übersetzen, — vorausgesetzt, daß dieß möglich wäre."

28) So lang die Künſtler den Despoten nachlaufen, bleibt die Göttin der Kunſt zur Hure degradirt.

29) Es gibt Menſchen, die ſo dürr und poeſielos ſind, daß das ſchönſte Geiſtesprodukt ſie nicht zu affiziren vermag. In einem muſikaliſchen Vortrag dagegen behaupten ſie alle Schönheit und Poeſie in nuce zu „genießen.“ Sollen ſie aber Rechenſchaft über die Art dieſes Genuſſes geben, ſo verſchanzen ſie ſich hinter die Unausſprechlichkeit. Die proſaiſchſten Menſchen affektiren oft das Privilegium einer Empfänglichkeit, die der größte Poet ablehnen muß.

30) Als ich vor einigen Jahren an der afrikaniſchen Küſte Schiffbruch litt, umringten mich die menſchenfreſſenden Wilden, zündeten ein Feuer an, nahmen ihre Meſſer in den Mund und tanzten mit wüthenden Geberden um mich herum, indem ſie eine ergreifende Frühſtücks-Arie improviſirten. Dieſe Vorſtellung machte einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich mich ganz in die Gewißheit verlor, einer meiſterhaften Oper beizuwohnen. In dem Augenblick, wo die hungrigen Wilden ihre Arie in höchſter Aufregung beendigt hatten und im Begriff waren, Hand an mich zu

legen, konnte ich mich nicht enthalten, mächtig Beifall zu klatschen und da capo zu rufen. Dieß imponirte den überraschten Wilden der Art, daß sie augenblicklich ausrissen — und ich war gerettet. Dieser Vorfall hat mich zu dem Entschluß gebracht, nächstens in die Oper zu gehen und da capo zu rufen. Dr. Nebel."

Diese dreißig Theses waren es, welche den ganzen Badeort in Aufruhr brachten. „Wer und wo ist dieser Dr. Nebel?" So fragten die musikalischen Leser, so fragte die musikalische Polizei, und sogar der ausgemergelte musikalische Serenissimus ließ es sich angelegen sein, nach dem Verfasser zu forschen. Die gesellschaftliche und polizeiliche Inquisition wurde endlich so zudringlich, daß ich mein in mehr als einer Beziehung mir werthvolles Inkognito gefährdet sah und mitsammt meinem Podagra den Badeort verlassen mußte. Hole der Teufel die Musik, wenn er nicht die Musikanten holen will!

9.

. . . . Hier sind eine Menge Blätter aus meinem Notizbuche verloren gegangen. Nur ein

Schlußblatt finde ich noch, worauf eine Jeremiade über die Miſeren und die Langweiligkeit des teutſchen Badelebens abgeſungen wird. Ich will ſie hier nicht wiederholen und bringe bloß noch ein Buch über die Regeneration des teutſchen Badelebens in Vorſchlag, welches reichen und intereſſanten Stoff finden würde.

III.

Wunderbare Wege der Vorsehung.

(Fragmente.)

Daß die Wege der Vorsehung sehr wunderbar sind, ist von frommen Leuten schon oft behauptet worden. Weniger oft hat man diese Behauptung durch Thatsachen unterstützt. Fabeln hat man zu diesem Zweck genug erfunden, aber sie haben dem Beweis, den sie führen sollten, mehr geschadet, als genützt. Ich versuche es, demselben durch den wahrheitgetreuen Bericht von einigen wirklichen Begebenheiten zu Hülfe zu kommen, welche es unwidersprechlich darthun, daß unser Schicksal weder durch zufälliges Zusammentreffen von Umständen noch durch die Selbstbestimmung des menschlichen Willens, weder durch unsre

Klugheit noch durch unſre Dummheit, weder durch Menſchlichkeit noch durch Unmenſchlichkeit, ſondern allein durch ein höheres Walten geleitet und entſchieden wird. Der Finger der Vorſehung iſt ſo lang, daß man ihn durch alle Zeiten und Zonen verfolgen kann, wenn man die Kurzſichtigkeit des menſchlichen Dünkels ablegt und ſein ſterbliches Auge mit einem gläubigen Fernrohr bewaffnet.

1.

Selbſtbegräbniß eines Selbſtmörders.

Ich beſuchte einſt das alte Städtchen B., deſſen Umgegend als die Heimath vieler Sagen aus der romantiſchen Zeit bekannt iſt. Bei dieſer Gelegenheit gerieth ich auch auf den Kirchhof, wo meine Aufmerkſamkeit durch einen großen, eingeſunkenen Leichenſtein gefeſſelt wurde, auf welchem ein ſehr gut aus Stein gemeißeltes, ſchon halb verwittertes Gerippe eines Hundes kauerte. Sollte hier wirklich ein Hund begraben ſein? dachte ich. Eine ſolche Toleranz würde an's Wunderbare grenzen. Die Sache war mir ſo intereſſant, daß ich zur näheren Erkundigung mich an den Todtengräber wandte, der in der Nähe des Kirchhofs

wohnte. Er erzählte mir folgende Begebenheit, festgestellt durch geschichtliche Zeugnisse, denen selbst diejenigen über den ungenähten Rock des Heilands an Glaubenswürdigkeit nicht gleichstehen.

„Vor etwa vier- bis fünfhundert Jahren wurde unser Städtchen förmlich beherrscht und geknechtet durch einen reichen Pfaffen, der, eben so weltlich-stolz als religiös-fanatisch, auf Alles Anspruch machte, sich in Alles mischte, keinen Widerstand duldete und Jeden, der seinem herrschsüchtigen und anmaßenden Sinn widerstrebte, durch die Mittel der Intrigue und seiner Macht so lange verfolgte, bis er vernichtet war. Daß dieser kleine Despot und Finsterling — es war ein katholischer, während wir jetzt hier protestantisch sind — im Allgemeinen nicht beliebt, sondern nur gefürchtet war, läßt sich denken; aber schlau, wie er war, wußte er seinen Einfluß zu sichern durch freundschaftliches Verhältniß mit den reichsten Personen des Orts und der Umgegend, die er durch Heuchelei und Intriguen ganz in seiner Gewalt hatte."

„Dieser Pfaff nun hatte eine Nichte, welche bei ihm wohnte — das schönste Mädchen, das die ganze Berggegend aufweisen konnte. Ihr Oheim mußte ihr bei jeder öffentlichen Gelegenheit

einen Platz neben sich anweisen, um dem Aergerniß zu entgehen, daß die meisten Blicke von seiner sonst so allgemein beachteten Person abgezogen wurden, so oft seine Nichte zugegen war. Das Mädchen hatte ganz die Sinnesart seines Oheims und Erziehers angenommen und war dabei äußerst eitel. Doch ihre Schönheit und der verführerische Reiz ihrer Erscheinung ließen, wenigstens bei dem männlichen Geschlecht, den Eindruck ihrer Untugenden nicht Wurzel fassen. Viele wurden so sehr durch sie verblendet, daß ihnen ihre Untugenden selbst als Reize erschienen; keiner aber hatte sie in der Nähe gesehen oder gesprochen, ohne eine Leidenschaft für sie zu fühlen. Sie erwiderte diese Gefühle keineswegs, nur schien es, als ob sie die Reichern in ihrem Benehmen auszeichne; auch wurde der reichste Erbe der Gegend, ein beschränkter und bigotter Mensch, als ihr zukünftiger Bräutigam bezeichnet. Sie wurde „die Blume der Felsen" und ihr Bräutigam „der goldne Hans" genannt."

„Eine Stunde von dem Ort wohnte auf einer alten, halb verfallenen Ritterburg in der dichtesten Waldgegend ein junger Mann, Namens Franz, den man den Einsiedler nannte. Er stammte von

ansehnlicher Familie, die aber ausgestorben war, ohne ihm Vermögen zu hinterlassen. Deshalb hatte er sich von dem Besitzer der alten Burg, einem Bekannten seines Vaters, als Förster und Verwalter annehmen lassen und in dieser Eigenschaft lebte er still für sich, bald eifrig mit seiner Verwaltung beschäftigt, bald mit seinem treuen Hunde durch die Berge und Wälder jagend, bald träumerisch an Teichen und Bächen umherschlendernd. Wenn er auch mit Niemanden näher umging, so hatten ihn doch Alle gern, da er durch seine Gestalt, wie sein etwas schwermüthiges Wesen Jedem Interesse einflößte und überdieß als Verwalter keine Härte ausübte, sondern den Armen half, wo er konnte."

„Eines Nachmittags war Franz, in der Verfolgung eines angeschossenen Hirsches begriffen, bis in die Nähe des Städtchens vorgedrungen. Die Flinte auf der Schulter aus einem engen Waldweg herausschreitend, sieht er plötzlich neben der Straße unter dem Schatten der Buchen mehrere Mädchen sitzen, die an dem benachbarten Abhang Erdbeeren gepflückt hatten. Als er mit seinem Hund aus dem Gebüsch hervorkam, sprangen die Mädchen erschreckt vom Rasen auf, Eine aus-

genommen — die „Blume der Felsen.“ Wie selbst zum Felsen geworden stand er da, — eine solche Schönheit hatte er nie im Traum gesehen. Sie aber blieb in ruhiger Festigkeit vor ihm sitzen, ihn mit ihren dunklen Augen halb vorwurfsvoll anblickend; dann erhob sie sich majestätisch, um sich nach ihren Begleiterinnen umzuwenden. Franz verstand, daß seine Gegenwart störend war; über und über erröthend, grüßte er die Mädchen mit äußerster Höflichkeit und eilte, was er konnte, in den engen Waldweg zurück. Bei schüchternem Umblicken glaubte er zur Seite durch das Laub flüchtig zu sehen, wie die stolze Gestalt sich wieder nach ihm umwendete und mit Theilnahme ihm nachsah. Ob er sich täusche oder nicht, das zu untersuchen hatte er nicht den Muth, sondern wie verfolgt eilte er immer tiefer in den Wald hinein, bis er endlich an einem Bach anhielt und sich unter eine Eiche auf das Moos niedersetzte. Sein Hund setzte sich neben ihn und sah ihn fragend an, als wolle er den Grund erfahren, warum der angeschossene Hirsch unverfolgt bleibe. Franz aber dachte weder an den Hirsch, noch an seinen Hund, er dachte an Dinge, die für ihn früher nicht dagewesen waren. Seine ganze Phantasie

war erfüllt von dem unbekannten Weſen, das er geſehen, und er fühlte ſich plötzlich von einer nie geahnten Leidenſchaft entbrennen. Verwirrt eilte er nach Hauſe; die Nacht verbrachte er ſchlaflos. Am andern Morgen begab er ſich nach dem Städtchen, um Pulver und Blei einzukaufen und unter dieſem Vorwand ſich nach dem ſchönen Mädchen zu erkundigen. Man bedachte ſich bei der Antwort nicht lange und überall nannte man ihm des Pfaffen Nichte, die „Blume der Felſen!“ Er nahm den Rückweg neben des Pfaffen Haus und ſah — die „Blume der Felſen“ in der Laube des anſtoßenden Gartens ſitzen mit Stickereien beſchäftigt. Als ſie ihn erblickte, ſprach aus ihrem Auge eine wohlgefällige Verwunderung. Franz deutete ſie auf eine Art zu ſeinen Gunſten, er erkühnte ſich aber nicht, mehr zu ſuchen als einen Blick, und bald erfreut, bald wieder trübſinnig, wanderte er ſeiner alten Ritterburg zu. Franz war früher an Sonntagen ſtets in eine benachbarte Dorfkirche gegangen; von nun an ging er regelmäßig in die Kirche des Städtchens. Seine Andacht war nicht groß und ſein Auge richtete ſich ſtets nach dem Sitz neben der Kanzel, wo die eitle „Blume der Felſen“ regelmäßig ihren Platz

nahm, um der verſammelten Menge ihre Betrachtung zu erleichtern. So oft die Kirche ausging, bemerkte Franz, daß die „Blume der Felſen" ihm bedeutungsvolle Blicke zuwarf, als wolle ſie ihm ſagen, daß er ſich ihr zu erkennen geben ſolle. Da er ſtets einen geſchmackvollen Anzug trug, hatte ſie ohne Zweifel einen Mann in ihm vermuthet, deſſen Rang nicht unter ihren Anſprüchen bliebe; und daß ſeine ganze Erſcheinung mehr Eindruck auf ſie gemacht hatte, als die des „goldenen Hans," würde Keinem unentdeckt geblieben ſein, der von dem Vorhergegangenen unterrichtet war."

„So vergingen beinahe zwei Monate. Blicke waren die einzige Sprache, durch die Franz mit ſeiner Geliebten in Verbindung ſtand. Durch die ſtets wachſende Leidenſchaft aller Ruhe beraubt und aufs Aeußerſte gebracht, faßte er endlich ein Herz und ſchrieb der Nichte des Pfaffen einen langen Brief, worin er ſeine Liebe geſtand, ſeine Verhältniſſe auseinanderſetzte und ſeine alte Burg als ein Aſyl eines ſtillen Glücks im Hintergrunde durchblicken ließ. In marternder Ungeduld wartete er einen, zwei, mehrere Tage, eine ganze Woche. Er erhielt keine Antwort. Er ging in die Kirche,

doch die früheren Blicke ſuchten ihn nicht mehr. Was war die Urſache? Nach langem Rathen kam er auf den Gedanken, er habe einen Fehler gegen die Schicklichkeit begangen, weil er ſich an die Nichte und nicht an den Oheim gewandt. Er ſchrieb daher einen Brief an den Pfaffen, dem er mit rückhaltloſer Offenheit und kindlichem Vertrauen ſein ganzes Herz ausſchüttete; am Schluß des Briefes kündigte er an, daß er nach einigen Tagen ſich dem Oheim ſeiner Geliebten perſönlich zu Füßen werfen werde."

„Halb von Furcht, halb von Hoffnung beklommen betrat Franz des Pfaffen Wohnung. Nachdem er zehn Minuten gewartet hatte, wurde plötzlich eine Thür haſtig aufgeriſſen, und vor ihm ſtand der Hausherr in der Geſtalt eines baumſtarken Mannes mit flammendem Geſicht, der ihn mit funkelndem Auge muſterte und, ehe er ein Wort vorbringen konnte, ihn mit donnernder Stimme anfuhr. „Er alſo iſt der frevelhafte, lumpige Wicht, der ſich erkühnt, mein Haus mit ſeinen ſündhaften Abſichten zu beflecken?" Dieß war der Anfang einer mehrere Minuten dauernden Anrede, deren Schluß alſo lautete: „Gehörte Er zu meinem Sprengel, ich würde Ihn erkom-

muniziren, daß ſein eigner Hund ihn fliehen ſollte; jetzt packe Er ſich von hinnen und komme Er nie mehr weder mir noch meiner Nichte unter die Augen, das ſage ich ihm und das läßt Ihm meine Nichte ſagen.“ Franz ſtolperte aus der Thüre, die ſich klappend hinter ihm ſchloß. Von der Anrede des Pfaffen hatte er nichts behalten, als den Schluß: „das läßt Ihm meine Nichte ſagen.“ Mit dieſem Schluß war ihm auch Alles geſagt, was ihn vernichten konnte. Als Zugabe fand er nach ſeiner Rückkehr zu Hauſe ein Schreiben ſeines Burgherrn, der ihm auf Veranlaſſung des Pfaffen den Dienſt aufkündigte. Am andern Tage wurde der Förſter Franz unter den Buchen, wo er die „Blume der Felſen“ zuerſt geſehen hatte, in dem Blut liegend gefunden, das aus ſeinem durchſchoſſenen Herzen floß. Sein Hund ſaß neben ihm und ſtarrte ihn an.“

„Es war eben Sonntag. Die Kunde von dem Unglück verbreitete ſich raſch, und bald war auch die Urſache allgemein bekannt. Der Pfaffe hatte an der Kirchthüre ein Plakat anſchlagen laſſen, deſſen Gegenſtand der Tod des „Vagabunden“ war. Nachdem daſſelbe deſſen Sünden, welchen durch den Selbſtmord, und zwar ohne

Beichte und Kommunion, die Krone aufgesetzt worden, zum warnenden Exempel der Gemeinde vorgehalten hatte, schloß es mit folgendem Fluch: „Verflucht sei seine Seele, verflucht sei sein Leib, verflucht sei auf hundert Schritt im Gevierte der Ort, wo sein Kadaver liegt, verflucht sei die Hand, welche es wagt, dem Selbstmörder ein andres Grab zu geben, als das er sich selbst gewählt hat. Kein Kirchhof werde durch sein verbrecherisches Blut befleckt; den Menschen zum Exempel und den Thieren zur Speise faule er unter dem Himmel, zu dem sein Verbrechen hinaufschreit, und bis zum jüngsten Tag modre sein Gebein an dem Orte der Schandthat.“ Der Pfaffe verdammte und brandmarkte die That, um die Schuld derselben von sich abzuwälzen. Durch seine scheinheilige Entrüstung gelang es ihm; alle Welt verabscheute den „Verbrecher,“ die „Blume der Felsen“ entsetzte sich über ihn, der „goldne Hans“ beschimpfte ihn und Jeder ging dem Ort, wo er lag, schon auf hundert Schritt' aus dem Wege.“

„Franzens Hund saß neben der Leiche und rührte sich nicht. Wenn indeß ein Wanderer aus Unkenntniß in die Nähe kam, knurrte er und

bellte; bei Nacht aber fuhr er als grimmiger Wächter die Thiere der Wildniß an, welche sich an seinem Herrn vergreifen wollten. So wahrte er sein Amt acht Tage lang, ohne zu fressen und zu saufen. Sein Knurren wurde immer leiser, sein Gebell immer schwächer und heiserer. Es vergingen Wochen und noch immer hörte man ihn bellen, wenn man die Straße unterhalb des Abhangs daherkam. Es vergingen Monate und dennoch ließ das Bellen nicht nach; es war aber kein Bellen mehr, es war das Klappern zweier fleischloser Kiefer geworden. Das Gerippe des Hundes bewachte das Gerippe seines Herrn. Entsetzt flohen die Leute diesen Anblick und die ganze Gegend füllte sich mit gespensterhaften Geschichten über den Mann, der zur Strafe für seine Sünden auch als Gerippe keine Ruhe hatte, und von seinem eigenen Hunde angebellt wurde. So hatte der Pfaffe die Erscheinung gedeutet."

„Die Blume der Felsen" war seit dem Tode des Einsiedlers nachdenklich und mitunter trübsinnig geworden. Der Pfaffe hatte es bemerkt, er vermuthete sogar im Geheimen, daß der Förster seiner Nichte, wenn auch dem Rang nach ein Abscheu, doch der Person nach nicht ganz gleich-

gültig gewesen war, und er beschloß daher ihre Verheirathung mit dem „goldenen Hans", der unterdeß eine Erklärung gewagt hatte, zu beschleunigen. Die Hochzeit wurde auf einen hohen Feiertag festgesetzt, eine Menge reicher Gäste wurden geladen und was nicht geladen war, bereitete aus Furcht der Abhängigkeit sich vor, die Feier durch Aufzüge, Verzierungen und sonstige Veranstaltungen zu verherrlichen."

„Der Hochzeittag erschien. Die Braut wurde von den ersten Jungfrauen des Orts geschmückt; der „goldene Hans", der in seinem reichen Anzug seinem Namen Ehre machte, war bereits angelangt; der ganze Ort war in Bewegung und man drängte sich bald um die Pfarrwohnung, bald nach dem Thor, wo die fremden Gäste zu Wagen und zu Pferd einzogen. Schon waren viele Wagen hereingefahren und beinahe war die Zeit herangerückt, wo der Zug sich nach der Kirche verfügen sollte, da wurden plötzlich die Augen der Menge auf einen schwarzen Gegenstand hingezogen, der sich langsam auf dem Weg, woher die übrigen Gäste gekommen waren, nach dem Städtchen hinbewegte. Er rückt näher und näher. Es ist ein Wagen, sagen die Einen. Aber wo

iſt der Kutſcher, wo ſind die Pferde? fragen die Andern. Endlich erkennt man das Gefähr: es iſt der Leichenwagen des Städtchens. Man ſtaunt, man ſchweigt, man erblaßt. Den Wagen zieht kein Pferd, kein Kutſcher lenkt ihn, und ſo fährt er geräuſchlos und langſam das Thor hinein. Der Wagen iſt offen und auf ihm liegt ein aufgeſchlagener Sarg, in dem Sarg ein gebleichtes Gerippe und eine verroſtete Flinte. Hinter dem Sarg geht Schritt vor Schritt das Gerippe eines Hundes mit hangendem Kopf und Schweif. Wer den Wagen noch nicht geſehen, eilt auf das ſeltſame Gefähr zu; wer ſich aber nähert, erſtarrt vor Grauen über die unſichtbare Gewalt, die es bewegt, die es lenkt. So zieht der todte Wagen wie ein lebendiges Geſchöpf ſchweigend durch das Städtchen, nur begleitet von dem treuen Gerippe, das ihm folgt. Endlich langt er vor dem jubelnden Pfarrhauſe an, wo er Halt macht. Alles eilt an die Thüre, in der Meinung, es ſei ein neu angekommener Gaſt zu begrüßen, und Alles verſtummt und erblaßt, der Pfaffe und die „Blume der Felſen" nicht minder, als der Bräutigam und die Gäſte. Als der Wagen ſich mit ſeiner Laſt und ſeinem Begleiter eine Zeit lang von den

ſtarrenden Augen der zitternden Hochzeitgeſellſchaft hatte betrachten laſſen und auf dem Kirchthurm die Stunde ſchlug, wo der Brautzug beginnen ſollte, wandte die unſichtbare Kraft den Wagen um, und langſam, wie er gekommen, bewegte er ſich dem Kirchhof zu, von dem Alles geflohen war. Einige Minuten nachher hörte man ein Anſchlagen der Kirchenglocken und ein dumpfes Poltern. Am andern Tage ſah man, daß der Leichenſtein, welcher das Familienbegräbniß des Pfaffen bedeckte, aufgehoben und friſch eingelegt worden war. Auf dem Leichenſtein aber, den Sie geſehen haben, lag als Wächter das verſteinerte Gerippe des Hundes. Der Leichenwagen fand ſich auf dem alten Platz in ſeinem Schoppen und Niemand wußte, wer ihn abgeholt und wieder hingeſetzt hatte."

„Das iſt die Geſchichte von dem Begräbniß des Selbſtmörders, deſſen Grab Ihre Aufmerkſamkeit erregt hat," ſagte der alte Todtengräber ſehr feierlich. Aber was ereignete ſich mit den Andern? fragte ich. „Die Hochzeitgäſte, erwiederte der Todtengräber, eilten entſetzt aus dem Ort hinaus; der „goldene Hans" zog ſich zurück, ohne ſeine Braut nur anzuſehen; der Pfaffe wurde am andern Morgen todt in ſeinem Bette gefunden

und die entrüſtete Gemeinde begrub ihn in der Ecke der Verbrecher. Die „Blume der Felſen" aber ging in ein Kloſter und betete ihr Leben lang für die Seele des unglücklichen Franz, den ſie durch ihre Koquetterie bethört und durch ihren Stolz getödtet hatte. An der Stelle der alten Burg, wo Franz gewohnt, iſt jetzt ein Sumpf mit hohem Schilf, aus dem noch einige Brocken Gemäuer hervorragen; an der Stelle aber, wo er ſich erſchoſſen, irrt noch jede Nacht der Pfaffe umher und zwar verfolgt von einem bellenden Hunde."

„Darin, ſo ſchloß der Todtengräber, erkennt man das Walten der Vorſehung, welche Jedem das Seinige zukommen läßt und für alles angethane Unrecht Rache nimmt, alſo auch für das verletzte Recht des — Todtengräbers!"

Wer ſieht nicht im Verlauf dieſer ganzen Geſchichte den wunderbaren Finger der Vorſehung walten? Daß die Geſchichte wahr iſt, kann ich zum Theil ſelbſt bezeugen, denn ich habe an dem Ort, wo der Jäger Franz ſich erſchoſſen, aus Neugier eine Nacht zugebracht, und als es auf dem Kirchthurm zwölf ſchlug, öffnete ſich plötzlich die Erde, ein großer ſchwarzer Mann ſchoß aus

derſelben hervor und hinter ihm her ein weißer Hund, der ihm wüthend in den Allerwertheſten biß. Es gibt nur Eine Vorſehung und ihr Finger iſt lang und dringt in alle Orte.

2.

Was ſich mit zwei teutſchen Gelehrten ereignete.

Als ich von dem Städtchen B., wo ich die wunderbare Geſchichte von dem Selbſtmörder und ſeinem Hund in Erfahrung gebracht hatte, wieder abreiſte, beſchloß ich, zwei in der Nähe wohnende, gelehrte Freunde zu beſuchen, welche dem teutſchen Publikum ſchon hinlänglich bekannt ſein werden und namentlich durch das vielgeleſene Luſtſpiel von Karl Heinzen: „Dr. Nebel oder Gelehrſamkeit und Leben" im ganzen Vaterland ſo berühmt geworden ſind. Die beiden Gelehrten heißen: Dr. Nebel und Dr. Feger. Von dieſen Freunden erfuhr ich ſo wunderbare Dinge, daß ich vollſtändig überzeugt bin, in ihren Schickſalen den Finger der Vorſehung wieder leibhaftig geſehen zu haben.

Ich wußte, daß die beiden ſich entzweit hatten und die ganze gelehrte Welt empfand es tief,

wie nachtheilig dieſe Entzweiung auf die Wiſſenſchaft wirken mußte. Sie wieder zuſammenzuführen, wäre daher ein wahrhaft vaterländiſches Verdienſt geweſen. Aber alle Verſuche einer Verſöhnung ſcheiterten und ſo übernahm denn endlich die Vorſehung das Geſchäft, ſie herbeizuführen.

Für den Fall, daß meine beiden Freunde trotz ihrer Berühmtheit dem einen oder andern Leſer noch nicht bekannt geworden ſein ſollten, ſchicke ich dem Bericht über ihre Wiederausſöhnung ein kurzes Signalement über ihre Perſönlichkeit voraus.

Dr. Nebel war ſo gelehrt, daß die böſe Welt, welche ihn nicht zu faſſen vermochte, ihn geradezu für verrückt erklärte. Er trieb ſämmtliche Wiſſenſchaften zuſammen und noch einige andere obendrein. Er ſprach über Alles und ſchrieb über Alles. Keine Wiſſenſchaft aber feſſelte ihn mehr, als die Aſtronomie, verbunden mit der Aſtrologie, und die letztere nannte er die Wiſſenſchaft der Vorſehung. Nebel war von Charakter gutherzig wie ein Kind, ſelbſtvergeſſen wie ein Narr und naiv wie ein Genie. Von Körper war er groß, hager und verrieth den Gelehrten auf den erſten Blick, namentlich durch ſeinen Anzug. Den letz-

tern vernachlässigte er exemplarisch, obschon er ein vermögender Mann war.

Dr. Feger war zwar auch gelehrt, aber sein Hauptfach war die Philologie. Er hatte schon zwölf Klassiker mit Noten versehen, dreitausend neue Lesearten entdeckt und mehrere noch unbekannte Autoren durch Uebersetzungen zugänglich gemacht. Eine Anstellung hatte Feger nicht, wie sehr er sie auch verdiente. Er blieb Privatgelehrter. Sein Charakter war nicht beliebt, aber mit Unrecht. Er galt für intrigueant und spottsüchtig. Seine Intriguen waren aber eben so ungefährlich, wie sein Spott unschuldig. Seine Körperlichkeit zeichnete sich aus durch eine kleine schwächliche Figur, einen bedeutenden Höcker, einen spitzen, thersitesartigen Kopf und eine lange geröthete Nase.

Den Dr. Feger lassen wir einstweilen bei Seite und beschäftigen uns einige Zeit ausschließlich mit Dr. Nebel. Nicht bloß die Spannung, in welche er (durch einen originellen Liebeshandel) mit seinem Freunde gerathen war, sondern auch häuelicher Kummer trübte ihm seit mehreren Monaten das Leben, seitdem seine treue Haushälterin Gertrud, eine ländliche Schöne von vierschrötigster Weiblichkeit, durch einen Gemüsebauer, Namens Martin, ent-

führt worden war. Seit dieſem Ereigniß lebte Nebel ganz allein und ſeine einzige Geſellſchaft bildete Juno, ſeine edle Hündin. Nebel hatte auch früher ſtets einen Hund gehalten, aber keiner war ihm ſo theuer geweſen, wie Juno. Juno war in Nebel's Studierſtube zur Welt gekommen, wo ihre an den Folgen des Wochenbetts verſtorbene Mutter Rhea ſie in gelehrten Papieren gebettet hatte. Als Juno heranwuchs, ſtieß ſie bei ihren Spielen eines Tages auf ein werthvolles Manuſkript ihres Herrn, ein Werk über den Einfluß der Sternſchnuppen auf die Staatswiſſenſchaft, und ihre durch den gelehrten Umgang wißbegierig gewordene Natur hatte nicht eher Ruhe, als bis das ganze Manuſkript zerkaut und verſchlungen war. Nebel entdeckte dies zu ſpät. Als es aber geſchehen war, wußte er ſich ſehr gut darüber zu tröſten, indem er zu dem wißbegierigen Thier eine ganz beſondere Zuneigung faßte. Dieſe ging ſo weit, daß er ihm ſogar Unterricht in der Mathematik zu geben verſuchte. Er gab daher ſeinem Hund das Futter nur in mathematiſchen Figuren zerſchnitten. Heute fraß er ſpitze, morgen rechte, übermorgen ſtumpfe Winkel; von den Winkeln ſchritt er zu den Dreiecken, von den Dreiecken zu

den Vierecken u. ſ. w. fort, ſo daß er nach acht Tagen ſchon den pythagoräiſchen Lehrſatz fraß. Das Quadrat der beiden Katheten verdaute er mit derſelben Leichtigkeit, wie das Quadrat der Hypothenuſe, und merkwürdiger Weiſe war das Ende vom Lied beſtändig die Darlegung der Zirkelung des Quadrats, was gleich iſt der Quadrirung des Zirkels — eine Entdeckung, über welche Nebel eine ſorgfältig ausgearbeitete Monographie ſchrieb.

Eines Tages bei ſchönem Frühlingswetter machte Nebel in Geſellſchaft ſeiner ſchon zur üppigen Jungfrau herangewachſenen Juno einen Spaziergang auf das Land. Juno hatte noch nie geliebt, aber ihr Herz war jeder edlen Neigung fähig und es kam nur auf die Gelegenheit an, um die ſtille Frühlingsflamme ihres Herzens zum Ausbruch zu bringen. Dieſe Gelegenheit ſollte jetzt kommen. Der Spaziergang führte Nebel durch ein Dorf, in welchem eben Kirchmeſſe gefeiert wurde. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und erfreute ſich an den verſchiedenen Unterhaltungen, welche die herumziehenden Träger der Kunſt ihnen auf offener Straße gewährten. Unter dieſen Unterhaltungen ſtand oben an ein

Theater, geleitet von einem ſtarkbärtigen Direktor und ſeiner gewaltigen Gattinn, einer frühern Marketenderinn. Die Schauſpieler des Theaters hatten zwei Beine mehr als gewöhnliche und wurden im gewöhnlichen Leben Hunde genannt. Bei Rebels Ankunft waren ſie eben in eifriger Aufführung eines Stücks begriffen, welches den Triumph der Liebe vorſtellte. Die künſtleriſchen Hunde hatten ſämmtlich klaſſiſche Namen. Unter ihnen war Cäſar ſo gut wie Hektor, Hannibal ſo gut wie Pompejus, Themiſtokles ſo gut wie Kato zu finden. Das weibliche Perſonal wurde einzig und allein durch Venus repräſentirt. Es galt, der Schönheit den Triumph über alle jene Helden zu erringen. Venus tanzte in ihrer Mitte in ſeidenem Kleid ſehr graziös und koquett, und die rivaliſirenden Liebhaber tanzten liebewerbend in antiker Heldenrüſtung um ſie her. Als ſie eben ihre anmuthigſten Sprünge ausführten, erſchien plötzlich in ihrer Mitte eine Dame, welche die triumphirende Venus an Liebreiz und Schönheit weit übertraf. Es war Juno. Ihr Erſcheinen brachte ſofort eine Störung, dann aber große Verwirrung in die Szene. Sämmtliche Helden wurden auf ſie aufmerkſam und namentlich Kato war im Nu

für ſie entbrannt. Er fiel ſo ſehr aus der Rolle, daß er die angebetete Venus gänzlich vergaß und mit der ſchönen Unbekannten, welche ſich ſeinen Zudringlichkeiten zu entziehen ſuchte, den Schwarm der Zuſchauer durchbrach. Die eigenmächtige Entfernung des ſtrengen Zenſors gab den übrigen Helden das Signal, ſeinem Beiſpiel zu folgen, und in wenig Augenblicken war das ſämmtliche Theaterperſonal verſchwunden. Venus allein blieb zurück, beſchämt und erzürnt zugleich über die unerwartete Niederlage. Das Publikum erhob ein ungeheures Gelächter und ſtürmte der Liebeshetze nach, welche ſich mit der verfolgten Juno auf deren Herrn geſtürzt hatte. Dr. Nebel erſtaunte nicht wenig, als er plötzlich zum Mittelpunkt dieſes aus Menſchen und Hunden zuſammen gewürfelten Aufruhrs wurde. Bei dem Erſtaunen blieb es aber nicht. Der Theaterdirektor und ſeine Ehehälfte, in dem fremden Manne den Urheber der ganzen Störung erblickend, die ihnen ſo großen Verluſt an Geld und Perſonal zu bringen drohte, drängten ſich durch die Menge, um Rache an ihm zu nehmen. Die Direktorinn war zuerſt bei ihm angelangt und ſtürzte ſich wie eine Furie auf ihn, und Nebel überließ ſich in gelehrteſter

Hülfloſigkeit als ſtummes Opfer ihren Klauen. Doch die Vorſehung wachte. Plötzlich hört man eine wüthende Weiberſtimme folgende Worte ausrufen: „Du Drachen, willſt du dich an meinem Herrn vergreifen? Ich zerreiße dich in Lumpen, daß man zwölf Ries Löſchpapier von dir machen ſoll.“ Die Dame, welche dieſe Worte ausrief, war Gertrud, Nebels entführte Haushälterinn. Als ſie, mit ihrem Martin die Kirchmeſſe ihres Wohnorts beſuchend, ihren früheren Herrn bemerkt hatte, zog ſie ſich Anfangs ſcheu zurück, weil ſie Vorwürfe von ihm erwartete. Kaum aber ſah ſie ihn in Gefahr, ſo war ſie an ſeiner Seite, warf die Theaterdirektorinn mit Macht zur Erde und deckte ſie ſo gewandt mit Schlägen zu, daß ſie die Beſinnung verlor. Der Theaterdirektor aber, ſeine theure Hälfte in dieſer Lage erblickend, ergriff Gertrud bei den Haaren und riß ihr die neue Mütze vom Kopfe, die Martin ihr zur Kirchmeſſe geſchenkt hatte. Martin ſah dieß und ſtürzte ſich ſo gewaltig auf den Theaterdirektor, daß derſelbe zehn Schritte vom Kampfplatz kopfüber zu Boden fiel. Die Prügelei drohte ernſt und allgemein zu werden, als glücklicher Weiſe der Bürgermeiſter ſich in's Mittel legte und dem

Streit ein Ende machte. Um die ſchöne Juno war unterdeß ebenfalls Krieg ausgebrochen; nach einer mörderiſchen Beißerei fiel ſie als Kampfpreis dem ſtrengen Kato zu. Der Theaterdirektor entſchädigte ſich durch ſie, indem er ſie ſeinem Perſonal zugeſellte und raſch mit ihr den Ort verließ. Sie ſträubte ſich nicht lange, und hatte im Arm der Liebe ihre mathematiſchen Studien bald vergeſſen, um von nun an dramatiſche zu machen.

Nebel war durch das Wiederſehen ſeiner entführten Haushälterin auf's Höchſte erfreut und durch ihre rettende Hülfe tief gerührt worden. Eine Einladung zum Kaffee nahm er ſofort an und im Hauſe ſeines neuen Freundes Martin gefiel es ihm ſo wohl, daß er ſein einſames Leben in der Stadt aufzugeben und ſich bei Gertrud einzumiethen beſchloß. Gertrud nahm den Antrag mit Freuden an, räumte ihrem früheren Herrn das beſte Stübchen unter dem Dache ein und hier lebte fortan Nebel ruhig und zufrieden, alle Entbehrungen überſehend und vergeſſend über ſeinen Studien und aſtronomiſchen Betrachtungen.

Einige Monate nach den ſo eben berichteten Ereigniſſen war es, wo der Plan der Vorſehung,

Dr. Nebel mit seinem alten Freund Feger auszusöhnen, zur Reife kam. Wir werden dadurch zu diesem großen Philologen zurückgeführt.

Dr. Feger hatte außer dem Privatunterricht in alten und neuen Sprachen noch einen andern Erwerbszweig, zu welchem er sich aber nur dann wandte, wenn durch außerordentliche Auslagen die Normal-Einkünfte erschöpft, oder wenn sie zum Lebensunterhalt nicht zureichend waren, und dieser Fall trat jetzt öfter ein, als früher, nachdem durch die Entzweiung mit seinem vermögenden Freunde ihm die früheren freundschaftlichen Zuschüsse entzogen waren. Dr. Feger hatte, bevor er zur Philologie sich wandte, eine Zeit lang Medizin studirt, und obgleich er wegen seiner schwächlichen Konstitution dieses Studium, welches starke Nerven erfordert, frühzeitig verlassen, so hatte dasselbe doch nicht bloß manche theoretische Kenntniß in seinem Kopf, sondern auch manche praktische Fertigkeit in seiner Hand zurückgelassen. Vermöge der letztern geschah es, daß der Mediziner dem Philologen oftmals zu Hülfe kommen konnte, und daß der einfachste Theil der Kunst des Hippokrates mehr einbrachte, als der gelehrteste philologische Kommentar zu seinen Aphorismen.

Feger trat nicht als praktiſcher Arzt auf, dazu fehlte ihm die Fähigkeit wie das Diplom; allein im Stillen übte er mit Erfolg einen Theil der Medizin aus, der weniger Kenntniß, als Handfertigkeit, weniger Studium als Uebung erfordert, nämlich die — Zahnarzneikunde. Zur Ausübung dieſer Kunſt gab ihm ſeine kleine bucklige Figur noch eine beſondere Fähigkeit, indem er, ohne ſich zu bücken, mit Ruhe und Sicherheit das Innere des Mundes beſichtigen und, wo es einem Zahn im Oberkiefer galt, ſich mit ſeiner ganzen Körperſchwere an denſelben hängen konnte. Mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet, ſodann mit einer Zange und einem Paar Fläſchchen in der Taſche, durchſtrich er bisweilen unerkannt die nahgelegenen Dörfer und kehrte überall ein, wo er ein Tuch um ein Geſicht gebunden ſah, oder wo er auf ſonſtige Art einen kranken und ſchmerzenden Zahn ausmittelte. Er war beſcheiden genug, ſeine mediziniſchen Fähigkeiten Jedem, der ihn kannte, ſorgfältig zu verheimlichen, und ſeinen Wohlthätigkeitsgängen gab er immer das Anſehen eines Spazierganges. Dabei hatte er das Glück, daß er ſeine Gänge nicht zu auffallend oft zu wiederholen brauchte, denn er kehrte niemals mit leerer

Tasche heim. Hypokrates sagt: „Lang ist die Kunst und kurz das Leben;" Dr. Feger konnte füglich den Satz umkehren und sagen: Kurz war die Kunst und lang ist das Leben, denn jeder Spaziergang versorgte ihn für mehre Wochen.

Obgleich es wenig Gebrauch ist, im Winter über Land spazieren zu gehen, so langte doch Dr. Feger auf einem solchen Gang an einem rauhen Dezemberabend in einem Dorfe an, das etwa eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Er hatte Nachmittags unter Andern der Tochter eines reichen Oekonomen und der Frau eines Landjunkers zwei hohle Backzähne ausgezogen, und da beide Kuren trefflich von Statten gegangen waren, so hatten die erlös'ten Patientinnen ihm die generöseste Erkenntlichkeit bewiesen. Er war müde, und wünschte irgendwo hinter einem warmen Ofen sich gütlich zu thun, allein wohin er sich wandte, fand er überall die Bauern schon im Bett und alle Riegel geschlossen. Endlich sieht er an einem etwas abgelegenen Gebäude eine Thüre offen stehen, und indem er näher tritt, erblickt er über derselben einen von jenen geweihten Palmzweigen, welche die Landleute einiger Gegenden an ihre Häuser und Scheunen zu stecken pflegen,

um ſie durch ſolche himmliſche Nationalkokarden, wie man derartige Zeichen vom Standpunkt der Vorſehung aus benennen könnte, vor Brand und anderem Schaden zu bewahren. Weil Fegers Geſicht nicht das ſchärfſte und er zugleich in himmliſchen Dingen nicht ſehr erfahren war, ſah er den Zweig für einen Wachholderzweig an, und da er die Bedeutung eines ſolchen ſehr gut kannte, ſo nahm er keinen Anſtand, ſich der Führung dieſes Wegweiſers augenblicklich anzuvertrauen. Man glaube nicht, daß Feger etwa dem Trunke ergeben geweſen ſei, wie leicht auch die rothe Spitze ſeiner langen Naſe ſolchen Verdacht erwecken konnte, und man lege es nicht übel aus, wenn er, ſtatt dem Wein, mitunter dem Branntwein zuſprach. Man ſieht ſo manchen bemittelten Gelehrten, zur Linken das Dintefaß, zur Rechten eine Flaſche Champagner oder Burgunder, mit dem koſtbarſten aller Oele des Bachus das Triebwerk ſeines Genies befeuchten; ach! der arme Feger konnte das nicht, er mußte ſich mit dem Oele der Ceres begnügen, und er war ſchon zufrieden, wenn er davon etliche Tropfen auf die Räder ſeiner philologiſchen Dreſchmaſchine fallen laſſen konnte, ſo oft er, beſchäftigt mit ſeiner neuen

Ausgabe des Cicero, eine neue Erklärung gefunden hatte oder im Begriff war, eine neue Lesart zu entdecken. An der Thür des Bauernhauses hatte er zwar nicht mit Lesearten zu thun, wenn man nicht etwa die eines Wachholderzweigs für einen Palmzweig als solche ansehen will, allein das körperliche Bedürfniß ersetzte die philologische Anregung, denn er war müde und steif vor Kälte.

Er trat durch die offene Thür in einen dunklen Gang, durch den man über einen kleinen Hof das Haus des Wirths schimmern sah. Alles war still, nur den Wind hörte man in den Halmen des Strohdachs wie auf einer Panflöte blasen. Feger trat in den dunklen Gang. Die Stille hatte etwas Unheimliches an sich, und der Wind schien nicht mehr zu blasen, sondern zu sprechen. Er sprach, als wolle er die Nähe der Vorsehung verkündigen. Dennoch trat Feger in den dunklen Gang, mit seinem Stöckchen vorsichtig vor sich hintastend. Aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als er durch einen heftigen Stoß an das linke Bein in die entsetzlichste Angst versetzt und an die entgegengesetzte Wand geschleudert wurde. Sobald er an der einen Wand ankam, langte

aus derſelben ein noch weit heftigerer Stoß hervor, der ihn zurück an die andere warf. Die Stöße, die in aller Stille geſchahen, ſchienen mit einem m ſſiven und doch zugleich ſpitzigen Inſtrument geführt zu ſein. Feger ward blaß bis zur Spitze ſeiner Naſe und taumelte entſetzt dem Hauſe zu. Gerechte Vorſehung, welche Freude kann es dir machen, die ohnehin ſchwache Geſundheit eines ehrlichen Mannes durch ſolche Beängſtigungen auf's Spiel zu ſetzen? Kaum hatte Feger das Ende des Ganges erreicht und glaubte der Scylla entflohen zu ſein, als er eine noch weit furchtbarere Charybdis, einen ſchwarzen Hund von übernatürlicher Größe, vor ſich auf dem Miſt liegen ſah, der ihn, wie er glaubte, mit grimmigem, funkelndem Blick anſtierte. Feger prallte vor dem ſchrecklichen Anblick zurück, wie vor einem Abgrund, und wie eingerammt ſtand er da. Wer hätte den Muth, Fegers Poſten einzunehmen? Wenn nun der unbekannte Feind, der die fürchterlichen Stöße ausgetheilt, ihm nachrückte und ihn mit Gewalt in die Tatzen des vor ihm liegenden drängte? Oder wenn die ſchwarze Beſtie mit ihren aufwärts ſtehenden Rückenborſten ſich plötzlich aufrichtete und ihn durch unwiderſtehlichen

Angriff den Stößen der andern wieder überlieferte? Feger ſtand zitternd zwiſchen den beiden Gefahren, und indem er den Kopf langſam ein wenig drehte, beobachtete er mit aufgeriſſenen Augen beide zugleich, obwohl er den Blick eigentlich nach keiner hinwandte. Wenn Feger betheuerte oder ſchwur, ſo pflegte er es „beim Cerberus" zu thun; er glaubte nie ſo nahe bei ihm geweſen zu ſein, wie jetzt.

Man denke ſich einen verirrten Wanderer in einer wilden Gegend Afrika's. Ermattet langt er in einem Walde an und ſetzt ſich in den Schatten eines Baumes nieder. Nachdem er eine Weile geſeſſen, wendet er das Auge zufällig nach der Seite und erblickt drei Schritte von ſich, hinter dünnen Blättern und Zweigen, das majeſtätiſche, vernichtende Angeſicht eines auf dem Boden hingeſtreckten Löwen, der ihn mit ſeinen flammenden, ſieghaften Augen gefangennehmend anſieht. Zu beklommen, um zu ſtutzen, ſitzt der Wanderer erſtarrt da, und wie Wolken und feurige Fäden wimmelt es vor ſeinem Auge. Wie brennend die Lüfte ſind, es bricht doch ein eiskalter Schweiß aus ſeinen Gliedern. Einer Ohnmacht nahe, bebt er zuſammen; endlich erholt er ſich wieder, ſeine

Beſinnung kehrt zurück, doch wozu anders, als um ihm die Gewißheit ſeines ſchrecklichen Endes vorzuhalten? Das Ungeheuer ſäumt noch. Was ſoll er thun? Soll er durch eine längere Gegenwart den vielleicht geſättigten Feind lockend auffordern, die Tatzen in ſein Fleiſch zu ſchlagen? Aber wie dieſer lockenden Gegenwart ein Ende machen? Soll er plötzlich die Flucht ergreifen? Das würde den Feind zum Verfolgen reizen. Soll er unvermuthet mit verzerrtem Geſicht gegen ihn aufſpringen und ihn durch ein mörderiſches Geſchrei erſchrecken und in die Flucht jagen? Er ſieht nicht ſehr erſchreckbar aus. Soll er ihn ſcharf und durchdringend anſehen und ihm dadurch eine heimliche Angſt einflößen? Das könnte ihn beunruhigen und ſeinen Muth herausfodern. Indem der Wanderer, der es nicht wagt, das Ungeheuer anzuſehen, die Augen nach einer andern Richtung hingewandt, mit einem halbſchielenden Blick in ſchrecklicher Ungewißheit beobachtend und erwartend daſitzt, legt der Löwe langſam das Haupt auf das Kiſſen ſeiner Vordertatzen, und ſein großmüthig geſchloſſenes Auge ſagt dem Geängſtigten, daß von ihm keine Notiz genommen wird und daß er ſich leiſe davon ſchleichen ſoll.

Der Vergleich war lang, aber in ähnlicher Lage und Angst wie jener Wanderer befand sich Dr. Feger, nur mit dem mißlichen Unterschiede, daß sein Löwe nicht einschlafen zu wollen schien. Hätte die Angst eine schmelzende Kraft, Dr. Feger wäre als klares Wasser über die Erde geronnen. Er sah kein Ende der Gefahr, keinen Weg zur Flucht, kein Mittel zur Gegenwehr. Zwar hatte er die Zange in der Tasche, aber wie sollte er dem Unthier die Zähne damit ausbrechen? Würde es so geduldig gewesen sein, wie die Frau des Landjunkers? Indem Dr. Feger, allen seinen Muth zusammenraffend, den Paroxismus der Angst eben zu übersteigen begann, erhielt dieselbe neue Nahrung durch eine neue Gefahr. Er sah nämlich über den Hof ein großes Gespenst sich in langem weißem Gewande nähern und bei dem großen Hunde niedersetzen. Nach einer kleinen Weile begann das Gespenst sich zu bewegen und den Hund zu reiben und zu streicheln. Durch das offenbar hetzende Reiben und Stoßen gereizt, kam der Hund ebenfalls in Bewegung, er knurrte und schien Miene zum Angriff zu machen. — Armer Feger, wer gab dir ein, jenen Zweig für einen Wachholderzweig anzusehen? Hättest du deine Brille

aufgesetzt, du dächtest jetzt nicht an die Schreckniſſe der Hölle, die dich umringen, du ſäßest ruhig und zufrieden auf deiner Studierſtube, und ſtatt der Beſtien umgäben dich deine Klaſſiker. Von ſolchen, ſcheinbar geringfügigen Umſtänden iſt das Schickſal der hülfloſen Sterblichen abhängig, ſolche Kleinigkeiten entſcheiden über Glück und Unglück, ſolche unbedeutende Mittel weiß die Vorſehung zur Ausführung ihrer großen Plane zu benutzen! Das eine Schiff ſegelt unwiſſend einen Fuß weit an der Klippe vorbei und läuft glücklich und froh in den Hafen der Heimath ein, das andre ſegelt einen Fuß weiter zur Seite und geht unter mit Allem, was es trägt. Auch du, armer Feger, warſt auf die Klippe gerathen, eine ſchreckliche Klippe, und der Untergang ſchien dir nahe, dein gebrechliches Schifflein begann ſchon, buchſtäblich, leck zu werden. Dennoch ließ Feger nicht alle Hoffnung fahren, ja er athmete wieder lebensmuthig auf, als ihm von dem geriebenen Hunde her ein Geruch in die Naſe drang, den er für den wohlbekannten Branntweinsgeruch hielt. Begierig prüfend ſtreckte er ſeine lange Naſe dem Duft entgegen; da er jedoch bei dieſer Prüfung den Feind hinter ſich zu ſehr außer Acht ließ,

ſtürzte ſich ihm dieſer plötzlich mit ſo erdrückender Gewalt, mit ſo furchtbarer Umarmung über Kopf und Höcker, daß er leblos zu Boden ſank und ihm das Blut aus Mund und Naſe quoll. Wer würde ſich nach einem ſolchen Vorfall wundern, wenn Dr. Feger, dies ſchwache Körperchen, ſeinen letzten Gang gethan hätte? Uns aber läßt unterdeſſen der lebloſe Doktor Zeit, die Auflöſung des für ihn ſo verhängnißvollen Räthſels kurz mitzutheilen.

Das Haus, welches Dr. Feger für ein Wirthshaus angeſehen, war kein anderes, als das des ehrlichen Martin und ſeiner getreuen Gertrud. Martin war, wie er im Winter zu thun pflegte, wo die meiſten Nahrungsquellen des armen Landmanns zufrieren, hinausgegangen in ſeinen Kohlgarten und lauerte am einen Ende deſſelben auf die Haſen, die ſich am andern in den durch die Hecke gelegten Stricken fangen würden. Weil er nach kurzer Zeit wiederzukehren gedachte, hatte er die Thüre des dunklen Ganges, in den Feger hineintrat, offen gelaſſen. In den lehmenen Seitenwänden dieſes Ganges waren kleine Ställchen angebracht, worin das kleinere Vieh unſeres Martin, nämlich zwei Ziegen und ein Ziegenbock, einge-

sperrt war. Es ist ein eigenthümlicher Muthwille der Ziegen, daß sie mitunter unversehens und ohne alle Veranlassung gegen fremde Menschen mit ihrer bewaffneten Stirn anrennen. Zufällig hatte die Vorsehung Martins Ziegen mit solchem Muthwillen an jenem Abend in ungewöhnlichem Maße erfüllt und den armen Feger traf das Loos, ihn empfinden zu müssen. Der Ziegenbock hatte begonnen, und seine beiden Weiber auf der andern Seite hatten nicht versäumt, dem Beispiel ihres Gemals kräftig zu folgen. Da es übrigens in dem Gange ganz dunkel war und die Stöße in aller Stille ausgetheilt wurden, so hätten sie wohl einen Herzhaftern erschrecken können, als den Dr. Feger.

In jener Zeit zeigte sich am Himmel ein Komet von ungewöhnlicher Größe, der sowohl den Astronomen als den Astrologen viel zu schaffen machte, zumal da er keinen Kopf, aber einen desto längern Schweif hatte. Da Dr. Nebel Beides zugleich war (nämlich Astronom und Astrologe), so läßt sich denken, daß er durch die merkwürdige Erscheinung doppelt in Anspruch genommen werden mußte. Der Schlaf war ihm ganz fremd geworden, und zum Essen konnte ihn nur das

stürmende, besorgte Nöthigen der guten Gertrud bisweilen vermögen. Den ganzen Tag war er beschäftigt mit Globen, Karten, Zirkeln ꝛc., und bei Nacht verfolgte sein forschendes Auge mit unermüdlichem Eifer das außerordentliche Phänomen, welches mit verdoppelter Schnelligkeit seinen Lauf fortzusetzen schien, als hätte es gefürchtet, durch Nebels Genie, sein Wesen, seine Eigenschaften ergründet und die Bedeutung seines Erscheinens verrathen zu sehen. Weil Nebel zur Beobachtung des Kometen die Aussicht von seinem Speicher nicht für frei genug hielt, war er durch das Söllerfenster auf das Dach des Hauses hinausgestiegen und hatte seinen Platz auf dem Plateau des Schornsteins genommen, wo er nach allen Himmelsgegenden hin einen freien Blick hatte. Auf dieser Sternwarte war es ihm schon geglückt, unendlich viel Neues zu entdecken; namentlich hatte er beobachtet, daß der Komet seinen Schweif bald weithin ausstreckte, bald wieder bedeutend einzog. Noch eine einzige genaue Beobachtung, und er war zu einer Hypothese ausgerüstet, die seinen Ruhm über den Kometen würde erhoben haben, dem er ihn verdanken sollte. Ein unglückliches Ereigniß mußte ihm diese schöne Aussicht trüben,

das Schickſal ſchien neidiſch auf ihn zu ſein. Indem er nämlich in ſelbſtvergeſſenem Forſchereifer der Richtung ſeines Fernrohrs mit dem ganzen Leibe zu ſehr folgte, und in dem nämlichen Moment durch einen Schornſteinfunken, der ſich brennend in ſeinen Beinkleidern feſtgeſetzt hatte, auf empfindliche Weiſe aufgeſchreckt wurde, verlor er plötzlich das Gleichgewicht, und in dem Augenblick, wo der Komet ſeinen Schweif wieder um mehrere Grade einzog, fiel Dr. Nebel von dem Dach des Hauſes in den Hof hinunter. Gertrud, die ſchon im Bette lag und den von einem ängſtlichen Ton begleiteten Fall gehört hatte, ſprang heraus; ſie fand ihren ſo geſchätzten frühern Herrn wie todt auf dem Miſt liegen, und, wie es die Weiſe dieſer thatkräftigen Frau war, ohne Geſchrei zu machen oder ihren Mann im Haſenfang zu ſtören, hatte ſie die Geiſtesgegenwart, in das Haus zurückzueilen und ein Glas mit Branntwein, den ſie für ein Univerſalmittel hielt, zum Einreiben des Verunglückten herbeizuholen. Ohne an ſich ſelbſt zu denken, ohne der tödtenden Kälte zu achten, war ſie für nichts beſorgt, als für die Geſundheit ihres Herrn, und halb angekleidet, wie ſie war, kam ſie in eben dem Augenblick aus

dem Hauſe zurück, wo Feger in Gefahr ſtand, aus Angſt vor ſeinem früheren Freunde in Ohnmacht zu fallen. Weil ihre Hand nicht ſehr zart und ihre Meinung gut war, ſo hatte ihr heftiges Reiben über Nebels Bruſt und Hals, welche Theile ſie für verletzt hielt, demſelben einige Zeichen des Lebens abgenöthigt, welche in Fegers Ohren auf dieſelbe Art zum Geknurre wurden, wie er die kupfernen Knöpfe an Nebels Rock für funkelnde Augen angeſehen hatte. Während die Kur der guten Gertrud ſo erfreuliche Folgen zeigte, kam Martin, der bei ſeinem Geſchäft nicht weniger glücklich geweſen war, mit einem mächtigen Haſen durch die Gangthüre. Sobald er hineintrat, ſah er am andern Ende des Ganges einen Dieb ſtehen, der einen vor mehreren Wochen mißlungenen Verſuch, die Ziegen zu ſtehlen, erneuern wollte. Martin, nicht gewöhnt, Worte zu machen, wo gehandelt werden konnte, ſchlich ſich an den Dieb heran, nahm ſtatt des fehlenden Knotenſtocks den Haſen und ſtreckte durch einen mörderiſchen Hieb mit demſelben den Dr. Feger zu Boden.

Gertrud erſchrak durch den gewaltigen Schlag, und indem ſie nach dem Ort hinſah, woher der Schall kam, hörte ſie ihren Mann voll Entſetzen

ausrufen: „O weh, er iſt todt!“ „„Wenn ich ihn nicht gerieben hätte,““ rief Gertrud. „Wen?“ ſchrie Martin. „„Unſern Herrn Doktor.““ „Wo?“ „„Hier.““ „Ich meine den Dieb!“ „„Wo?““ „Hier!“ Bei dem Worte „hier“ faßte Martin den Ziegendieb am Arm und zog ihn zu ſeiner Frau hin. „„Ach Himmel, das iſt der Dr. Feger.““ Was? rief Martin, der Fegern zwar nicht kannte, aber vor dem Worte „Doktor“ ſtäts einen beſondern Reſpekt gehabt hatte und jetzt beim Nennen desſelben ſeinen Haſen fallen ließ. „„Schnell den Branntwein her!““ und kaum hatte Gertrud das Wort ausgeſprochen, ſo ſtand Martin ſchon am Schrank, und wie der Blitz war er, die Branntweinflaſche in der Hand, wieder beim Dr. Feger. Gertrud ließ ihren bereits halbgeneſenen Patienten liegen, um ihrem Manne bei dem andern hülfreiche Hand zu leiſten; der Branntwein ward nicht geſpart, und nun ging es an ein Reiben, das einen Todten hätte auferwecken können, um wie viel eher den Dr. Feger, der nur ſcheintodt war.

Er lebt, ſchrie plötzlich Martin. Er riecht, rief Gertrud. Und wirklich ſchien Fegers Geruchſinn, wenn auch alle andern Sinne noch bei ihm ſchliefen, auf den beliebten Branntwein auf-

merkſam zu werden. Matt und langſam wandte er das Haupt etwas zur Seite und zog mit ſchwachem Athemzuge den wohlbekannten Duft in ſeine Naſe. Mehr als ein Zeichen des Lebens brauchte Martin nicht, um von der Angſt, daß er einen Mord begangen habe, befreit zu ſein, und von dieſer Freude zugleich einen Sprung zu thun über alle Beſorgniſſe, daß ſein Patient einigen Schaden gelitten haben könnte. Er packte den Dr. Feger unter ſeinen rechten, den Haſen unter den linken Arm, und ohne fühlen zu können, wer von Beiden der Schwerſte ſei, trug er ſie in ſein Haus. Gertrud transportirte die theure Laſt des Dr. Nebel. Als die beiden Freunde hereingeſchafft waren, wurde der Ofen angezündet, einige Bündel Stroh, einige alte Decken und Matrazen um denſelben herumgelegt und auf dieß Lager die beiden Philoſophen neben einander hingeſtreckt. Martins Bette ſtand in derſelben Stube, die außer einem kleinen Vorrathskämmerchen und Nebel's kaltem Dachſtübchen die einzige des Hauſes war. Sowohl Martin, als auch Gertrud ſehnte ſich nach Wärme und Ruhe. Deshalb überließen ſie die Vollendung ihrer Kuren der Natur, und in wenigen Minuten wetteiferten Beide ſchon in

derjenigen Art von Muſik, die man Schnarchen nennt.

Der Ofen brannte heftig, große Funken und Feuerklumpen fielen durch den Roſt in den Aſchentrog und warfen einen ſchnell wieder verſchwindenden Schein über die blaſſen Geſichter, die zur Seite lagen. Ihr gutmüthigen, unvorſichtigen Leute! Wenn nun ein Funken herüberrollte, das Stroh anzündete und die unglücklichen, hülfloſen Gäſte durch einen doppelten Tod ihr vielgeplagtes Leben beſchließen müßten! Kennt ihr die grauſamen Launen des Schickſals nicht, das ſich ſo oft ein Vergnügen daraus macht, die Menſchen da zu ſtrafen, wo ſie es am wenigſten verdienen, und da zu quälen, wo ſie es am beſten meinen? Ehrlicher Martin, gute Gertrud, wenn die Flamme eure friedliche Hütte ergriffe, ſich von der Hütte auf eure Scheune ſtürzte, euren ganzen mühſam erworbenen Reichthum, eure zwölf Hühner, eure drei Ziegen, euer Schwein, eure zwei Kühe verzehrte und ihr nichts rettetet als ein elendes Daſein, wenn ihr mit euren lebendig gebratenen Thieren, die wie Menſchen an euch gehangen hatten, den Hunger wie mit einem andern Menſchenfleiſch ſtillen müßtet, wenn ihr euch nur ſo

lange wärmen könntet, als eure Hütte brännte, und dann nackt und hoffnungslos in den Winter hinausirren müßtet! Habt ihr dies Alles nicht bedacht? Doch seid ruhig, ihr habt die Vorsehung bei guter Laune getroffen, sie setzte sich wachend und waltend hinter euren Ofen und begnügte sich, zu ihrem Zeitvertreib bloß eurem Schnarchen ein Ende zu machen.

Die Spatzen und Dohlen der Kirche, aufgeweckt durch die zwölf summenden Schläge der Mitternacht, hatten in der entstandenen Pause das eine ermüdete Bein schon durch das andere abgelöst und standen wieder an einander gedrängt und schlafend in den Ecken und Mauerlöchern des alten, stumpfen Kirchthurms. Der Iltis schlich lauernd über die Dächer der Häuser und Hühnerställe und durstete gierig nach einem warmen Trank. Der Hase saß knappernd an dem halberfrornen Winterkohl und ließ sich in seiner Mahlzeit nur bisweilen stören durch fernes Hundegebell, das kaum vernehmbar in die lauschenden, aufgerichteten Ohren drang. Man hörte nichts, als die pausirenden Anfälle des Windes, der, weil es eben Sonntag geworden war, den Ulmen und Obstbäumen und den Feldern umher reine Wäsche

von frischgefallenem Schnee anzog. Der Mond schien nicht und nur hier und da zeigte ein Stern mit seinem zitternden Lichte, daß der Himmel noch über den Wolken stand. Der halb weiß und von dem Rost halb braun gefärbte Zeiger der Thurmuhr war eben im Begriff, sich durch die Ziffer Eins um einen halben Fuß zu verlängern, als Martin, dessen Phantasie durch den Vorfall mit dem Ziegendiebe sehr erhitzt worden, von einem fürchterlichen Traum überfallen wurde und in Folge desselben die Ruhe der nächtlichen Szene auf eine effektvolle Weise unterbrach.

Martin träumte, indem er in der Abenddämmerung von einem Gange nach der Stadt zurückkehre, sehe er in der Ferne einen Hasen von der Größe eines Pferdes auf sich zu hüpfen. Der Hase hatte blutrothe, aber nicht runde, sondern spitzige Augen, von der Gestalt eines Dolches; anstatt der Ohren hatte er drohend aufgehobene Dreschflegel. Was das Thier am fürchterlichsten machte, war, daß es, wie ein Mensch, abwechselnd aufrecht auf den Hinterfüßen ging und in den Vorderpfoten eine Schlinge von fingerdickem Kupferdrath hielt, die es dem ersten Hasenfeind, welcher ihm begegnete, um den Hals werfen zu wollen

ſchien. Als Martin das Unthier auf ſich zukommen ſah, retirirte er ſeitwärts zwiſchen ein Paar Gärten in eine enge Zaungaſſe. Kaum war er bis in die Mitte derſelben gelangt, als er ein Geräuſch hinter ſich hörte und den Haſen mit langſamem Schritt, die Augen in einer ängſtigenden, horizontalen Lage ſtarr vor ſich hin gerichtet und die Schlinge zum Erwürgen bereit haltend, in die Gaſſe hereinkommen ſah. Martin flieht, aber wohin? Die Gaſſe iſt am Ende geſchloſſen, wie ein Sack. Er verſucht über die Hecke zu ſpringen, aber beklommen und, wie es ein Alptraum mit ſich zu bringen pflegt, gefeſſelt an denjenigen Gliedern, deren er eben am meiſten bedarf, iſt er zu einem Sprung nicht im Stande. Er weicht bis in den Sack der Gaſſe zurück, und der Haſe ihm nach. Der Haſe ſcheint ſich mehr zur rechten Seite hinzuhalten, deshalb drückt Martin, um ihn paſſiren zu laſſen, ſich feſt an die Hecke zur linken Seite, d. h. an die Wand ſeines Zimmers. Der Haſe wendet ſich nach der linken Seite, deshalb retirirt Martin leiſe auf den Zehen zur rechten hin, d. h. aus dem Bette hinaus, drückt ſich in die Hecke an einen dicken Apfelbaum, d. h. an den Ofen, in dem das Feuer unterdeſſen

ausgegangen war. Der Hase kommt näher und Martin zieht, da der Apfelbaum nicht nachgeben will, Bauch und Brust so viel als möglich ein, um das Monstrum unberührt vorbeigehen zu lassen. Der Hase scheint ihn aber zu fixiren, Martin drängt sich mit mehr Anstrengung zurück und zwar so, daß der Apfelbaum abbricht und umfällt.

Die beiden Patienten hatten durch die Wärme des jetzt wieder erloschenen Feuers sich so weit erholt, daß ihr todtähnlicher Zustand in einen blossen Schlaf übergegangen und keine sehr gewaltsame Störung mehr erforderlich war, sie gänzlich aufzuwecken. Nebel war durch die Fürsorge der Gertrud dem Ofen am nächsten gelegt, Feger hatte den zweiten Platz. Als der Apfelbaum umstürzte, fiel daher der Stamm auf Dr. Nebel, ein Ast desselben, nämlich die Ofenpfeife, auf Dr. Feger. Beide sprangen zugleich auf, Nebel gerieth aber in Berührung mit Martin, und dieser, in der Meinung, daß ihm der Hase zu Leibe gehe, schleuderte das Ungethüm mit Anstrengung aller seiner Kräfte von sich. Dr. Nebel traf sehr gewaltsam auf Dr. Feger, und dieser flog zufällig gegen das Bette. Gertrud glaubte sich auf indezente Weise angegriffen und ihre beleidigte Weib-

lichkeit verſäumte nicht, ſich ihres kräftigen Armes augenblicklich zu bedienen und ihren Feind auf eine Art zurückzuweiſen, daß er an der Wand unfehlbar einige Gliedmaßen zerbrochen haben würde, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, wider ſeinen Freund Nebel geſchleudert zu werden. Dieſer gerieth durch den Stoß wieder dem geängſtigten Martin in die Hände, welcher, noch immer mit dem Haſen beſchäftigt, Alles, was ſich ihm näherte, mit einer halsbrechenden Vehemenz von ſich warf. Auf dieſe Art führten die beiden Doktoren nebſt Stühlen, Ofen, Tiſch u. ſ. w. in der Stube eine gewaltſame Quadrille auf, deren einzelne Pas und deren phyſiognomiſche Seite ſich vor Augen zu ſtellen, ich der Phantaſie des Leſers überlaſſen muß. Das Beängſtigendſte dabei war, daß während der ganzen Bataille kein Wort geſprochen wurde. Martin war zwar durch den Tumult erwacht, wußte aber nicht, wo er ſich befand, und noch halb umdroht von den Schreckniſſen ſeines Traumes, wagte er nicht, einen Laut von ſich zu geben, oder ſich von der Stelle zu bewegen. Die beiden Doktoren wußten nicht, ob ſie unter Menſchen oder Thiere gerathen waren, ob ſie ſich in Afrika oder in Europa befanden,

und Schweigen ſchien ihnen für ihre Lage das Angemeſſenſte. Endlich wagte Gertrud das Schweigen zu brechen. Martin! rief ſie etwas laut. Was? antwortete Martin etwas leiſer. Gertrud! rief Dr. Nebel. Was? antwortete Gertrud. Martin wollte nicht länger in Ungewißheit bleiben, er bahnte ſich über den Ofen und umgeworfenen Tiſch einen Weg zum Schrank, nahm Feuerzeug heraus und zündete Licht an. Martin und Gertrud konnten nicht genug erſtaunen über die Unordnung, die ſich jetzt vor ihren Blicken zeigte. Die beiden Doktoren traten einen Schritt aus ihren Ecken hervor, beide erkannten ſich mit ſichtbarer Verlegenheit, und indem Nebel das blutige Geſicht Feger's und dieſer das miſtbefärbte Geſicht Nebel's anſah, und indem ſie gleichzeitig in ihre Taſchen fühlten — wo iſt mein Fernrohr? fragte Dr. Nebel. Wo iſt meine Zange? fragte Dr. Feger.

Dieſe Fragen waren nur die Ableiter der erſten Verlegenheit. Ihnen folgte bald die gegenſeitige Aufklärung über die Schreckniſſe der vergangenen Nacht, und dieſe Mittheilungen hatten die vollſtändigſte Ausſöhnung der getrennten Freunde zur Folge. Nur auf dieſe Weiſe konnte eine Wiedervereinigung zweier Männer ſolcher Art, die auf

Tod und Leben einander gegenüber geſtanden hatten, zu Stande kommen. Nur Feuer und Hammer kann das getrennte Metall wieder zuſammenfügen. Aber die Vorſehung hatte die Beiden noch zu großen Thaten auserſehen, deßhalb ließ ſie ſelbſt das grauſamſte Mittel zu ihrer Ausſöhnung nicht unverſucht, und wenn ſie dieſelben in der Gelehrtenſtube nicht vereinigen konnte, ſo warf ſie ſie zuſammen in die Schlafſtube eines ländlichen Paares.

Nach ihrer Ausſöhnung begannen unſre gelehrten Freunde erſt ihre intereſſanteſten Fahrten, die noch auf ihren Beſchreiber warten. Ein Bruchſtück liefert die folgende Erzählung über ein Begegniß zu Rindshauſen, die ich einer Mittheilung des Dr. Feger verdanke.

Als ich meine beiden Freunde wieder verließ — es war ein ziemlich dunkler Abend — begleiteten mich dieſelben eine Strecke Wegs zum Dorf hinaus. Bei dieſer Gelegenheit rannte Dr. Nebel mit dem Kopf an einen großen, langen Gegenſtand, den wir für einen Pfahl oder Baumſtamm anſahen. Als wir ihn aber näher unterſuchten, fanden wir, daß es der Finger der Vorſehung war, der ſchlafend aus der Erde ragte.

IV.

Ein germaniſches Ochſenhorn, zwei Doktoren der Philoſophie, ein Schriftſteller und ein Dutzend Philiſter.

Eine vaterländiſche Geſchichte.

(Fragment.)

„O, ſäh'ſt du, voller Mondenſchein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!"

Dieſe Worte des nachtwachenden Fauſt hörte die ſtille Nacht häufig von einem Manne wiederholen, der aus dem Nachtwachen ein Geſchäft machte: von dem Nachtwächter zu Rindshauſen. Gottfried Himmel, der Nachtwächter zu Rindshauſen, war ein Mann mit ſtahlblauem, ſchwärmeriſchem Blicke, dabei aber ziemlich wohlgenährt

und mit vollen, ſcharfgerötheten Wangen, ſo daß er wohl für einen eingelebten Kloſterbruder paſſiren konnte. Daß er, bei ſeiner wohlkonditionirten Leibesbeſchaffenheit, dennoch ſo oft in den Ton des lebensüberdrüſſigen Fauſt einſtimmte, war die Wirkung eines tiefen Seelenſchmerzes, den der gutmüthige und ſentimentale Nachtwächter nicht los werden konnte, ſo lange er nicht im Stande war, das Amt von ſich zu werfen, an welches ihn die Noth gefeſſelt hielt. Gottfried Himmel, ein Mann von guter Familie und ein durch Unglück mancherlei Art verkommenes Talent, hatte Vieles gefühlt und geleſen, ſogar den Fauſt; er beſaß alſo eine andre Bildung, als ſeine gewöhnlichen Kollegen, dabei hatte er poetiſche Anlagen und beſonders war er muſikaliſch. Dieſe letztere Gabe war die Mutter ſeines ganzen Unglücks, denn ſeine Pflicht brachte es leider mit ſich, daß er jede Nacht auf einem zwei Ellen langen Ochſenhorn blaſen mußte, deſſen Töne an das horrible Gebrüll wilder Thiere erinnerten und ſicher der Stimme des Ungethüms nicht nachſtanden, welches das Inſtrument früher auf ſeiner brutalen Stirne getragen. Welche Pein, wenn unſer Muſiker, nachdem er den ſchönen, freudenvollen Tag pflicht-

gemäß hatte verſchlafen müſſen, das Jahrhunderte alte, von zwanzig Vorgängern übererbte, verhaßte Inſtrument von der Wand nahm und mit dieſem aufgedrungenen Begleiter zum tauſendſten und aber tauſendſten Male in die lautloſe Nacht hinaustrat! Welch Gefühl, wenn er an den angewieſenen Straßenecken das dröhnende Horn an den Mund ſetzte und deſſen erſchütternde Töne zu den funkelnden Sternen hinaufbrüllen mußte, die wie zürnende Augen der Natur auf ihn herabſchauten und unerweicht ſich in ſeinem ſchmerzvollen Blicke ſpiegelten! Welch bitterer Vorwurf, wenn ſeine Freundinn, die flötende Nachtigall, deren klagenden Geſang ſein lauſchendes Ohr mit ſüßem Schmerz auffing, von ſeiner ſchrecklichen Muſik entſetzt davon eilte und fern in den Gebüſchen der Thäler verſtummte! So oft ſchon hatte der unglückliche Mann bei dem Magiſtrat ſich bemüht, mit einem andern Inſtrument verſehen zu werden; ſo oft hatte er ſich um eine andere Stelle, beſonders die Stelle des Organiſten, beworben, die der unmuſikaliſche Schullehrer nur aus Eitelkeit fortbekleidete; aber die Bitten des beſcheidenen und verkannten Mannes, der ſo ſelten Gelegenheit hatte, ſeine Eigenſchaften an den Tag zu legen,

waren nicht nur fruchtlos, sondern er erhielt auch die bittersten Vorwürfe, weil er eine durch langjährigen Gebrauch geheiligte Einrichtung der Vorfahren zu reformiren, weil er einen Gegenstand, an dem so manche Erinnerung klebte, freventlich zu entfernen gedenke. Ja, er war sogar mit Entfernung von seinem Amt bedroht worden, im Fall er seine neuerungssüchtigen, revolutionairen Gesinnungen noch einmal zu äußern sich erkühnen würde. Sein Gesuch um die Organistenstelle aber wurde durch den entsetzlichen Bescheid niedergeschlagen, daß er zur Anwendung seiner musikalischen Gabe durch sein Amt jede Nacht Gelegenheit habe, während die Orgel nur alle Sonntage gespielt werde. Es scheine ihm daher mehr um ein bequemes Leben, als um musikalische Beschäftigung zu thun zu sein. Uebrigens besetze man die Organistenstellen mit gebildeten Musikern, wie der Herr Schullehrer einer sei, nicht aber mit Nachtwächtern, die sich durch eine dürftige Klimperfertigkeit verleiten ließen, sich über ihren Standpunkt zu erheben. In dieser Art war der Bescheid abgefaßt; in dieser Art wurde Gottfried Himmel beurtheilt. Und so hatte er denn endlich seinen Schmerz stumm in sich verschlossen, und

nur ſeine einzige Freundinn, die Nacht, hörte ihn ſeufzend in die oft wiederholten Worte ausbrechen:

„O, ſäh'ſt du, voller Mondenſchein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!"

Dann warf er wüthend ſein Horn zur Erde, als hätte er endlich Kraft gewonnen, ſich für immer von ihm zu trennen; doch unmittelbar nachher raffte er es haſtig wieder auf, beſorgt, ſein Inſtrument könne Schaden gelitten haben und beim Magiſtrat ſein Ankläger werden. Wie peinigend, wenn er es dann wieder an den Mund ſetzen mußte, bloß um ſich zu überzeugen, daß ſein verhaßter Begleiter, den er ſo gern für ewig hätte verſtummen gemacht, noch unverſehrt und bei Stimme ſei! Das Horn rührte von einem rieſigen, fabelhaften Ochſen her, welcher, wie das Gerücht ſagte, in den wilden Waldungen der umherliegenden Berge vor zwei Jahrhunderten erlegt worden war, und es beſaß eine Härte und Stärke, die einen Mann, wie Gottfried Himmel war, völlig zur Verzweiflung bringen konnte. Der Ochſe hatte im Leben ſich der ganzen Einwohnerſchaft furchtbar gemacht, man zählte mit Dutzenden die Opfer ſeiner Wuth auf, und unter

ihnen ſogar den Ortsvorſtand, an dem das Thier ſich aus Verſehen vergriffen hatte; nun ſollte er auch noch im Tode zum Menſchenquäler werden, und ſogar das Siegeszeichen, das die Kunde ſeines Unterganges zum Schrecken aller ſeiner Nachfolger fortzupflanzen beſtimmt zu ſein ſchien, mußte das Unglück eines edlen Mannes ſein. Welches Glück für die Menſchheit, daß nicht die Exiſtenz aller Ochſen eine ſolche Nachwirkung hat, wie die Exiſtenz jenes Rindshauſener, der noch nach zwei Jahrhunderten ſeine Hörner fühlen ließ! Das zweite Horn des Ochſen wurde im Stadtarchiv ſorgfältig aufbewahrt, und dieſe Sympathie des Magiſtrats für die Ochſenhörner raubte unſerm Nachtwächter auch die letzte Hoffnung, wenn bisweilen der verwegene Gedanke in ihm aufſtieg, ſein Horn verloren gehen zu laſſen. Er würde nicht nur zur ſtrengſten Verantwortung gezogen, ſondern, was das Schlimmſte war, zugleich mit dem Reſervehorn verſehen worden ſein. Ein anderes Horn aber unterzuſchieben, oder das Blaſen ganz zu unterlaſſen, durfte er noch weniger wagen, da es nicht an Spionen fehlte, die ſeine Antipathie kannten und, nach ſeinem Poſten begierig, auf das Sorgfältigſte ſeine Funktionen kontrolirten, um beim geringſten Anlaß

ihn zu denunziren. Sogar der argwöhniſche Bürgermeiſter lauerte ihm aus Eifer für das Wohl der Gemeinde bisweilen auf und ließ durch den Stadtſchreiber eine geheime Konduitenliſte über ihn führen. So war denn der unſchuldige Mann gefangen und bewacht von allen Seiten, wie ein verbrechenſinnender Böſewicht, und nur eine Hoffnung blieb ſeiner gedrückten Seele übrig, die Hoffnung, einſt Ruhe unter jenen ſchönen Kirchhofslinden zu haben, deren Anblick, ſo oft ihn ſein nächtlicher Gang an ihnen vorüberführte, ihm unter Seufzen die Worte abpreßte:

„O, ſähſt du, voller Mondenſchein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!“

Eines Nachmittags fand Himmel, als er ſich eben von den Qualen der verwichenen Nacht ausgeruht hatte und im Begriffe ſtand, vor dem Wiederantritt ſeiner unäſthetiſchen Dienſtverrichtungen ſeine Seele durch einige wehmüthige Akkorde auf ſeiner alten Harfe zu trösten, folgenden Brief auf dem Tiſche liegen:

„Poſaunenengel! — Ein Nachtwächter iſt nach den Begriffen vernünftiger Leute dazu beſtimmt, für die ſchlafenden Bürger zu wachen, nicht aber,

die Schlafenden zu wecken und ebenfalls zu Nachtwächtern zu machen. Das Nachtwächtern ist keine so beglückende Sache, daß es nöthig wäre, mit Ochsenhörnern Proselyten zu machen. Ein Nachtwächter soll der nächtliche Ortsschutzengel sein, der die Diebe am Einbrechen und das Feuer am Ausbrechen hindert. Es liegt in seiner Bestimmung, daß er, trotz der Dunkelheit, mehr die Augen als den Mund aufthue, aber

„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,"

wenn der Mann aus brutalem Diensteifer (!) alle zwanzig Schritte in sein viehisches Horn stößt, daß der ruhige Bürger entsetzt aus dem Schlafe auffährt, daß man sich in das Getümmel der Kriegszeit versetzt glaubt und sich alle Augenblicke mit der Vorstellung ängstigt, es seien so eben die feindlichen Truppen in den Ort eingerückt. Selbst auf die Träume wirken diese fürchterlichen, martialischen Töne schreckend ein, und schlief man wunderbarer Weise fest genug, um nicht aus dem Bette zu fahren, so hat man sich wenigstens, wie der Ritter in dem „Kampf mit dem Drachen," die ganze Nacht keuchend im Gefecht befunden. Hat man nun noch dazu das Unglück, in einem

Ort zu Hauſe zu ſein, wo kein zur Schlafſtörung beſtimmtes Nachtwächterhorn in der Mode iſt und wo ein ſolches Inſtrument bloß die Stelle der Brandglocke vertritt, ſo ſieht man wachend und träumend die ganze Nacht hindurch ſeine Wohnung in Flammen ſtehen, und wenn man dann nach der durchbebten Nacht in unruhigem Morgenſchlummer den Poſtwagen durch die Straßen rollen hört, ſo denkt man, ſtatt ſich auf den Brief zu freuen, den man von ſeiner Geliebten zu erwarten hat, nichts Anderes, als: Gott ſei Dank, daß ſie doch endlich mit der Brandſpritze kommen! Wenn Sie, ſchrecklicher Poſaunenengel, ebenfalls zu den vernünftigen Leuten gehören, woran ich ſtark zu zweifeln Urſache habe, ſo frage ich Sie, wozu kann das dienen, daß Sie die ganze Nacht einen ſo entſetzlichen Generalmarſch blaſen? Hauſ't ein nächtliches Korps in dieſen Bergen, dem Sie die Kriegsmuſik aufſpielen?"

In dieſer Weiſe fortfahrend, berührt der Brief ſodann des Nachtwächters muſikaliſches Gehör, ſeine zarteſte Stelle mit folgenden Worten: „Muſikaliſches Gehör! Wie konnte ich bei dieſer Gelegenheit nur auf dieß Wort kommen? Welchen Begriff kann ein Menſch von Muſik haben, deſſen geſtähltes

Trommelfell zum wenigſten die Dicke des Felles von dem verwünſchten Thier haben muß, das ihm ſein Inſtrument gab? Taub müſſen Sie ſein wie ein Grab. Wären Sie nur auch ſtumm wie ein Grab! Sie müſſen einen Fehler am Gehör haben, der am Ohr Das iſt, was am Auge der Staar. Iſt denn Niemand hier, der Sie operiren kann? Ich rathe Ihnen eine Pulverſprengung an, aber nicht mit zu geringen Quantitäten, ſonſt wirkt ſie nicht. Es hat einmal einen Helden gegeben, der zum Schutz gegen den verführenden Geſang der Seejungfern ſich und ſeinen Gefährten die Ohren mit Wachs zuſtopfte. Das Wachs hätten Sie an ſeiner Stelle geſpart, nicht wahr? Die Seejungfern hätten ſich umſonſt ihre ſchönen Kehlen abgeſungen, und Sie wären durch Ihre Tugendſtärke berühmt geworden."

Hierauf macht der Brief allerlei mit Beleidigungen verſetzte Vorſchläge, die Nachtwächter muſikaliſch zu machen, und ſchließt dann mit folgenden Worten: „Hier haben Sie nun meinen Vorſchlag, den ich im Namen der leidenden Menſchheit mache. Möge er recht bald zur Ausführung kommen, d. h. bei Ihrem Nachfolger! Um für Ihren Dienſteifer ein würdiges Zeugniß und

Andenken zu hinterlaſſen, verehre ich Ihnen die folgende Grabſchrift, die Sie ſchon vorläufig auf Ihr hölzernes Grabkreuz können einſchnitzen laſſen:

Macht euch gefaßt, ſündhafte Menſchen ihr,
Es iſt vorbei mit eurem Thun hienieden,
Der Schreck des jüngſten Tags iſt vor der Thür':
Der Hauptpoſaunier iſt ſchon hinbeſchieden!

Sterben Sie ruhiger, als Sie lebten.

Ein Reiſender,
den Sie die vorige Nacht leider zu
ihrem Kollegen gemacht haben."

Der Verfaſſer dieſes, auf ein Büffel-Inſtrument und einen entſprechenden Virtuoſen berechneten Briefes war ein junger Schriftſteller, der in der Nähe von Rindshauſen wohnte und ſich eine Nacht im Ort aufgehalten hatte, um ſeine von einer Reiſe zurückerwartete Frau zu empfangen. Soll ich ihn verrathen? Vielleicht würde ſein Gewiſſen dadurch zu ſehr affizirt werden, welches, wie die Folge zeigen wird, in dieſe Geſchichte verflochten iſt. Das Blaſen des Nachtwächters hatte ihn die ganze Nacht wach erhalten, und einen Theil dieſer Zeit hatte er dazu benutzt, ſich an dem unſchuldigen Störer ſeiner Ruhe, den er natürlich nicht kannte,

durch jenen grauſamen Brief zu rächen. Es iſt noch nie ein Mann härter verkannt worden, als der Nachtwächter von Rindshauſen in dieſem Briefe. Wer menſchliches Gefühl beſitzt, wer jemals den Schmerz einer lieblosen Beurtheilung ſeiner gefeſſelten guten Eigenſchaften empfunden hat, der wird ermeſſen, welchen Eindruck die unverdienten Vorwürfe auf Himmels weiches Gemüth machen mußten. Sie platzten wie eine Bombe in ſein ſtilles, einförmiges, nächtiges Leben hinein und verſprengten auch ſeinen letzten Reſt von Ruhe und Troſt. In den Bach ſeines Daſeins, der ſtill in tiefem Schatten unter Nachtviolen und Vergißmeinnicht daher ſchlich, war ein Felsſtück gefallen, das ihn bis auf den Grund trübte und in Aufruhr brachte. Nichts war ihm natürlich bitterer als die Vorausſetzung, daß an ſeinem Blaſen der Dienſteifer ſchuld ſei und daß es ihm an muſikaliſchem Gehör fehle, ihm, dem nichts verhaßter, als ſein Dienſt, dem nichts in ſolchem Grade verliehen war, wie eben das muſikaliſche Gehör. Wenn er nie die Grauſamkeit des Geſchicks gefühlt hätte, das ihm einen ſeiner Natur ſo widerſprechenden Beruf verliehen, ſo mußte ſie jetzt mit ihrer ganzen Laſt auf ihn drücken.

Aetzende Thränen netzten das Papier, das er in der zitternden Hand hielt, konvulsivisch zuckend sah er durch das offene Fenster, in welches der Mond eben hereinzuscheinen begann, zu dem erbarmungslosen Himmel hinauf, und lange konnte er für seinen Schmerz keine Sprache finden, bis er endlich wieder mit schwerem Seufzen in die Worte ausbrach:

„O, säh'st du, stiller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!"

In diesem Augenblicke fiel sein Auge auf das verhaßte Horn, von dessen abgescheuertem Kupferbeschlag der Mondschein zurückblitzte, und dieser Blitz durchzuckte sein Herz wie ein Dolch. „Könntest du doch," sprach er, „du quälender Begleiter meines Lebens, könntest du dich doch nach alter Art in ein Trinkgefäß umwandeln, dessen Inhalt tödtendes Gift wäre, ich wollte dich als meinen innigsten Freund begrüßen und auf Einen Zug deine Höhlung leeren!" Mit gepreßter Resignation langte er dann sein Instrument von der Wand herab, hängte es über die Schulter und schickte sich gewaltsam zu seiner gewohnten Wanderung an. Nachdem er eine Zeitlang sich mit vergeblichem Nachsinnen über den unbekannten

Verfaſſer jenes Briefs beſchäftigt, fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort: „Warum ſeid ihr erfinderiſchen Menſchen, die ihr euch und Andere nur zu quälen bedacht ſeid, noch nicht auf den Einfall gerathen, ſtatt eines Menſchen mit einem Ochſenhorn einen Ochſen ſelber zum Nachtwächter zu machen? Fürchtet ihr, daß ſeine euch verwandte Seele ſich in dem Ton ſeiner Stimme weniger ausſprechen werde, als in dem Ton des Auswuchſes, den er auf ſeinem Geiſtesſitz getragen? Kommt es euch Leuten des Fortſchritts aber darauf an, eure Quäler-Einrichtungen von den induſtriellen Erfindungen eures Geiſtes Vortheil ziehen zu laſſen, warum legt ihr nicht eine Eiſenbahn durch eure Straßen an, warum ſetzt ihr nicht den Nachtwächter auf einen Dampfwagen und laßt ihn eure Nachtmuſik durch die Töne des allergroßartigſten aller Inſtrumente, durch die Töne der Lokomotive verſtärken? O, gebt mir einen Dampfwagen, ich will mit ihm durch die Straßen donnern, daß eure Häuſer beben, ich will euch eine Muſik machen, daß das Wort Schlaf aus eurer Sprache verſchwinden ſoll. Einen Dampfwagen! Einen Dampfwagen!"

Vor Zorn glühend, wußte der Nachwächter

seinen Gefühlen keinen Ausdruck mehr zu geben, und wüthend setzte er sein Horn an den Mund und blies, daß die Wände seiner Wohnung dröhnten. Diese Töne brachten ihn endlich wieder zur Besinnung, er dachte zurück an seine Pflicht und an den Bürgermeister, und trostlos ergeben in sein Geschick, trat er hinaus auf die bereits menschenleere Straße. Außer seinem Horn nahm er aber dieses Mal noch einen andern Begleiter mit, der allein noch im Stande war, ihn sein Unglück auf kurze Zeit vergessen zu machen, einen Begleiter, den als letzten Trost so mancher schwache Verzweifelnde ergreift und als langsamen Mörder des Schmerzes aber auch des Lebens sich befreundet: es war eine Flasche, und zwar eine Flasche mit dem besten Kartoffelgeist, den die Kunst der rindshausener Geistfabrikanten zu erzeugen vermochte. Abwechselnd setzte er bald den einen, bald den andern Begleiter an den Mund, bis er endlich sich bloß noch mit dem letztern beschäftigte. Die gute Wirkung blieb nicht aus, und es verging keine Stunde, da senkte der mitleidige Schlaf seine tröstende Hand schon auf das Haupt des Vielgequälten, der lang gestreckt im Angesicht des Rathhauses auf einer Steinschwelle lag.

Es war eine duftige, herrliche Nacht, still und noch schwach erleuchtet von dem untergegangenen Monde, seit langer Zeit die erste, in welche das dröhnende rindshausener Nachtwächterhorn seine Schrecken nicht durch die Berge sandte. Käuze kreischten in ungewöhnlicher Munterkeit umher, als feierten sie die Befreiung ihres nächtlichen Reiches von der Nachtwächter-Tyrannei, und die Nachtigallen flöteten dazwischen, wie zu einem Konzert vereinigt, in den Vorgärten des Städtchens. Keine menschliche Stimme, kein Fußtritt ließ sich hören, selbst die spionirenden Beobachter Himmel's waren dies Mal unthätig, und der Schlag der Thurmuhr, die eben die zwölfte Stunde verkündete, war der einzige Ton, der an Menschen erinnerte. Doch auch die Ungestörtheit dieser Nacht sollte in Rindshausen nicht von langer Dauer sein. Plötzlich erschallten schleppende Fußtritte in dem engen und dunkeln, aus Felsblöcken zusammengemauerten Stadtthore, und zwei Gestalten, eine große und eine kleine, traten schweigend in den Ort. Wer waren diese nächtlichen Reisenden? Ich will sie in aller Eile dem Leser vorstellen: es waren meine alten Freunde, der Dr. Nebel und der Dr. Feger. Ein Ren-

kontre mit einem ſchalkhaften Jäger — er wird ſpäter wieder zum Vorſchein kommen — den ſie im Gebirge ſchlafend gefunden und in ihrer Gelehrſamkeit für todt gehalten hatten, brachte ſie in ſo ſpäter Nacht nach Rindshauſen. Sie ſuchten ſchon die halbe Nacht nach einem Orte, um die traurige Begebenheit der Behörde anzuzeigen; es wollte ihrer philanthropiſchen Bemühung aber nicht gelingen, in der wilden Berggegend einen menſchlichen Ort ausfindig zu machen, ſie hatten ſich vielmehr immer weiter von allen Wegſpuren verirrt und waren mit Hülfe der unterdeß ein-gebrochenen Nacht in ein ſolches Labyrinth von Thalſchluchten und Felskuppen, von Sümpfen und Wäldern, Strauchwerk und Geſtrüpp gerathen, daß ſie an einem Ausweege völlig zu verzweifeln anfingen. Beſonders ſchwebte Dr. Feger in einer nicht geringen Angſt für ſeinen kleinen Reſt von Leben, und in jedem dunklen Strauch glaubte er einen Banditen oder einen Bären (ursus arctos, wie er ſich trotz der Angſt naturhiſtoriſch ausdrückte) zu erblicken, der ihm ſeine ſchreckliche Umarmung zugedacht habe. Als ſie in dieſer Noth an einer lichten Stelle des Waldes eben berathſchlagten, was zu thun, hörten ſie plötzlich

in der Ferne einen brüllenden Ton, der sie Anfangs nicht wenig erschreckte, der aber bald durch seine regelmäßige Wiederholung seinen menschlichen Ursprung zu erkennen gab und ihnen zuletzt keinen Zweifel mehr übrig ließ, daß er aus dem Horn eines Dorfnachtwächters kam. Was dem armen Gottfried Himmel zur tödtenden Qual, das gereichte den beiden Doktoren zur lebhaftesten Freude. Sie rafften, von Hunger und Müdigkeit auf's äußerste erschöpft, ihre letzte Kraft zusammen, um sich Bahn zu brechen nach der Gegend hin, woher die Töne gekommen waren, und obschon dieselben nach einiger Zeit völlig wieder verstummten, gelang es doch den beiden Verirrten, mit Hülfe dieses Wegweisers nach einer Stunde den Wohnort ihres unbekannten Retters zu erreichen. Ihre erste Sorge war, das Rathhaus auszufinden, theils um endlich ihre verspätete Anzeige über das Abenteuer mit dem todten Jäger zu machen, theils weil sie bei der Stadtwache ein Unterkommen zu finden hofften, das ihnen die verschlossenen Thüren der übrigen Häuser nicht versprachen. Sie erkannten das Rathhaus bald an den hohen Giebelspitzen und Zacken seiner mittelalterlichen Bauart, die sich gegen den

dunklen Himmel abzeichneten; aber eine Nachtwache fanden ſie nicht. Durch dieſe troſtloſe Entdeckung wurden ihre ohnehin erſchöpften Seelen völlig entmuthigt; auch waren ſie ſo todtmüde, daß die Beine ihnen zu weiterem Nachforſchen den Dienſt verſagten. Die Nacht war außerdem, beſonders in den engen Straßen Rindshauſens, unterdeß ſtockfinſter geworden und die beiden Doktoren beſchloſſen daher, in der Nähe des Rathhauſes auf dem erſten beſten Ruheplatze den Tag abzuwarten. Halb tappend, halb fallend geriethen ſie auf die Schwelle, wo der ſchlafende Nachtwächter lag, und legten ſich, vor Ermattung aller Unterſcheidungsgabe bar, halb auf den Schlafenden ebenfalls zur Ruhe. In zwei Minuten ſchlief der ganze Knäuel um die Wette, ein Nachtwächter und zwei Doktoren der Philoſophie.

Himmels Pflichtvergeſſenheit blieb mittlerweile nicht ohne rächende Folgen, und wenn er ſelbſt auch ſchlief, ſein Gewiſſen war nicht mit eingeſchlafen. Schon um die Zeit, wo die beiden Schlafkameraden ſich ihm näherten, begann das drohende Gewitter eines ängſtigenden Traumes in ihm aufzuſteigen. Als nun gar die zwei Doktoren ſich auf ſeinen Körper legten, kamen phy-

ſiſche Urſachen den moraliſchen zu Hülfe, und der Druck der philoſophiſchen Freudlinge verurſachte ihm ein fürchterliches Alpdrücken. In dieſem ſeinem Zuſtande nahm der Traum eine ſchreckliche Geſtalt an. Himmel träumte nämlich, er ſei während der Erfüllung ſeiner Pflicht eingeſchlafen, dieſer Umſtand ſei von zwei Brandſtiftern benutzt worden, um im Ort Feuer anzulegen, und nun ſtehe ganz Rindshauſen in lichten Flammen. Er ſah die rothe Gluth ſich gegen den Himmel aufbäumen, er hörte die grauſige Stimme der Brandglocke, er vernahm das Wimmern der Verbrennenden, er fühlte die Hitze der Luft, er war bedroht von dem Sturz der zuſammenſinkenden Häuſer — und bei allem dem fühlte er ſich gefeſſelt und konnte nicht von der Stelle. Zugleich glaubte er das Rachegeſchrei der Rindshauſener zu hören, die wüthend durch die Straßen rannten, um den Urheber ihres Unglücks, den pflichtvergeſſenen Nachtwächter, zur Rechenſchaft zu ſchleppen; gleichzeitig hörte er ſchon ſeinen Nachfolger auf dem Reſervehorn blaſen und mit ſchrecklichen Poſaunentönen das jüngſte Gericht des Magiſtrats auf ihn herabrufen. Nach langer Anſtrengung unter Windungen und Stöhnen gelang es endlich

dem ſchweißtriefenden, vor Aufregung glühenden Nachtwächter, zu erwachen, und in einem Nu warf er ſeine beiden Dränger mit gewaltiger Anſtrengung auf die Straße. Dieſe, die ihrerſeits durch den Traum wieder in ihre Bergwildniß zurückverſetzt waren, glaubten ſich von Bären oder Räubern angefallen, rafften ſich in möglichſter Haſt wieder auf und eilten in wildeſter Flucht in den Ort hinein. Himmel, dem jetzt der ganze verbrecheriſche Zuſammenhang klar wurde und der die Fliehenden für die Brandſtifter hielt, gab ſofort mit ſeinem Horn das Brandſignal und rannte, halb von Zorn, halb von Angſt erfüllt, den beiden Doktoren nach, von Zeit zu Zeit ſein Signal wiederholend. Es währte nicht zehn Minuten, ſo war ganz Rindshauſen auf den Beinen, und Alles ſchrie „Brand", obſchon Niemand einen Funken Feuer gewahrte. Die Verwirrung war groß; Keiner wußte, wo er helfen, wohin er ſich retten ſollte; Keiner war bei der Finſterniß im Stande, den Andern zu erkennen, und Manche liefen, von entgegengeſetzten Seiten herzueilend, ſich gegenſeitig im Dienſteifer zu Boden; es entſtand Streit unter den Helfenden, und an verſchiedenen Straßenecken lagen die beſten

Freunde haufenweiſe aufeinander und zerbläuten ſich auf's Freundſchaftlichſte. Die rindshauſener Damen liefen zum Theil in ihren Nachtjacken durch die Straßen und ſtreckten ſehnſüchtig die Arme nach einem Retter aus; der Bürgermeiſter hatte in edler Aufopferung ſofort ſeine Pferde hergegeben, ſie aber in der Dunkelheit und Verwirrung irrthümlich, ſtatt an die Brandſpritze, an ſeine Chaiſe ſpannen laſſen und fuhr wie beſeſſen durch das Städtchen umher; der Magiſtrat eilte in corpore hinaus, um ſich in dem Sitzungsſaal auf dem Rathhauſe zu verſammeln, gerieth aber durch Verſehen in den Gaſthof „zum rothen Ochſen"; die Polizei öffnete das Stadtpriſon, worin ſechs betrunkene Schneider ſaßen, anſtatt des Spritzenhauſes und ſchrie nach Waſſer; der ehrwürdige Herr Pfarrer ſtürzte in Unterhoſe und Skapulier aus ſeiner Wohnung und ſeine beſorgte Köchinn verfolgte ihn mit dem Nachtgeſchirr, um zu löſchen; der Küſter rannte mit dem Kirchenſchlüſſel irrthümlich nach dem Lazareth und wurde wegen verſuchten Einbruchs von dem Aufſeher durch die Stadt verfolgt. Kurz, es war eine Verwirrung, eine Gelehrſamkeit und ein Lärm in Rindshauſen, wie niemals vorher, und das

Alles — o Nemesis! — durch ein Ochsenhorn!

Als man trotz allem Schreien und Suchen kein Feuer auffinden konnte, kam man allmälig auf die Vermuthung, der Nachtwächter habe irgend ein Verbrechen entdeckt, und dieserhalb die Einwohnerschaft zu Hülfe gerufen. Dabei war indeß allen ein Räthsel, daß der Nachtwächter selbst sich nicht einfand und sich keine Spuren der Verbrecher zeigten. Während man auf dem Markte sich hierüber beim Scheine unterdeß angezündeter Lichter seine Ansichten mittheilte, wurden von einem Trupp rintelhausener Nationalgardisten zwei Fremdlinge vorgeführt, die, von dem klasenden Nachtwächter verfolgt, man aus dem Thor hinaus rennen gesehen und dort eingefangen hatte. Der Nachtwächter selbst war plötzlich verschwunden und verstummt, was natürlich den schwersten Verdacht erregen mußte. Sobald die Fremdlinge vorgeführt und als muthmaßliche Brandstifter oder Diebe oder gar Mörder bezeichnet wurden, überlief ein Schauder der Wuth die Menge, und man machte alle Anstalten, ein sehr strenges Urtheil in demselben Augenblick zu sprechen und zu vollziehen. Besonders die Nationalgarden schienen sich

beilen zu wollen, um von dem Werke, das sie durch Fahndung der Verbrecher so rühmlich begonnen, sich durch Exekution auch den Ruhm der Vollendung zu sichern. Die beiden Dekoren machten verzweifelte Gesichter, und selbst Dr. Nebel, der bei den gewöhnlichen Anlässen des Lebens selten Worte oder Vorkehrungen für nöthig hielt, begann, als er eine kräftige Faust an der Halsbinde fühlte, die Gefahr zu erkennen und betheuerte seine Unschuld.

Da trat der Pastor, unterstützt vom Schullehrer und einem Stadtrath, in die Mitte des Haufens und ermahnte zur Mäßigung. Er stellte den Bürgern vor, daß sie das Verdienst, welches sie durch Arrestation der Verbrecher sich erworben, durch Ueberschreitung ihrer Befugnißgränzen nur schmälern könnten, daß die einstweilige Untersuchung der Sache zu den hohen Funktionen des Stadtvorstandes gehöre und die Bestrafung der Arrestanten dem Gericht zu überlassen sei. An die religiösen Ermahnungen, die der Pastor noch folgen ließ, knüpfte nach dem Schluß von dessen Anrede der bemeldete Stadtrath mit einem unaussprechlich schlauen Blick die tröstende Versicherung: er werde auf dem Rathhause schon dafür sorgen,

daß die beiden Spitzbuben gehörig „verarbeitet" würden. Dieſe Troſtgründe wirkten, die beiden Doktoren wurden mit weiteren Thätlichkeiten verſchont und unter entſetzlichem Geſchrei des ſie begleitenden Haufens auf das Rathhaus gebracht. Sogleich trat der zuſammenberufene Magiſtrat zu einer geheimen Sitzung zuſammen und erklärte ſich vorläufig permanent, um das Wohl der Stadt zu ſichern. Sechs Bürger ſtanden Wache vor dem Sitzungsſaal und vor dem Rathhaus verſammelte ſich die übrige Bürgerſchaft. Die beiden Verbrecher wurden vorgeführt, die Magiſtratsmitglieder nahmen patzig ihre Seſſel ein und man machte Anſtalten zum Verhör. Fürchterliche Stille. Obenan ſitzt der Bürgermeiſter mit ſcharfſinnigem Geſicht und wirft abwechſelnd einen forſchenden Blick bald auf die Arreſtanten, bald in die eingelaufenen Steckbriefe, deren ein ganzer Haufen neben ihm liegt. Das Huſten eines hektiſchen Stadtraths unterbricht die Stille. Sein Nachbar, dadurch ermuthigt, flüſtert ihm bedeutungsvolle Worte ins Ohr. Der bereits erwähnte Stadtrath, der für das „Verarbeiten" Sorge zu tragen verſprochen hatte, notirt ſich omineuſe Dinge auf das vor ihm liegende Papier. Der Stadtſekretär ſchneidet mit drohen-

der Akuratesse die Protokollfeder, wie ein Henker das Messer zurechtmacht. Die Blicke heften sich mit zunehmender Spannung auf die beiden Fremdlinge, deren Aeußeres immer räthselhafter erscheint. Gewöhnliche Verbrecher scheinen sie nicht zu sein. Bald scheinen sie im Aeußern etwas von einem Schullehrer, bald von einem evangelischen Geistlichen, bald von einer Gerichtsperson zu haben. Feger's spitzes Gesicht läßt aber keine Zweifel über ihre bösen Absichten übrig. Einer der Stadträthe, ein Gewürzkrämer, der den Tag zuvor mit einer falschen Kassenanweisung angeführt worden war, glaubt in Feger einen Falschmünzer zu erkennen und bereitet sich schon im Geheimen vor, bei der Fortsetzung der Verhandlungen diesen Punkt zur Sprache zu bringen. Der Polizeiportier bemerkt in Nebel's hinterer Tasche ein Pistol (es war ein Fernrohr) und macht davon dem Stadtsekretär, auf den Fußzehen gehend, geheime Mittheilung. Es wird davon unter angemessenen Geberden Notiz genommen. Durch die Mittheilung des Polizeidieners wird der Stadtsekretär Gegenstand der Aufmerksamkeit und er glaubt dieser gemäß Zeichen seiner Wirksamkeit geben zu müssen. Während nämlich der Bürgermeister noch die Steck-

briefe durchsieht, macht der Sekretär, vorbereitend, sich schon an den Kopf des Protokolls und schreibt mit einer der Wichtigkeit der Sache angemessenen Miene: „So verhandelt zu Rindshausen im Sitzungssaale des Rathhauses am *ten des Monats Juni 18** am Vormittage des frühen Morgens zwei Uhr." Nach ungefähr einer Viertelstunde, als er mit diesen Worten fertig geworden, hat auch der Bürgermeister die Revision der Steckbriefe beendigt und spricht halblaut, zu den Stadträthen gewendet: „Nicht vorhanden!" Darauf wendet er sich zu den Arrestanten und fragt: „Haben Sie Pässe?" Dr. Feger tritt vor und antwortet: „Meine Herren! Nachdem unsere Bestürzung über den Vorfall dieser Nacht einigermaßen vorüber ist, sehen wir wohl ein, durch welches Mißverständniß wir in diese Lage gebracht sind, und wir hoffen, daß auch Ihnen der Zusammenhang bald klar werden wird. Bis dahin erlauben Sie uns wenigstens, Platz zu nehmen, denn wir sind müde und dürfen in einer so gebildeten Gesellschaft wohl nichts Anderes erwarten, als honnet behandelt zu werden." Bei diesen Worten schob er seinem Kollegen Nebel einen Stuhl hin, und Beide nahmen Platz. Der Magistrat ward ein

wenig ſtutzig über dieſe halb ſchmeichelhafte, halb vorwurfsvolle Anrede, und man ſah ſich einander an, als wollte man ſich von der gegenſeitigen Verlegenheit überzeugen. Da machte der hektiſche Stadtrath der Verlegenheit ein Ende, indem er mit rauhem Ton der Meinung war, es ſei angemeſſen, vorher den Paß zu zeigen, ehe man Platz nehme, denn das Platznehmen hange von der Bildung ab, und die Bildung könne ſich des Signalements wegen doch nur aus dem Paß erſehen laſſen. Dieſe ſcharfſinnige Bemerkung fand ſo lebhaften Anklang, daß Alle ſich halb von ihren Sitzen erhoben und mit triumphirenden Blicken und vorgeſtreckten Köpfen das Vorzeigen der Päſſe für nöthig erklärten. Der hektiſche Stadtrath aber wiegte ſich in ſtolzer Freude hin und her und wiederholte dreimal ſeine Bemerkung. Da trat Dr. Feger abermals auf und ſprach: „Meine Herren! Die Hauptſache im Paß iſt doch nach Ihrer eigenen Erklärung das Signalement, nicht wahr?“ Dieſe Frage wurde einſtimmig bejaht. „Nun“ — fuhr Dr. Feger fort — „wenn das Signalement, dieſe Kopie der Perſönlichkeit, eine Hauptſache iſt, ſo muß die Perſon ſelbſt, als das Orginal, keinen geringern Werth für Sie ha-

ben. Da wir nun originaliter vor Ihnen sitzen, so glauben wir dadurch die Kopie vollständig ersetzen zu können." Diese spitzfindige Replik Feger's machte eine noch größere Sensation, als seine frühere. Die Würde der Versammlung war in augenscheinlicher Gefahr, da man nichts zu entgegnen wußte. Als die Gefahr aufs Höchste gestiegen war und kein Retter sich mehr vernehmen ließ, faßte endlich der Bürgermeister, die Aufgabe seiner Stellung begreifend, seine ganze amtliche Kraft zusammen und sprach: „Ihre Namen, meine Herren?" Antwort: „Dr. Nebel und Dr. Feger." Ungeheures Erstaunen. Allseitig gegenseitiges Anglotzen. Allgemeines Stillestehen des Verstandes. Doktor! dachte der Eine; Doktor! dachten die Andern; Doktor! dachten sie alle zusammen. Dieser Aufschluß über die gelehrte Qualität der Fremdlinge enthielt zugleich eine Aufforderung zu äußerster Vorsicht, zumal da die Antworten Feger's der Versammlung bereits nahe gelegt hatten, daß sie leicht in Gefahr kommen könne, sich zu blamiren. Der Magistrat beschloß daher, ehe er weiter ging, sich zu einer geheimen Berathung über das weitere Verfahren in ein Nebenzimmer zurückzuziehen. Gleichzeitig wurde der Polizei-

dienerportier angewiesen, den Saal ebenfalls zu verlassen und durch das geheime Beobachtungsloch das Benehmen der Delinquenten zu observiren. In der geheimen Sitzung, worin sich durch die verschiedenen Debatten ein erstaunlicher Reichthum an Scharfsinn und Weisheit entwickelt haben soll, siegte mit zwölf Stimmen gegen keine die Ansicht, man müsse der Klugheit gemäß sich mit den Arrestanten in kein langes Federlesen einlassen, sondern ihnen gerades Weges mit den einfachen Mitteln der ländlichen Inquisition zu Leibe gehen. Zu dem Ende bereitete sich der Bürgermeister vor zu der kategorischen Frage: ob sie bekennen wollten oder nicht? Außerdem aber zog man die Loyalitätsfrage in Betracht und beschloß für alle Fälle, sich zu versichern, ob die Arrestanten loyale Unterthanen seien oder nicht, in welch letzterm Falle man sie als Demagogen festhalten könne. Zu diesem Ende wollte die Versammlung plötzlich in den Sitzungssaal treten und ausrufen: „Hoch lebe unser allgeliebter, innig verehrter Landesvater und nochmals hoch und zum dritten Mal hoch!“ Stimmten die Fremden nicht in diesen Ruf ein, so gaben sie sich hierdurch als Staatsverbrecher zu erkennen und bereiteten, mochten sie sonst eines

Verbrechens ſchuldig ſein oder nicht, dem Magiſtrat das Verdienſt, eine ſtrafbare Illoyalität zur Anzeige zu bringen.

Alſo ausgerüſtet trat die Verſammlung in den Inquiſitionsſaal zurück. Sie erſtaunte aber nicht wenig, als ſie die Fremden, ſtatt zitternd ihr Urtheil gewärtigen, kopfnickend und ſchnarchend auf ihren Stühlen ſitzen ſah. Wieder langes, gegenſeitiges Anſehen. Mehre der Herren Stadträthe waren geneigt, in dieſem Benehmen ein Zeichen von Geringſchätzung ihrer Würde zu erblicken; allmählig aber begann man darin einen Beweis von Sorgloſigkeit zu ſehen, der ſich mit einer ſo ſchweren Schuld, wie den Arreſtanten zugeſchrieben wurde, nicht gut vereinigen ließ. Daß dieſe Sorgloſigkeit aber keine Verſtellung war, ging aus dem Bericht des Polizeidieners über ſeine geheime Obſervation hervor, und allgemein fiel es auf, daß Nebel nicht einmal darauf bedacht geweſen war, das Piſtol zu entfernen. Als man nun gar beim Licht des unterdeß angebrochenen Tages den harmloſen Ausdruck, namentlich in Nebel's Geſicht, betrachtete, welches, durch den Schlaf von aller gelehrten Strenge befreit, ſich zu einer wahrhaft kindlichen Miene verklärte, wurden die Bedenken

immer größer und man war faſt geneigt, die Beſchuldigten für völlig unſchuldig zu halten, verzichtete aber jedenfalls einſtweilen auf die projektirte Loyalitätsprobe.

In dieſem Augenblicke trat ein Mann in den Saal, welcher in die ganze Lage der Sache eine Aenderung brachte. Er näherte ſich haſtig den Herren Stadträthen, grüßte ſehr freundlich, warf einen humoriſtiſchen Blick auf die beiden Doktoren und ſprach: „Der Lärm, meine Herren, der dieſe Nacht Ihr friedliches Städtchen in Aufruhr geſetzt, iſt über die Berge auch in meine Wohnung gedrungen und ich ahnte gleich, daß ich in der Sache wichtige Aufklärungen würde geben können.“

Er erzählte ſodann, wie er am letzten Nachmittag auf der Jagd, in einem Thal ausruhend, ſich damit amüſirt habe, in ſimulirtem Schlaf Beobachtungen über die Enthaltſamkeit ſeines Hundes anzuſtellen, der es auf den Inhalt ſeiner Jagdtaſche abgeſehen hatte; wie unterdeß die mehrgedachten beiden Doktoren vorübergekommen, ihn in ihrer Gelehrſamkeit für todt erklärt und ſogleich beſchloſſen hätten, von dem Unglück im nächſten Orte Anzeige zu machen. „Wie Sie wiſſen,“ fuhr er fort, „halte ich es für zuträglich, mitunter

einige Veränderung in das hiesige Philisterleben zu bringen. Ich ließ daher die Beiden in ihrer irrigen Meinung, um dadurch einigen Rumor in Rindshausen zu veranlassen und mich an den Früchten der echt teutschen Gelehrsamkeit dieser Herren zu ergötzen, die nicht unterscheiden können, ob ein Mensch schläft oder todt ist. Sie werden nun mit mir der Ansicht sein, daß an dem Lärm dieser Nacht ein Mißverständniß oder der fatale Diensteifer Ihres Nachtwächters schuld sein muß, da diese Herren, die wahrscheinlich zu wissenschaftlichen Zwecken unsere Gegend bereisen, in der besten Absicht nach Rindshausen gekommen sind und eben so wenig an Brandstiften als an Todtschlagen gedacht haben. Ich bitte daher, den gelehrten Gästen keine Schwierigkeiten mehr zu machen, sondern sie ihrem Stande und ihrer Bildung gemäß zu behandeln. Für ihre Unschuld bleibe ich Bürge, denn sie sind, wie gesagt, deutsche Gelehrten."

Der Mann, der also sprach, war jener Schriftsteller, welcher dem Nachtwächter den grausamen Brief geschrieben hatte. Sein Bericht wurde nicht ohne einiges Mißtrauen von der Versammlung aufgenommen, man wagte aber nicht, es laut zu erkennen zu geben. Das Erwachen der beiden

Doktoren lös'te endlich alle Zweifel, indem dieselben das größte Erstaunen darüber kund gaben, den Jäger, welchen sie den Tag zuvor für todt gehalten hatten, jetzt frisch und gesund vor sich zu sehen. Einige Erörterungen hin und her klärten nach und nach die ganze Begebenheit auf, und man gerieth darüber in die heiterste Stimmung, als plötzlich wieder ein neues Ereigniß die Versammlung mit Schrecken und Trauer erfüllte. Vor dem Rathhause entstand ein drohendes, wüthendes Geschrei, und das Volk machte Anstalten, mit Gewalt einzudringen. Der Nachtwächter ist ermordet! An den Galgen die Mörder! So ließ es sich drinnen und draußen vernehmen. Der Bürgermeister öffnete die Thür, und der Nachtwächter Gottfried Himmel wurde leichenblaß und regungslos in den Saal gebracht und auf den Tisch gelegt. Man hatte ihn vor dem Thor des Städtchens am Wege liegend gefunden, und sein Horn lag zwanzig Schritte von ihm. Sofort wurde als Kreisphysikus der dicke Ortswundarzt gerufen, um die Leiche zu untersuchen. Unterdessen änderte sich in der ganzen Gesellschaft die Ansicht über die Unschuld der Fremden wieder, und man raunte sich den Verdacht in die Ohren,

daß sie den Nachtwächter erschlagen hätten. Der hektische Stadtrath hielt die Gelegenheit für günstig, um dieselben auf die Probe zu stellen und sich dadurch zugleich an dem spitzfindigen Feger zu rächen. Sie haben, sprach er boshaft, sich vor kurzer Zeit für Doktoren ausgegeben; wollen Sie nicht über den Ermordeten, ich wollte sagen, Verunglückten Ihr Urtheil vernehmen lassen? — Wir sind keine Mediziner, erwiederte Feger ruhig, wir sind Doktoren der Philosophie. — Der Philosophie! Der Philosophie! wiederholte ungläubig die ganze Magistratsversammlung, welche von dieser Erfindung noch nie etwas gehört hatte. Uebrigens, sprach Feger weiter, auch ohne Mediziner zu sein, glaube ich behaupten zu dürfen, daß der Mann am Schlag gestorben ist.

Am Schlag! Richtig, der Mann ist am Schlag gestorben. Diese Meinung wurde sofort von Allen getheilt, zumal nachdem der dicke Wundarzt den Verunglückten untersucht, seinen Puls zehnmal befühlt, ihm den Deckel seiner Schnupftabaksdose vor den Mund gehalten, um den Athem zu rekognosziren, und mit wichtiger Miene die Entdeckung verkündet hatte, der Nachtwächter sei in Folge zu heftigen Blasens an der Apokalypsis gestorben.

Das Ochsenhorn behielt also die Schuld, doch dieß allein war genug, um gegen die Untersuchung Opposition hervorzurufen.

„Aber wie ist er zu dem heftigen Blasen gekommen?“ fragte der hektische Stadtrath, einen bedeutungsvollen Blick auf die Fremden werfend.

„Ja, wie ist er zu dem heftigen Blasen gekommen?“ wiederholte die ganze Rathsversammlung.

„Die Sache wird um so räthselhafter, fuhr der hektische Stadtrath triumphirend fort, wenn man bedenkt, daß der Verstorbene ein großer Feind des heftigen Blasens war, daß er beständig an ein stärkeres Signalgeben gemahnt werden mußte und daß er mehrere Male um ein anderes Instrument beim Magistrat eingekommen ist. Die Versammlung wird daraus mit mir erkennen, daß die Sache immer räthselhafter und bedenklicher wird.“

Die Rathsversammlung erklärte sich völlig damit einverstanden, daß die Sache immer räthselhafter und bedenklicher werde. Der Stadtsekretair nahm dieß sogar zu Protokoll.

In diesem kritischen Augenblick erhob sich der Schriftsteller und sprach: „Meine Herrn, wenn

es mir erlaubt ist, mich an Ihren weisen Erwägungen zu betheiligen, so äußere ich die Vermuthung, daß eben die Abneigung des Verstorbenen gegen sein Instrument, von welcher ich bisher nichts gewußt habe, das Räthsel zu lösen geeignet ist. Sollte er nicht dieß Instrument und seine Lunge zu dem Zweck so gewaltig angestrengt haben, um durch die hervorgerufene Verwirrung Sie zur Wahl eines andern Instruments zu bringen?"

Diese Vermuthung fand, weil sie zur Entdeckung eines Kniffs zu führen versprach, sofort allgemeinen Anklang. Als man sich aber besann, daß das Ochsenhorn noch immer dadurch kompromittirt sei, erhob sich der hektische Stadtrath von Neuem und warf die Frage auf, wie denn das nächtliche Zusammentreffen der beiden Fremden mit den „Ausschreitungen" des Nachtwächters zu erklären sei?

„Allerdings, sprach der Bürgermeister, scheint auch mir dieß der Mittelpunkt der Frage zu sein."

Die übrige Rathsversammlung war ebenfalls der Meinung, und der Stadtschreiber nahm es zu Protokoll, daß man am Mittelpunkt der Frage angelangt sei.

Der Schriftſteller entgegnete, dieſer Mittelpunkt ſei nichts Andres, als der Anfangspunkt, der ja durch die früheren Aufklärungen ſchon beſeitigt ſei, und ein ſolches Verfahren nenne man eine petitio principii.

Die berechnete Anwendung dieſes lateiniſchen Wortes verfehlte ihre Wirkung nicht und die Verſammlung ſtimmte damit überein und der Stadtſchreiber notirte zu Protokoll, daß man an der petitio principii angelangt ſei.

„Aber, meine Herrn, ſo erhob ſich der hartnäckige hektiſche Stadtrath abermals, jetzt haben wir ja gar keinen Schuldigen!“

Dieſe Bemerkung ſchien der Rathsverſammlung wichtiger zu ſein, als alle andren, und man äußerte allgemein ſeine größte Verlegenheit und das loyalſte Bedauern darüber, daß man jetzt gar keinen Schuldigen habe.

„Was wird die Juſtizbehörde ſagen, äußerte der Bürgermeiſter, wenn wir keinen Schuldigen haben? Einen Schuldigen müſſen wir haben!“

„Wollen Sie die Schuldigen ſehen? Hier ſind ſie! Ich bin der eine und da iſt der andre.“ Dieſe Worte ſprach, des Nachtwächters Ochſenhorn auf den Tiſch werfend, ein aus dem Hinter-

grund raſch hervortretender, hagerer Mann. Wer war er? Nikolas Wichtig, erſter Schullehrer und Organiſt von Rindshauſen!

Nikolas Wichtig war durch den nächtlichen Lärm ebenfalls aus dem Bette aufgeſchreckt worden, hatte ſich nach Allem erkundigt und namentlich erfahren, daß auf dem Rathhaus der Schriftſteller und zwei Gelehrte zugegen ſeien. Dieß beſtimmte ſeinen Entſchluß und er nahm ſich vor, ſeiner Eitelkeit vor dieſen ſeltnen Zeugen ein großartiges Feſt zu bereiten. So trat er denn in die Verſammlung und koquettirte in großer Zerknirſchung mit der Schuld an des Nachtwächters Tod, den er im Leben als überlegenen Rivalen gekannt und heimlich gehaßt hatte. „Meine Schuld, ſprach er nach der Einleitung, will und muß ich büßen. Ich bitte euch im Voraus, meine Freunde, mich nicht von dem Entſchluß abbringen zu wollen, den ich unwiderruflich gefaßt habe. Mein Entſchluß iſt, die Organiſtenſtelle aufzugeben. Am künftigen Sonntag, wo das Todtenamt für den unglücklichen Abgeſchiedenen gehalten wird, ſpiele ich zum letzten Mal. Am Sonntag ſollt ihr Zeugen ſein, wie ich meine ganze Kunſt in mein letztes Spiel zuſammendrängen, wie ich die Ge-

fühle jeder Bruſt erſchüttern, wie ich die beleidigte Seele des Todten in unſre Mitte herabbeſchwören werde, um das Sühnopfer zu empfangen, das ich ihm bringe. Dann iſt es aus, dann mögt ihr einen andern Spieler in eure Kirche ſenden, dann wird Nikolas Wichtig nicht mehr eure Herzen erheben, dann mag dieſe knöcherne Hand vollends verdorren, wenn ſie je wieder die Taſten eurer Orgel berührt!“

Nach dieſen Worten zog Nikolas Wichtig ein ungeheures Schnupftuch aus der Taſche, wickelte daſſelbe zu der Geſtalt eines Eichhörnchens zuſammen, wiſchte damit durch ſein gerührtes Geſicht und ſprach zu der ebenfalls ſehr gerührten Verſammlung weiter:

„Damit wir es ganz ermeſſen können, meine Freunde, was wir an dem Verunglückten verloren und, ich muß es wiederholen, was wir an ihm verbrochen haben, ſei es mir erlaubt, eine kurze Ueberſicht über ſeine Schickſale zu geben. Gottfried Himmel kam, wie ihr wißt, vor acht Jahren hierher. In ſeiner Heimath, einer großen öſterreichiſchen Stadt, hatte er ein ſtilles, friedliches Leben geführt und war ſowohl ſeines edlen Charakters als ſeines muſikaliſchen Talents wegen

allgemein geachtet und geliebt. Seine Lage war keine glänzende, da er bei seiner Bescheidenheit und Gemüthlichkeit es nicht verstand, sich auf Kosten Anderer geltend zu machen und aus seinem Talente Geld zu schlagen. Dennoch half er sich nebst seiner Frau und einem Kinde mittelst der Musik anständig durch das Leben. Da brach die polnische Revolution aus. Himmel, dessen leicht erregbares Gemüth, wie für alles Edle, so auch für die Freiheit glühte, dichtete ein Polenlied, komponirte es und war unvorsichtig genug, es bekannt werden zu lassen. Das Polenlied wurde sein Unglück, indem es zugleich zur Bestätigung eines ungerechten Verdachtes wegen politischer Intriguen diente, in welchen der unschuldige Musiker durch musikalische Neider gebracht worden war. Himmel ward als Revolutionär angeklagt und sollte, vielleicht für immer, eingekerkert werden. Mit Hülfe einiger Freunde, denen die drohende Gefahr bekannt geworden, gelang es ihm, nebst Weib und Kind heimlich zu entfliehen. Er hatte nichts mitnehmen können als einen kleinen Geld vorrath und seine Harfe. Das Geld war schon zu Ende, als er kaum die Grenze erreicht hatte, und nun stand er mit den Seinigen entblößt unter

fremdem Himmel. Mit zartem Ehrgefühl begabt, konnte er zum Betteln ſich nicht entſchließen; ſeine Kunſt als Thürenſänger herabzuwürdigen, wurde ihm eben ſo ſchwer. Doch die Noth zwang ihn, einen Entſchluß zu faſſen. Die Kummerblicke ſeines leidenden Weibes, ſeines hungernden Kindes mahnten ihn an die Pflicht des Familienvaters. Er ſang alſo für Pfennige vor den Thüren des Mitleids. So wanderte er ein Jahr lang durch Teutſchland umher, in beſtändiger Gefahr vor der verfolgenden Polizei, verſtohlen und kümmerlich die Tage friſtend. Sein größter Troſt war ſein geliebtes Weib. Doch auch den ſollte er verlieren. Von Elend und von Kummer um das Loos ihres Gatten abgezehrt, erlag ſie der Laſt des Lebens. Gern wäre er ſeinem Weibe gefolgt; aber er war Vater, und das Loos ſeines dreijährigen Kindes trieb ihn weiter. So kam er endlich nach Rindshauſen, wo er, erſchöpft vom Elend und Gram, in eine ſchwere Krankheit verfiel. Ihr wißt, wie er, da man ihn nicht lebendig auf den Kirchhof bringen konnte, halb auf Koſten des Orts, halb auf Vorſchüſſe mitleidiger Wucherer, kümmerlich unterhalten und wie er endlich geheilt wurde. Als er wieder geneſen war, dachte man

an seine Versorgung, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Eigennutz, denn er mußte eine Nahrungsquelle haben, um die Schulden abtragen zu können, in die ihn sein Unglück gestürzt hatte. Damals war grade der Nachtwächter gestorben. Man machte also Gottfried Himmel zum Nachtwächter. Und Himmel nahm den Posten an, weil er zu redlich war, um nicht jede Gelegenheit zur Tilgung seiner Schulden und zur Erhaltung seines Kindes zu benutzen. So habt ihr ihn denn acht Jahre lang an seinem Kummerposten schleppen lassen, so habt ihr ihn acht Jahre lang mit dieser widerlichen Viehzierde" (auf das Ochsenhorn zeigend) „durch eure Straßen getrieben, habt aus niedrigem Eigennutz und Philisterdünkel einen edlen gebildeten Mann zum Pöbel hinabgewürdigt, habt ihm einen Beruf aufgenöthigt, der seiner innersten Natur widerstrebte, habt seine Klagen nicht gehört, habt seine Leiden verhöhnt, habt seine Eigenschaften unter die Füße getreten, habt das, wodurch er sein Loos bessern, seine Verbindlichkeiten lösen, sein Leben mit Ehren fortsetzen zu können hoffte, fühllos zum Fördermittel seiner Qual umgewandelt. Dem Geist dieses Todten seid ihr eine Sühne schuldig, und ihr sollt eure Schuld ab-

tragen, wie er sie abgetragen hat. Zuvörderst weihe ich dieses barbarische Erinnerungszeichen so vieler Leiden der Vernichtung."

Hiermit ergriff er das Ochsenhorn und warf es mit Macht in eine Ecke des Rathhaussaales. Dann sprach er weiter:

„Den Magistrat beschwöre ich bei seinem Gewissen und bei seinem menschlichen Gefühl, daß er nie wieder das Gedächtniß an Gottfried Himmels Leiden durch die Töne eines solchen Horns wach rufen lasse."

„Jetzt kennt ihr die Schuld, die ihr abzutragen habt, eine andre habe ich allein zu tilgen. Wie räthselhaft und grausam sind oft die Fügungen der Vorsehung! Ich, der ich selbst es so bitter erfahren, was Verkennung heißt, der ich erfahren, wie oft die Tugend unseres Unglücks Mutter werden muß, wenn unsere Untugend nicht fruchtbar genug ist, es zu zeugen; der ich erfahren, wie schmerzlich es ist, in eine Bahn des Lebens gefesselt zu werden, in der uns bei jedem Schritt die Größe unserer Begabung nur durch die Kleinheit unserer Lage fühlbar wird; der ich erfahren, wie herzvernichtend es ist, all den edlen Drang, den uns ein wohlwollendes Geschick in

den Busen pflanzte, von der Rohheit der Menschen als sündigen Trieb einer verkehrten Natur mit Fußtritten zurückgetrieben zu sehen; der ich erfahren, welchen Fluch uns die Fühllosigkeit der Welt aus den schönsten Gefühlen und den beglückendsten Neigungen zu machen weiß, — ich grade war dazu ausersehen, einem Manne, dessen Herz nur von dem herrlichsten Gefühl erfüllt, dessen Geist zu den edelsten Bestrebungen ausgerüstet war, in kalter Verkennung den Dolch der Geringschätzung in die Brust zu stoßen!"

„Ihr wißt nun, daß Gottfried Himmel ein edler Mensch und ein musikalisches Talent war. Er war aber, wie ich weiß, auch noch etwas mehr: er war ein Dichter. Gottfried Himmel war das tiefste poetische Gemüth, das je durch eure Straßen gewandelt ist. Und am Dichter will ich einen Theil von dem wieder gut machen, was ich am Menschen und Musiker verbrochen habe. Ihr wißt, daß Himmel ein Kind hinterlassen. Es ist ein schönes, sinniges Mädchen. An diesem Kind werde ich meine Schuld gegen seinen Vater abtragen. Es wird eine Subskriptionsliste in Rindshausen zirkuliren, auf welcher die ganze Bürgerschaft auf Gottfried Himmels

Gedichte subskribirt, die ich herausgeben werde. Auf diese Art werden wir für die Waise des Verstorbenen sorgen, die ich überdieß unentgeltlich unterrichte. Auf diese Art werden die Gefühle, die Gottfried Himmel dem Papier anvertraut, nicht vergebens sein edles Herz geschwellt haben; auf diese Art werden wir den Todten versöhnen, indem wir ihn ehren, und ihn ehren, indem wir ihn versöhnen. O, besäße ich außerdem die Macht, diesen Todten aufzuwecken, und auch an ihm Gerechtigkeit zu üben! Er sollte mein Nachfolger in dem Tempel des Herrn sein und an mir sollte er den Andächtigsten seiner Zuhörer finden!"

Als Nikolas Wichtig seine lange Rede beendigt hatte, zog er sein Schnupftuch wieder hervor, wickelte es zu der Gestalt eines Eichhörnchens zusammen, wischte sich unter der Nase hin und her und erntete mit unbeschreiblicher Miene auf dem Schlachtfelde des magistratischen Erstaunens die Lorbeeren seiner Ueberlegenheit. Sein Auftreten gewann sogar die Sympathie des Dr. Nebel, der sich vornahm, sich zur Lieferung der Vorrede zu Gottfried Himmels Gedichten zu erbieten.

Indem nun die ganze Verſammlung von Staunen, Reue, Rührung und allen ſonſtigen Mächten des Geiſtes und des Herzens überwältigt daſaß, ſchweigend, feierlich, geſpannt, geſchlagen, vernichtet, vergehend, — — da ſchlägt auf einmal Gottfried Himmel die Augen auf, erhebt ſein Haupt und bittet mit röchelnder Stimme die entſetzte Verſammlung um einen Trunk Waſſer!

Soll man es beſchreiben, wie die Rathsherren von ihren Sitzen auffuhren, wie Alles in neue Verwirrung gerieth, wie der dicke Wundarzt mit ſeiner wiſſenſchaftlichen Verzweiflung kämpfte, wie Nikolas Wichtig in den Abgrund der Verlegenheit zu ſinken glaubte? Unternehme ein Anderer dieß Wageſtück!

Als der ſcheintodte Nachtwächter friſches Waſſer getrunken und ſich völlig wieder erholt hatte, hielt es der Schriftſteller, der ſeine Leute kannte, für praktiſch, den Augenblick zu benutzen und die ſofortige Ernennung Himmels zum Organiſten zur Sprache zu bringen. Seine Vorſtellungen ließen weder dem in die Enge getriebenen Magiſtrat, noch dem verlegenen Nikolas Wichtig irgend eine Ausflucht, und der glückliche Gottfried Himmel wurde als Organiſt und Muſiklehrer von Rindshauſen proklamirt.

Aber mit dieſer Ernennung war die Angelegenheit noch nicht zu Ende. Ein wichtiger und kritiſcher Punkt blieb dem weiſen Magiſtrat noch zu erledigen übrig. Am andern Tage trat derſelbe in einer Plenarſitzung zuſammen, um über angemeſſene Wiederbeſetzung der Nachtwächter-Stelle und ein einzuführendes neues Inſtrument zu berathen. Es war eine heiße Sitzung. Trotz den Beſchwörungen des Schulmeiſters ſpürten mehrere Stadträthe eine ſtarke Verſuchung, das alte Inſtrument beizubehalten, denn eine Neuerung ſchien ihnen ebenſo bedenklich, als ſchwierig. Einige derſelben, wieder abgekühlt und im Gefühl ihrer alten Machtvollkommenheit reſtituirt, auch durch die Vorwürfe des Schulmeiſters ſich noch getroffen fühlend, waren ſogar der Meinung, das Wegwerfen des ehrwürdigen Ochſenhorns ſei eine etwas anmaßliche Handlung geweſen. Alle dieſe Anſichten ſprachen ſich jedoch nur in Andeutungen aus und riefen keinen förmlichen Antrag hervor, da der Bürgermeiſter von vorn herein zu erkennen gegeben hatte, er werde nicht für das alte Ochſenhorn ſtimmen. Eine von demſelben vorgeſchlagene Pfeife ſtieß jedoch auf ſo heftige Oppoſition, daß er ſeinen Vorſchlag

zurücknehmen mußte. Nach lebhaften Debatten und ſchwierigen Verhandlungen kam man zuletzt überein, zwar kein Ochſenhorn mehr einzuführen, aber doch auch, um auf dem Wege des „organiſchen Fortſchritts und der allmäligen Entwickelung" zu bleiben, ſich nicht gar zu weit vom Ochſen zu entfernen. Seitdem bläſ't in Rindshauſen der Nachtwächter auf einem — Kuhhorn!

Teutſcher Fortſchritt, dein Geburtsort heißt Rindshauſen!

V.

Ausflug eines wild gewordenen preußischen Landwehroffiziers in das teutsche Vaterland.

Es war auf der Exerzierhaide bei dem durch seine Narren berühmten Siegburg, wo mich die Wuth ergriff, eine Reise zu machen. Ob meine Beschäftigung auf der Haide oder ob die ansteckende Nähe jenes Ortes mein Gehirn affizirt hatte, ich weiß es nicht; genug, ich hatte förmliche Desertionsversuchungen zu bestehen, obschon die militärische Uebung nicht länger als vierzehn Tage währte. Nicht länger? Ist das nicht lang genug? Vierzehn Tage lang „mit Gott für König und Vaterland" nach dem Takt des Kalbfells die „Röslein auf der Haide" zu zertreten und dabei an nichts Anderes zu denken, als an die Last des Tschako, der durch seinen phrenologisch vertheilten

Druck alles Denkvermögen seines unglücklichen Trägers allein in Anspruch zu nehmen droht, und an die Absätze des Vordermanns, mit welchem du in stolpernde Kollisionen geräthst, wenn du, die Nase auf seinem Tornister, nicht pünktlich im Aufheben und Niedersetzen der Füße mit ihm übereinstimmst — diese Tortur vierzehn Tage lang auszuhalten, nachdem man sie früher schon ein ganzes Jahr lang studirt hat; vierzehn Tage lang seine Füße zu gebrauchen, bloß um sich einzuprägen, daß man einen linken und einen rechten hat; vierzehn Tage lang Hitze, Durst, Langeweile, Untergebenheit, Erniedrigung, Verzweiflung auszustehen, um sich zu überzeugen, daß das Alles in der schönen Welt ganz überflüssig wäre — wahrlich, man muß aufrichtig sein, das ist mehr, als ein wohl organisirter Mensch ertragen kann, ohne in seinen geistigen Funktionen einige Störung zu verspüren.

Soldat zu sein, ist fürchterlich; aber dabei zu denken, daß dies Fürchterliche überflüssig wäre, ist das Fürchterlichste. Daß das patriotische Vergnügen des Flintetragens, „le plaisir d'être soldat," nicht mit der Muttermilch in die Menschennatur hineingeleitet werde oder gar schon dem Embryo eingepflanzt sei, scheinen sogar diejenigen

zu empfinden, die es so eifrig kultiviren. Um denen nämlich, welche es am ersten zu erkennen fähig sind, die Pille zu versüßen, hat man die Erfindung gemacht, daß, wer Geld genug hat, um das Gymnasium zu besuchen und sich das Leben in allen Lagen zu erleichtern, nur ein einziges Jahr die geistreichen Kollegien der Unteroffiziere zu hören brauche, während die armen Teufel, welche ihre Zeit am wenigsten verschleudern können und aller Mittel beraubt sind, sich die Qual des Militärlebens erträglicher zu machen, auf drei Jahre zu dieser Qual verurtheilt werden. Unter allen Strafen, welche von der Gewalt auf das Unglück gesetzt sind, gibt es keine härtere, als diese. Und wer hat sie empfunden, wer hat sie besprochen? Man hat es schon dahin gebracht, die Lüge mit Erfolg homöopatisch zu behandeln durch die Lüge. Die armen Teufel fügen sich ganz geduldig in die Unterscheidung, weil die Reichen ein Recht vor ihnen dadurch erlangen, daß sie — „freiwillig" Soldat werden. Sie entschließen sich, „freiwillig" ein Jahr lang zu thun, was sie im Nothfall mit Flintenkugeln gezwungen werden drei Jahre lang zu thun. Man stellt dem Delinquenten frei, den Kopf entweder selbst auf den Block zu legen oder

ihn durch den Henker darauf legen zu laſſen. Herunter muß der Kopf jedenfalls. Dieſe Lüge der Freiwilligkeit bildet dem Einen ein, daß er ein Recht habe, welches er nicht hat, und dem Andern, daß er ein Unrecht nicht dulde, welches man ihm anthut.

Die Ehre der „Freiwilligkeit" hat ſpäter die Ehre des Landwehroffiziers im Gefolge. Mit ſelbſtgekauften Kleidern — wieder „freiwillig" gekauften — angethan, und ein ſelbſtgekauftes, ſilbernes Kreuz mit der Aufſchrift „Mit Gott für König und Vaterland" auf dem Kopfe (der Glaube an alle drei wird vorausgeſetzt) — ſo darf jetzt der Offizier ſich an die Spitze ſeiner unfreiwilligen Kameraden ſtellen, ſie mit dem „vertraulichen Du" anreden und mit ihnen vereint der Vernunft wie den Haideroſen auf den Kopf treten. Wonne ohne gleiche! Man ſehe dieſe abgelegene Haide an, todt und öde wie ein verſklavtes Volk; ſtinkende Marketenderinnen die einzigen Vertreterinnen der Romantik; ein Paar aufgeſcheuchte Haſen das einzige Leben; die armen Haideroſen die einzige Poeſie. Auf dieſer Haide flucht ein Mann zu Pferde — es iſt der Major; auf dieſer Haide ſchreien ein Dutzend Leute zu Fuß — es ſind

ſeine Offiziere; auf dieſer Haide trampeln einige hundert, halb mit Kalbfellen und halb mit Menſchenkleidern bedeckte Maſchinen umher — es ſind die Landwehrmänner. Sind ſie wirklich, was ſie heißen? Sind ſie Männer? Sind ſie Männer des Landes? Sind ſie Männer der Wehr? Sind ſie Männer der Landeswehr gegen des Landes Unterdrücker?

Doch ſeien ſie, was ſie wollen. Genug, ich hatte die Ehre, das ſilberne Kreuz „Mit Gott für König und Vaterland" auf dem Kopfe, in ihrer Geſellſchaft auf den Roſen der Siegburger Haide zu wandeln und dort ergriff mich die Wuth, eine Reiſe zu machen. Kaum war das lang erſehnte Ende der Uebung gekommen, als ich mein Kreuz, ein ſchweres Kreuz, von mir warf und meine Reiſe antrat. Wohin? Ich wußte es ſelbſt noch nicht, ich hatte Luſt zum Reiſen, aber keinen Plan; der Druck meines Tſchako hatte mir ſehr tief das teutſche „Vaterland" eingeprägt und ich wollte durchaus das teutſche Vaterland aufſuchen, um mich dort niederzulaſſen. Vorläufig trat ich eine Wanderung nach der Siegburger Irrenanſtalt an, deren ominöſe Nähe mich auf der Exerzierhaide ſo oft beſchäftigt hatte.

Außer den Genies wüßte ich keine intereſſantere Menſchen, als die Verrückten. Die Verwandtſchaft beider rechtfertigt dieſe Zuſammenſtellung. Schon Quintilian bemerkt, es gebe kein Genie ohne eine Beimiſchung von Verrücktheit. Vielleicht läßt ſich auch umgekehrt behaupten, es gebe keinen Verrückten ohne eine Beimiſchung von Genialität. Dadurch wäre zugleich der Weg zur Emanzipation der Dumminköpfe gewieſen: ſie könnten Genies werden, wenn ſie bloß verrückt würden. Doch nein! Denke ich mir meinen General und Major unter die Genies verſetzt, ſo iſt meine Sympathie für das Genie mit einem Mal verſchwunden und höchſtens bleibt die Sympathie für die Verrückten übrig.

Ein verrückter Menſch, wenn er nicht zugleich verthiert iſt, hat Etwas an ſich, das einem Geſcheidten Ehrfurcht einflößt, Etwas, das man mit dem gewöhnlichen Ausdruck „heilig" nennen könnte. Er iſt ein lebendiger Todter. Er iſt Menſch, ohne es zu prätendiren und er iſt unglücklich, ohne es zu wiſſen. Er iſt der erſte Provocateur der Humanität, weil ſie in ihm den leeren Raum findet für ihren ganzen Inhalt: für die Vernunft. Einem Verrückten die Vernunft wiedergeben, heißt

einen ganzen Menſchen auf ein Mal ſchaffen, und ihm im Leben behülflich ſein, heißt die größte Schuldloſigkeit gegen die größte Strafe in Schutz nehmen. Das Hauptintereſſe alſo, das wir an dem Verrückten nehmen, iſt ein ſittliches. Zu dieſem geſellt ſich ein eben ſo großes pſychologiſches. Wir ſehen in dem Verrückten das Gefäß, das früher mit Vernunft gefüllt war und in jedem Augenblick ſeinen früheren Inhalt zurückerhalten kann. Der Zuſtand ſeiner Leerheit, dies Interregnum des Nichts, imponirt uns durch ſeine feierliche Räthſelhaftigkeit. Die Vernunft fühlt ſich faſt zu dem Myſtizismus verleitet, da, wo ſie nicht mehr iſt, mehr zu vermuthen, als da, wo ſie noch wirkt. Dieſer Tod beim Leben zwingt ihr die Vorausſetzung einer Wiedergeburt des Abhandengekommenen ab und dies geheimnißvolle Werden läßt ihr einen großen Spielraum für die Vorſtellung des Werdenden. In einem Kinde die Vernunft allmählig ſich ausbilden ſehen, gewährt ein großes Intereſſe; in einem Verrückten, dieſem großen Kinde, den Kampf der verdrängten Vernunft um ihr früheres Gebiet zu beobachten, gewährt ein doppeltes Intereſſe, und ſo wie wir jeden Kampf, welcher um ein edles Gut geführt

wird, diesem unwillkürlich als Vergrößerung hinzurechnen, so gewinnt auch der Verrückte an seinem Zustand einen Alliirten, welcher unsere Theilnahme für seine wieder zu erlangende Vernunft vergrößert. Es bekundet eine große psychologische Theilnahmlosigkeit, daß man uns über Hölderlin und ähnliche bedeutende Menschen, in denen sich gleichsam das Uhrwerk der Vernunft verrückt hatte, so wenig Beobachtungen mitgetheilt hat, welche uns das Uhrwerk in den Einzelnheiten seines irregulären Ganges vor Augen führen.

Ueberhaupt muß diese Klage allgemein geführt werden. Der Schatz von Beobachtungen, wozu gerade die Irrenhäuser so reiche Gelegenheit bieten, ist und bleibt ein vergrabener. Ich hatte dies namentlich im Auge, als ich mich um den Eintritt in das Irrenhaus zu Siegburg bemühte, obschon zu anhaltenden Beobachtungen ein bloßer Besuch natürlich keine Gelegenheit bieten konnte. Aber auch hierbei hatte ich zu bedauern, daß die Rücksichten der Medizin wie die Rücksichten der Humanität, welche mit Recht die Patienten nicht menagerieartig der besuchenden Neugier bloßstellen, mir keinen andern Anblick gestatteten, als den der Rekonvaleszenten, unter welchen bloß Einige durch

intereſſante Kopfbildungen und Augen ſich bemerkbar machten.

Am meiſten bedauerte ich, daß ich nicht zu den weiblichen Patienten zugelaſſen werden konnte, denn es iſt mir noch nie der ſträfliche Wunſch in Erfüllung gegangen, ein intereſſantes Weib zu ſehen, das verrückt war. Und doch, welchen Eindruck müßte dies zurücklaſſen? Wenn es dem Verrückten an Selbſtbewußtſein fehlt, ſo muß damit zugleich alle Berechnung wegfallen, welche auf Verſchleierung oder Verbergung des Innern ausgeht. Ein Weib unſerer Zeit aber iſt — Dank unſern verkehrten Geſellſchaftsverhältniſſen — nie ganz offen, außer, wie ich mir denke, wenn es verrückt iſt. Es iſt damit dem ſchönen Geſchlecht keine Beleidigung geſagt. Die Weiber ſind im Guten eben ſo oft zurückhaltend, wie im Böſen; ſie bedecken mit dem Schleier ihres Zartgefühls eben ſo oft die Blumen, wie mit dem Schleier der Klugheit die Diſteln ihrer Seele; ſie werden vielleicht eben ſo oft verkannt wegen der ſchönen Seiten, die ſie nicht preisgeben, wie wegen der häßlichen, die ſie vermuthen laſſen. Ueberdies tragen ſie in ihrem Herzen vielleicht eben ſo viel Schätze, die ſie ſelbſt nicht kennen, als ſolche, die

ſie abſichtlich nicht ſchauſtellen. Für die Fähigkeit, ihre Schwächen mitunter ſo geſchickt und fein verbergen zu können, ſcheinen die Weiber von der Natur dadurch geſtraft worden zu ſein, daß ſie ſo oft ihre liebenswürdigſten Seiten nicht zu erkennen und zu zeigen wiſſen. Strafe? Doch nein! Sie iſt vielmehr ein neuer Vorzug, denn was dem Weibe ſelbſt entgeht, entgeht dem nicht, der es liebt, und daß es der Beſitzerinn entging, vergrößert eben ſeinen Werth. „Erkläre mir es doch, wie du mich ſo lieben kannſt!“ So drang ein liebenswürdiges Weib in ihren Geliebten. Sie wäre nicht mehr liebenswürdig geweſen, wenn ſie es gewußt hätte.

Bei den Männern iſt das ganz anders. Das Verhältniß iſt ſogar häufig umgekehrt: in unſerm rohen Dünkel prahlen wir häufig mit unſern Fehlern, ſtatt ſie abzulegen, und unterlaſſen dabei nicht, unſre Vorzüge ſo viel wie möglich vorzukehren. Wir ſind über jene häufiger verblendet und mit dieſen weit koquetter, als die Weiber; in unſern Fehlern ſind wir dümmer und in unſern Vorzügen — gelehrter, als ſie. Der Mann iſt für die That geſchaffen, deßhalb herrſcht bei ihm die Abſicht vor und die Berechnung; die Rolle

des Weibes ist die Erwartung, deßhalb sind seine Vorzüge mit den Blumen der Absichtlosigkeit und Bewußtlosigkeit geschmückt. Je mehr sich das Weib dem Mann nähert, d. h. je gelehrter, je absichtlicher, je bewußter, je systematischer, je anmaßender sie wird, desto mehr wird das Vermögen, liebenswürdig zu sein, bei ihr verschwinden. Sie wird höchstens eine Zeit lang interessant sein als — Abnormität.

Aber nun ein verrücktes Weib! Es hätte mir nicht bloß die Schwächen, sondern auch die Vorzüge seines Geschlechts unverschleiert, es hätte mir gleichsam seine Seele nackt gezeigt, es hätte mir einen sichern Anhalt geben können, um den Charakter seines Geschlechts, dessen Linien unsre Kultur so vielfach verwischt, in seinen Hauptumrissen rein, unverfälscht, nach dem Urbild der Natur aufzufassen und darzustellen.

Mit derartigen Gedanken im Kopf hatte ich oft von der Exercierhaide aus — versteht sich in den Pausen, denn beim Exercieren vergeht Einem das Denken total — nach der Siegburger Abtei geblickt, in welcher durch eine boshafte Ironie des Zufalls die Mönche durch die Verrückten verdrängt worden sind; mit jenen Gedanken suchte

ich auch Einlaß in die Gesellschaft der weiblichen Geisteskranken zu erhalten. Aber all mein warmes Interesse scheiterte an dem kalten Gebot, welches keinen profanen Zuschauer in jenem Heiligthum duldet. So mußte ich denn unverrichteter Sache meinen Wanderstab weiter setzen. Hätte die Landwehrübung noch acht Tage gedauert, so wüßte ich wahrscheinlich mehr von dem Innern der Siegburger Anstalt — aus eigner Erfahrung — zu erzählen. Es ist eine ganz patriotische Vorstellung, sich als einen „mit Gott für König und Vaterland" wahnsinnig gewordenen Landwehroffizier im Narrenhause zu denken, sich dort zu sehen und zu hören, wie man den ganzen Tag „Links!" „Rechts!" schreit, wie man in der Schlafstube den Parademarsch exerziert, wie man mit dem — — salutirt, wie man seine Leidensgefährten als „Wehrmänner" und den Krankenwärter als Major oder General behandelt, wie man Morgens und Abends statt des Gebets — die Kriegsartikel deklamirt und „Hurrah!" ruft, „und nochmals Hurrah!" „und zum dritten Mal Hurrah!"

Von Siegburg reiste ich längs der Abtei Heisterbach nach dem Siebengebirge, dessen schönste Aussicht, was wenig bekannt ist, der allerdings

nicht leicht zu ersteigende Glockenstuhl der Kapelle auf dem Petersberg darbietet. Auf dem Drachenfelsen war ich Zeuge von dem seltnen Glück eines Esels. Der langohrige Wasserträger des dortigen Wirths hatte seine Last stets sicheren Schrittes auf die Höhe gebracht. Dieß Mal aber, wo man ihm eine geistige Last, nämlich Weinfässer aufgeladen, stürzte er an der steilsten Stelle des Bergs jählings hinunter. Doch die Vorsehung bewachte ihn. Er blieb nach einer Reise von dreißig Fuß im Schlagholz hangen und kam wohlbehalten wieder herauf, während seine geistige Last tausend Fuß tiefer zerschmettert im Thal wiedergefunden wurde. Die Lehre, welche in diesem Ereigniß liegt, mag jeder fromme Leser sich selbst herausziehen.

Vom Siebengebirge stieg ich hinab auf die Insel Nonnenwerth. Wieder eine Abtei! Das ist das Kloster, wo einst „das Fenster klang," während der fromme Ritter gegenüber sich die Schwindsucht an den Hals liebte. Würde Schiller ihn heute noch besingen? Schwerlich! Man merkt den Fortschritt der Zeit und seinen eignen am besten, wenn man die Begeisterung, die man in seiner Jugend für solche schwindsüchtige

Romantik fand und empfand, mit dem Intereſſe vergleicht, das man jetzt noch dafür gewahr wird oder nicht gewahr wird. Unſre Zeit hat einen großen Schritt dadurch gethan, daß ſie ihren Geſchmack mit ihren Gedanken in Uebereinſtimmung ſetzt und den Dualismus aufhebt, in welchem uns die Poeſienwelt der alten Zeit neben der Gedankenwelt der neuen ſo lange befangen hielt.

Von Nonnenwerth kam ich nach Remagen, wo ein frommer Graf eine Summe, mit welcher er hundert Familien glücklich machen könnte, an eine Privatkirche im alten Styl verſchwendet. Heißt das auch den Geſchmack mit den Gedanken in Uebereinſtimmung ſetzen? Allerdings, mit den Gedanken des Grafen. In Remagen wurde mir unwohl. Ich eilte nach der Ahr. Wieder Kirchen, Abteien und Heiligenhäuſer die Menge; aber bei dem herrlichen Wein laſſen ſie ſich vergeſſen. An der Ahr habe ich als Student ein Paar Mal die Ferien zugebracht und bin in der dortigen Romantik heimiſch geworden. Man nennt die Ahrgegend die Rheiniſche Schweiz und mit Recht; Schade drum, daß der freie Geiſt dort gar keine Zufluchtſtätte gefunden.

Doch wozu dieſe Zufluchtſtätte? Iſt doch Bonn in der Nähe! Als ich nach Bonn kam, beſah ich mir die Plakate der Profeſſoren an den ſchwarzen Brettern, um einen Maßſtab für den etwaigen Fortſchritt des akademiſchen Lebens zu finden. Aber an jedem Brett hing ein ungeheurer Zopf, ſo lang und klaſſiſch, wie er jemals geweſen. Da hieß es noch immer: Commilitonibus humanissimis! oder: Commilitonibus salutem! u. ſ. w. Commilitonibus! Wie kommen dieſe friedlichen Leute zu ſo kriegeriſchen Anreden? Es gibt doch keinen widerwärtigeren und lächerlicheren Zopf, als dieſen klaſſiſchen der teutſchen Profeſſoren, die den Gebrauch ihrer Mutterſprache für einen Rückſchritt halten und den Fortſchritt zwei Jahrtauſende rückwärts ſuchen. Das Alterthum hat ſeine bekannten Vorzüge und ſein Geiſt bleibt ewig jung; aber dieſe antike akademiſche Romantik, dieſes Spuken im klaſſiſchen Nimbus, welches dem Alterthum nur die Formen, nicht den Geiſt abzuborgen ſucht, um das Zurückbleiben hinter der Zeit unter dem Schutz einer bleibenden Autorität ſtationär zu machen uud auf imponirende Weiſe zu verhüllen — dieß Unweſen iſt dem geſunden

Sinn eben so widerwärtig, als es dem wissenschaftlichen Leben verderblich ist.

Bonn mit seiner Umgegend könnte für einen Menschen, der mit wissenschaftlichem Sinn Naturſinn vereinigt, einer der ausgesuchtesten Aufenthaltsorte sein. Aber es liegt etwas in der dortigen Atmosphäre, was den Geist drückt und über diese schimmernde Landschaft trübe Schatten wirft. Zwei Zöpfe sind es namentlich, welche dort in der Natur wie im geselligen Leben sich bei jedem Schritt vor das Auge hängen: der akademische Zopf und der pfäffische. Es versteht sich, daß diesen sich der philiströse getreulich zugesellt. Ja, um den rheinischen Musensitz, von welchem aus die Sonne des Geistes das ganze Stromgebiet überstrahlen sollte, hat sich eine Nacht gelagert, welche einen Freund dieser Gegend zur Verzweiflung bringen könnte. Wer sich längere Zeit in Bonn aufgehalten hat, der wird es sich gestehen, daß ihm dort trotz der Gegend und der Universität ein gewisses Etwas, das an den Tod erinnert, ein gewisser Kirchhofsgeist ein Unbehagen verursacht, welches in jede Freude eine drückende Wehmuth mischt und jedem Aufschwung der Seele ein feindliches Gewicht anhängt. „Je mehr die

Natur für uns thut, deſto weniger thun wir für ſie," ſagt Voltaire. Dieſer Ausſpruch ſcheint ſich faſt den ganzen Rhein entlang zu bewähren, wo der rohe Geiſt des Adels und der finſtre Geiſt des Pfaffenthums von je her die ſchöne Natur okkupirt hat, um ſie mit ſeinem mittelalterlichſten Spuk und ſeiner unſinnigſten Romantik zu bevölkern. Schon der Kaiſer Max nannte den Rhein die große Pfaffengaſſe. Der Geiſt, welcher die Burgen und die Gedankenzwinger ſprengt, wird einſt am Rhein eine reiche Arbeit finden, und hat er ſie vollbracht, ſo mögt ihr ſagen: hier wohnt ein glückliches Geſchlecht. Eher aber nicht!

Von Bonn eilte ich nach Hauſe zurück, um meine eigentliche Reiſe anzutreten, denn wenn mir auch den Geiſt der Landwehrübung einiger Maßen wieder los zu werden gelungen war, ſo fühlte ich mich doch bei Weitem noch nicht beruhigt. Wie man vom Eſſen mitunter hungrig wird, ſo wurde ich vom Reiſen erſt recht reiſeluſtig. „Mit Gott für König und Vaterland!" Das ſteckte mir noch immer im Kopf. Gott hatte ich zwar häufig geſehen, ich ſtand ſogar in einem perſönlichen Verhältniß zu ihm; den König hatte ich ebenfalls ſo ziemlich kennen gelernt, aber das Vaterland

noch nicht. „Wo ist des Teutschen Vaterland?" Wer es herausbringt, erhält den rothen Adlerorden vierter Klasse. Man hat gesagt, das teutsche Vaterland sei in Amerika, wenigstens wird es dort am häufigsten gesucht. So viel ist sicher, daß es in Teutschland nicht zu finden ist. Bei Siegburg hatte ich es vierzehn Tage lang auf dem Kopfe getragen und doch hatte es sich nicht herabgelassen, sich demselben zu präsentiren. Wenn mich nach solchen Erfahrungen ein Gelüste nach der See hin versuchte, so wird man das sehr verzeihlich finden. Ich wandte also meinen Blick nach Holland, dem geliebten Holland, das mir schon einmal, ehe ich es zum Landwehroffizier gebracht, ein Vaterland jenseit des Meers angeboten, aber dafür nur schnöden Undank von mir erfahren hatte.

Doch in Holland hatten sich seltsame Dinge ereignet. Bei einer Militairübung erfährt man Nichts, man kommt bei dem Parademarsch ganz aus dem Marsch der Zeitgeschichte heraus. Das Einzige, was ich mich erinnere, in Reih' und Glied je erfahren zu haben, war vor langen Jahren der Fall Warschau's. Ich stand damals als „freiwilliger" Musketier auf der Haide bei Geldern unter dem Gewehr und kümmerte mich

noch nicht um Politik. Dennoch entsinne ich mich, daß damals die Kunde von dem Untergang Polens sogar bis auf unsre öde Exerzierhaide drang und daß plötzlich das ganze Regiment in ein dumpfes Brüten versank. Nur auf den loyalen Gesichtern einiger Offiziere sah man ein preußisches Freudenlächeln für „König und Vaterland" glänzen; die Uebrigen, bis zum rohesten Bauer hinab, waren schmerzlich betroffen und das Exerzieren ging von dem Augenblick ab nicht mehr von Statten. Indem ich dieß der Wahrheit gemäß berichte, bin ich zugleich aber weit entfernt, die Vermuthung aufkommen zu lassen, als habe irgend Einer der schmerzlich Betroffenen den kühnen Gedanken gehabt, daß es angemessener sei, sein Gewehr gegen die Russen und deren Alliirte zu tragen, als das schöne Kommando auszuführen: „Achtung! Präsentirt das Gewehr!"

Zur Zeit, als ich auf der Siegburger Haide den Parademarsch exerzierte, hatten sich ebenfalls wichtige, wenn auch weniger tragische Dinge ereignet, von denen ich aber erst etwas erfuhr, als ich wieder nach Hause kam. Dort fand ich folgenden Brief eines holländischen Freundes aus Amsterdam über die Gefahren vor, welche kurze

Zeit vorher das Vaterland jenseit der batavischen Grenzen bedroht hatten:

Motto: „Wenn es uns nur nicht auch so ergeht, wie Denen in Guadeloupe!"
Amsterd. Handelsblatt.

„Die Erde hat Bauchgrimmen gehabt, und es durch Angst und Verzweiflung Allen mitgetheilt, denen „Niederlands Blut in den Adern fließt." O ihr herzlosen Deutschen! Hattet ihr denn gar kein Mitgefühl für eure Stammbrüder in den Stunden der Noth? Seyd ihr denn vor lauter Censur-Instruktionen und Landtags-Verhandlungen so theilnahmlos geworden, daß eure Zeitungen keine Zeile übrig hatten für die unerhörte Bedrängniß, in welche das edle Volk an den Dünen durch den geheimen Einfluß des räthselhaften Kometen gebracht worden ist? O Brudervolk, Brudervolk, das hatten wir um dich verdient? So hört denn nachträglich, was wir gelitten, zweifach gelitten haben, weil eure Theilnahmlosigkeit uns mit unserer Verzweiflung allein ließ.

Es war am 10. früh Morgens. Ganz Holland lag noch im Bette und streckte träumend

ſchon die Lippe nach der Theetaſſe aus, wie ein unſchuldiger Säugling nach der Bruſt der Mutter. Nirgends Geräuſch, nirgends Leben. Nur ein ſchwacher Wind, der von Gouadeloupe herüberwehte, ſtrich liſpelnd durch das Land, als wolle er den Schlafenden verſtohlen das kommende Ereigniß ankündigen. Ich für meine Perſon war aber erwacht und betrachtete das von der Nachtlampe beſchienene Geſicht meiner jungen Frau, ungeduldig ihr Erwachen erwartend, um nach Niederländiſcher Art mit ihr „durch die Stube zu höppelen" und Verſtecken zu ſpielen. Da plötzlich ein Zucken durch die Erde, durch das Haus; ein Geſchrei durch die Stadt, durch die Straße; ein Rennen und Lärmen, als ſei der Tag gekommen, wo Niederland alle ſeine Schulden bezahlen ſolle. Wir flogen ſofort mit dem ganzen Niederland aus dem Bette und höppelten nicht, ſondern ſtürzten auf die Straße. Welch ein Anblick! Bei der Sündfluth hat man keine größere Menge von Unterhoſen und Nachtjacken beiſammen geſehen, als bei dieſem Erdbeben. Ein förmlicher Schnee von Nachtkleidern wimmelte durch die Straßen umher. Und welche grauſame Verwirrung! Hier eine alte Jungfer mit fliegendem

Haar, die ihre Nachtmütze, dort ein Hageſtolz mit glänzendem Schädel, der ſeine Perücke vergeſſen; hier ein Schuſter mit der Elle, dort ein Schneider mit dem Knieriemen in der Hand; hier eine Freudendame in der Theerjacke, dort ein Matroſe im Korſet. Der Redakteur des Amſterdamer Handelsblattes hatte ſeine Zeitung als Schlafrock umgeworfen und konnte nicht zu ſich kommen vor Erſtaunen, daß ſelbſt ihm von dem Ereigniß keine vorherige Mittheilung gemacht worden war. Der Bürgermeiſter von Amſterdam ließ anſpannen und ſich in einem Schlittwagen durch die Straßen ſchleppen in direkter Richtung nach Oſtindien. Die Schütterei trat in Unterhoſen unter das Gewehr und erwartete mit Todesverachtung und ſtummer Ergebenheit ihr und der Welt Ende.

Bis dahin wußte man noch gar nicht, was eigentlich paſſirt war. In Holland an ein Erdbeben zu denken, wem wäre das eingefallen? Man ſtellte allgemein die Vermuthung auf, es ſei in Belgien ein Dampfkeſſel einer Fabrik geſprungen, der die Erſchütterung in die holländiſche Nation gebracht habe. Andere glaubten, es ſei ein engliſches Schiff an der Küſte geſcheitert, und

habe dem Lande einen Stoß versetzt. Wieder andere meinten, der teutsche Michel habe sich endlich erhoben und sein erster Fußtritt sei auf niederländisches Gebiet gerathen. Ein Professor erinnerte sich, daß in Japan mitunter Erschütterungen hervorgebracht werden, wenn „ein Wallfisch unter dem Lande herschwimmt;" sollte Holland etwa von unten herauf einen Schlag durch den Schwanz eines Kraken erhalten haben? Endlich siegte doch die Ansicht, es habe ein wirkliches Bauchgrimmen die Erde durchzuckt und unter Holland her müsse ein Darm derselben durchlaufen.

Die Richtigkeit dieser Ansicht wurde bestätigt durch die Nachrichten von Außen und der Erfindungsgeist unterließ nicht, an die anzuwendenden Medikamente zu denken. Ein eben hier anwesender Professor aus Leyden kündigte sofort Vorlesungen über die vulkanische Natur der Dünen an und schlug vor, diese Vulkane durch Militärsträflinge abtragen zu lassen. Ueberhaupt ist seit dem Augenblick, wo wir über das Ereigniß Gewißheit haben, unsere Phantasie so vulkanisch aufgeregt, daß man an jedem Rinnstein, der dampfen-

des Theewasser ausgießt, eine heiße Mineralquelle zu sehen glaubt.

Die Nachrichten aus den Provinzen lauten schrecklich. Im ganzen Lande sollen sich „die Schornsteine," wie Lichtenberg sagt, „nach Menschenköpfen umgesehen haben, um sich darauf zu stürzen." Die Kühe haben in den Ställen in den wehmüthigsten Lauten ihre Muttersprache gebrüllt, daß es Einem durch Herz und Nerven ging. Die Hühner vom ganzen Holland haben in einem und demselben Augenblick zu kakeln begonnen, was nicht wenig dazu beitrug, die Verwirrung zu vermehren. Aus der Südsee sind die Fische häuserhoch in die Luft gesprungen, so daß es eine halbe Minute lang Schollen und Kabliaue geregnet hat. In Herzogenbusch soll eine Hausuhr auf dem Fleck stehen geblieben sein, wie versteinert — eine wahre Uhrenniobe, die noch jetzt für Geld gezeigt und nächstens unaufgezogen in's Museum abgeliefert wird. Im Haag ist sogar schon mehreren Leuten der Verstand still stehn geblieben. Eine ungeheuere Verheerung soll in den Freskomalereien vorgegangen sein, indem, wie das Handelsblatt meldet, „in einem Hause der Kalk von den Wänden gefallen ist." An einem Hause zu Gorkum

ſchlug plötzlich die Hausklingel an, und als man ſchleunig die Thüre öffnete, um zu ſehn, wer geklingelt habe, da iſt — man denke ſich die Beſtürzung — kein Menſch zu ſehn, das Erdbeben hatte „ein Schellchen geſetzt!“ In Dortrecht ſind mehre Matroſen, welche die Nacht hindurch gezecht hatten, Morgens auf der Straße in den Rinnſtein gefallen — durch die Schuld des Erdbebens. Dergleichen ſchreckliche Vorfälle könnte ich noch hunderte melden, worüber unſere Blätter ausführlich berichtet haben. Unſere Preſſe war, wie das ganze Land, vollſtändig erſchüttert.

Daß die telluriſche Mahnung, welche der ſchreckliche Stoß unſerm Lande ertheilt hat, einen beſondern Eindruck in Amſterdam machen und die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge in ſchrecklicher Vergegenwärtigung darthun mußte, wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß Amſterdam auf Pfählen erbaut iſt. Wir haben nichts Geringeres vor Augen, als urplötzlich alle miteinander zu verſinken. Aber die Gefahr iſt nicht bloß für Amſterdam vorhanden. Der poröſe Zuſtand Niederlands macht unſere Amſterdamer Befürchtung zugleich zu einer nationalen. Ein einziger Ruck — und eine ganze Nation mit all ihrem Ruhm und

Reichthum wäre von der Erde verschwunden. Im gnädigeren Fall wäre wenigstens zu fürchten, daß zum Beispiel der Rhein und die Rheinmündungen gewaltsam durch die Binnengewässer nach Belgien versetzt würden. Unsere Lebensader plötzlich in einen andern Leib verpflanzt, der Transit verschwunden, der Handel vernichtet, das jusqu' à la mer für immer entschieden, entschieden durch ein Erdbeben! Schrecklicher Spiegel, entzieh' uns diese schrecklichen Gesichte!

Also mit einem Wort, Niederland hat in den Spiegel seiner Vernichtung geschaut. Ich komme nun auf das Resultat, welches mich zu der teutschen Theilnahmlosigkeit und Schuld zurückführt. Wir haben nämlich den Plan einer Erdbeben-Assekuranz-Gesellschaft entworfen, um Niederland zu versichern. Da aber der Versicherer ein anderer sein muß, als der Versicherte und eventualiter zu Vernichtende selbst, so soll die Versicherung von dem teutschen Brudervolk ausgehn, welches auf diese Weise zugleich seine Schuld gegen uns abtragen kann. Demgemäß wird der teutsche Bund angegangen werden, uns erstens — auf seine Kosten ein Kontingent aus seinen Professoren zur Verfügung zu stellen, da diese Herren,

welche die Sterne nießen und das Gras wachſen hören, vor allen Andern im Stande ſind, im Darm der Erde die knurrenden Vorboten kommender Erſchütterungen wahrzunehmen und offiziell davor zu warnen. Auf dieſe Weiſe werden ſie auch an dem öffentlichen Leben betheiligt. Zweitens tritt uns der teutſche Bund vorläufig die Rheinprovinz und Weſtphalen ab, damit Niederland Raum habe, ſich auf das Avertiſſement der Erdbebenprofeſſoren ſofort in Sicherheit zu bringen. Niederland verpflichtet ſich dagegen, die männlichen Bewohner dieſer Provinzen in Oſtindien bei den Kolonialtruppen für immer unterzubringen und der weiblichen Bevölkerung ein ganzes Jahr lang das erforderliche Quantum Javakaffee mit Kompenzucker zu verabreichen. Ferner verpflichtet es ſich, in dieſen Provinzen die Cenſur auszuüben, und zwar ſchon deßhalb, weil die Rheiniſche Preſſe unſere Noth ſo böswillig ignorirt hat, macht ſich übrigens auch anheiſchig, das öffentliche Verfahren mit Moderation ſo lang beizubehalten, bis es zum heimlichen geworden iſt. Die Provinzialſtände jedoch wird es nicht in ihrer bisherigen Geſtalt beſtehn laſſen, da dieſelben mit zu viel Befugniſſen ausgerüſtet ſind und einen zu ſtarken Gegendruck

gegen die Gewalt des Gouvernements ausüben könnten. Die adliche Autonomie behalten wir bei, da uns bei unserm starken Viehstand große Viehweiden an einem Stück durchaus nöthig sind. Ebenso verpflichten wir uns, den Kölner Dom nicht abzubrechen und das Rheinlied monatlich mehre Male absingen zu lassen, damit die teutsche Einheit und Nationalität gesichert bleibe. In dem nämlichen Interesse versprechen wir auch, jeden teutschen Ausländer, er sei Schriftsteller oder nicht, auf Verlangen aus dem Lande zu weisen, so daß also der Klevianer aus Wesel, der Wesel-aner aus Köln, der Kölner aus Münster ausgewiesen werden kann, wenn er nicht die politischen oder religiösen Grundsätze der Bürgermeister dieser Städte theilt und respektirt."

u. s. w. u. s. w.

Dieser Brief machte meinen Patriotismus nach der holländischen Seite hin völlig scheu und erfüllte meine erhitzte Phantasie mit Vorstellungen der Furcht, wie sehr er mich auch auf's Neue von den vaterländischen Sympathien meiner alten Freunde überzeugte. Die Angst vor dem Erdbeben war noch immer nicht verschwunden, wie die Zeitungen mich überzeugten, und ich konnte

mich nicht entſchließen, mein „mit Gott für König und Vaterland“ beſtimmtes Leben nutzlos den Exploſionen eines myſteriöſen Erddarms auszuſetzen. Ich wies daher die Einladungen, womit der Brief meines holländiſchen Freundes ſchloß, von der Hand und wandte meinen Blick nach andern Seiten. Einige Bekannte riethen mir Berlin an, dort ſei der eigentliche Sitz des Vaterlandes. Letzteres ſchien mir aber dort zu ſehr auf Sand gebaut zu ſein und in der ſandigen Umgebung der Spree glaubte ich eine deutliche Hinweiſung zu erblicken, daß man in Berlin den Leuten patriotiſchen Sand in die Augen ſtreue. Wenigſtens hatte ich verſchiedene Menſchen kennen gelernt, die dort blind geworden waren, und geſunde Augen zu behalten, hielt ich in der jetzigen Zeit für ſehr wichtig. Es iſt ein eigenthümliches Unglück, wie vor lauter Bäumen den Wald, ſo vor lauter Vaterländern das Vaterland nicht finden zu können. Was hilft die reiche Auswahl, wenn die Wahl nicht möglich iſt? Bei mir hatte das allgemeine Schickſal der Teutſchen noch den beſondern Haken, daß ich durch meine Qualität an den preußiſchen Boden gefeſſelt war, denn die Diſſiziere liebt man bei uns ſo zärtlich, daß

man ſie gar nicht aus dem Lande hinausläßt. Ein preußiſcher Landwehroffizier kann mit Erlaubniß ſeines Majors eine Reiſe machen, aber auswandern kann er nicht, und das Auswandern war es, offen geſagt, was mir im Kopfe ſteckte.

Da mir die patriotiſche Eroberung vor der Hand unmöglich war, mußte ich mich einſtweilen mit der Rekognesſirung begnügen, und da es den Rhein hinab nicht gehen wollte, trieb es mich den Rhein hinauf. Baden ſchien mir nach allen Erwägungen das Land zu ſein, in welchem man am Wenigſten vom Menſchen aufzuopfern brauche, um als Teutſcher noch länger leben zu können. Ich beſchloß alſo, nach Baden zu reiſen. So kann ich denn von der Siegburger Haide her das Glück datiren, wenigſtens etwas von dem vielbeſungenen Vaterland geſehen zu haben, ehe ich ihm für immer den Rücken zu kehren genöthigt wurde, denn bis dahin war mir noch nichts davon vor Augen gekommen, als die preußiſche Rheinprovinz. Die Erinnerung an Baden iſt mir zu werth, als daß ich ſie nicht wenigſtens in dieſen ſkizzenhaften Aufzeichnungen aufbewahren ſollte. Daß man ſich an den Kosmopolitismus gewöhnt hat, thut ſolchen Erinnerungen keinen Eintrag, denn

— Teutſchland gehört ja doch mit zur Welt und bildet kein kleines Stück derſelben.

Mein Ausflug nach Baden wurde vom ſchönſten Wetter begünſtigt. Einige akademiſche Bekannte, die in Bonn auf das Dampfſchiff kamen, brachten eine treffliche Zugabe von Laune und Wein dazu, und damit nichts zu wünſchen übrig bliebe, vereinigte ſich auch noch ein humoriſtiſcher Engländer mit uns, der eine Reiſe machte, um Menſchen kennen zu lernen, und zu dieſem Zweck auf dem direkten Wege nach Egypten war, wo er Mehmed Ali beſuchen wollte. Da der Engländer Preßfreiheit hatte, verbreitete er ſich mit der größten Kühnheit über Alles und Jedes. Er war ein großer Freund der Romantik und als ſolcher ließ er ſich namentlich ſehr bitter darüber aus, daß die Rheiniſche Romantik mit ſo viel offiziellem Element verſetzt iſt. Schon daß man den Felſen von Ehrenbreitſtein zur Feſtung gemacht, ennüyirte ihn ſehr, und er bedauerte, daß ſeine erfinderiſchen Landsleute ihn noch nicht durch ein neues Exploſionsinſtrument, wie er es ſich dachte, in Stand geſetzt hatten, an den Koblenzer Feſtungswerken vom Dampfſchiff aus zum Rächer der Romantik zu werden. Die Burg zu Stol-

zenfels bombardirte er mit einer ganzen Ladung hochverrätherischer Sarkasmen, und was er über die dortige Einimpfung der Liebe zum angestammten Herrscherhaus auf die abgestorbenen Aeste des Mittelalters sagte, davon würde ich mich nicht unterstehen auch nur eine Sylbe drucken zu lassen. Die Loreley machte ihn etwas schwermüthig, sie erinnerte ihn an Miß Kemble, die ihn durch ihr Singen verliebt gemacht, aber seine Leidenschaft mit einer loreleyartigen Kälte erwiedert hatte. Als er jedoch später in die Gegenden des Johannisbergs kam, war er plötzlich wieder der Alte; was er indessen über jenen Berg der Ihn zu Anknüpfungen an die Apostelgeschichte Veranlassung gab, gesagt und gelästert hat, das darf nicht weiter an's Licht kommen und muß wie ein geheimes Konferenzprotokoll gehütet und verschlossen bleiben.

In Bingen verließ ich meine illoyale Gesellschaft und trug mein patriotisches Herz auf die Burg Klopp hinauf, wo man einen letzten Blick in das preußische Land hinunter wirft. Es wurde schon dunkel, als ich hinaufkam, und die Burg Ehrenfels, den Mäuselthurm, den Rochusberg u. s. w. konnte ich kaum noch in den Umrissen erkennen. Doch je weniger ich sah, desto mehr

hörte ich, als der berühmte Wisperwind von dem Mäuſethurm her um die Ecke ſtrich und die mittelalterliche Geiſterwelt des Rheinlands durch die ergreifenden Töne der Aeolsharfe weckte, welche auf der Ruine Klopp aufgeſtellt iſt. Ich kam in Gefahr, ſehr romantiſch zu werden, als der begleitende Wärter mich ernüchternd durch die Mittheilung überraſchte, daß die Burg Klopp Eigenthum eines hohen Ruſſen ſei. Alſo, dachte ich, ſind Preußenthum und Ruſſenthum die Elemente, womit die Romantik ſich moderniſirt? Und doch will ſie noch im Leben bleiben? Auffallend übrigens, daß das preußiſche „Vaterland", wie es ſein Haupt an die moskowitiſche Bruſt lehnen muß, ſo auch an ſeiner Fußſpitze noch ein ruſſiſches Denkzeichen in das teutſche Land hineingeſtellt ſieht.

Das Preußenthum und Ruſſenthum gaben mir ſo viel zu denken, daß ich ſie noch nicht los werden konnte, als ich ſchon in der Bundesfeſtung Mainz war. Ja, als ich dort die preußiſchen Soldaten ſah, phantaſirte ich mir ſogar die öſterreichiſchen neben ihnen als ruſſiſche vor, und es wurde mir darüber ganz unheimlich. Mainz iſt das oberrheiniſche Köln. Es hat auch die Feſtung

mit ihm gemein und das ist seine übelste Eigenschaft. In einer Festung leben und auf einem Kirchhof lustwandeln — das steht sich ganz gleich. Als ich in Mainz die Statue Gutenberg's und eine hinter ihr aufgestellte Menagerie besehen hatte, machte ich mich zum Thor hinaus und eilte über den Rhein nach Wiesbaden.

Wieder ein neues Vaterland! Ich fand es dort still, steif und langweilig. Wiesbaden scheint mir eine von den belles étages der menschlichen Gesellschaft zu sein, deren Langeweile sich bloß dadurch von der sonstigen unterscheidet, daß man sie theurer bezahlt, als par terre. Im Gasthof gerieth ich bei Tisch wieder mit einem Engländer zusammen, einem Deputirten, welcher direkt aus dem Parlament kam, um in Wiesbaden die Ferien zuzubringen. Er sprach ganz gut Teutsch und begann mit mir einen sonderbaren Streit über Teutschland. Er lobte Teutschland und ich lobte England; er tadelte England und ich tadelte Teutschland. Er tadelte die englischen Zustände, ohne sie aufgeben, und lobte die teutschen, ohne sie übernehmen zu wollen; ich lobte die englischen, aber nicht ohne sie übernehmen, und tadelte die teutschen, aber nicht ohne sie aufgeben zu wollen.

Es handelte ſich nur um relative Vorzüge, denn am Ende hatten wir beide am Aufzugebenden Ueberfluß, wenn wir in's Einzelne gingen und an höhere Prinzipien kamen. Die letztern waren es aber, an welchen der Engländer ſein hinc illae lacrymae herauskehrte. Er hatte Angſt vor der Republik und gab zu verſtehen, daß man auf dergleichen gefährliche Dinge mit der engliſchen Freiheit hinauskommen müſſe. Statt aber zuzugeben, daß, wenn 4 auf 3, 5 auf 4, 6 auf 5 u. ſ. w. folge, man auch 4, 5, 6 u. ſ. w. zählen müſſe, wollte er ſtatuiren, man müſſe es gar nicht bis zu dem engliſchen 3 kommen laſſen, ſondern ſich lieber auf dem teutſchen 1 oder 0 halten. Er bewies dadurch, daß die engliſchen Politiker auf ihrer demokratiſchen Höhe dieſelbe Bornirtheit der politiſchen Rechenkunſt beſitzen können, wie die teutſchen in ihrer polizeilichen Tiefe. Uebrigens aber zeigte es ſich bald, daß das ehrenwerthe Parlamentsmitglied, wie viel Kenntniſſe es auch beſaß, für unſre teutſchen Zuſtände, deren Ruhe ſeiner Ferienlaune zu entſprechen ſchien, gar keinen Maßſtab hatte, wie das durchgängig bei den freieren Völkern der Fall iſt. Der Teutſche allein beſitzt die Fähigkeit, ſich in

alle mögliche Zustände, sogar die russischen und türkischen hineinzuversetzen, denn seine Schule ist in dergleichen eben so vielseitig, wie seine Lehrer gründlich sind.

Mit den Gedanken an diese Gründlichkeit reis'te ich nach Frankfurt. Unterwegs bei Hochheim platzte eine Siederöhre in der Lokomotive des Fortschritts und man spannte die Bauernpferde vom Pflug, um uns zur nächsten Station zu schleppen, wo eine neue Zugkraft erwartet werden mußte. Endlich langte ich in der berühmten Residenz des Merkur und des teutschen Bundestags an. Diese Vereinigung des christlich-germanischen Staatsprinzips mit dem heidnisch-orientalischen Handelsprinzip in einem und demselben Ort ist immer auffallend genug und kann zu mancherlei Betrachtungen führen. Kommt man dadurch auf theologische Unterscheidungen, so bleiben die Frankfurter wenigstens unter Einer Gottheit sämmtlich gesichert. Sie können vereinigt ausrufen: „est deus in nobis," nämlich deus Mercurius.

Ich bestieg gleich nach meiner Ankunft einen Fiaker und hatte in einer Stunde um und um und durch und durch das ganze Frankfurter Vaterland kennen gelernt. Kein Haus ohne ein Kauf-

mannsſchild, wie in dem berühmten Kevelaer kein Haus ohne ein Wirthsſchild! Hier die Maria, dort der Merkur! Krämerei hinten, Krämerei vorn! Wie in Frankfurt Göthe und Börne haben exiſtiren können, begreift man nicht. Nichts als Widerſprüche in dieſer Stadt: Chriſtenthum und Heidenthum, Geiſt und Geld, Bundestag und Republik!

Den Frankfurter Nationalcharakter zu ſtudiren gab ich mir keine Zeit, auch hab' ich Rothſchild nicht kennen gelernt, bei deſſen Hauſe ich ſtarke kommuniſtiſche Anwandlungen zu bekämpfen hatte. Eben ſo bin ich mit der dortigen Literatur nicht zuſammengerathen und habe nicht einmal der „Didaskalia" meine Aufwartung gemacht. Ein hübſches Stück Literaturgeſchichte habe ich aber dort erfahren, das in dem unten folgenden Luſtſpiel benutzt worden iſt. Es ſoll ſich zugetragen haben zwiſchen dem 49. und 50. Grad nördlicher Breite.

Von Frankfurt eilte ich, was ich konnte, nach Mannheim, wo es mir behaglicher wurde. Die Stadt iſt wie ein Kaffeekuchen in lauter Vierecke zerſchnitten. Wenn die Bewohner ihr gleichen, ſo ſind ſie muſterhafte homines quadrati. Wäre Paris gebaut wie Mannheim, ſo würde es die detachirten Forts ganz entbehren können; die Stadt

ſcheint von einem gouvernementalen Artilleriſten angelegt zu ſein. Bald nach meiner Ankunft traf ich auf dem Weg nach der Eiſenbahn mit Hoffmann von Fallersleben zuſammen und lernte am Bahnhof Itzſtein und Walesrode kennen. Wir fuhren mit einander nach Heidelberg, wo eine ziemlich zahlreiche oppoſitionelle Geſellſchaft, u. A. auch Hecker, Soiron, Biſſing, der alte Winter u. ſ. w., ſich zu einem Mittageſſen im Freien bei der Schloßruine einfanden. Es war damals gerade die „Verfaſſungsfeier" begangen worden und die Liberalen waren noch überall in Bewegung.

Wie viel Anſtrengungen hat doch der teutſche Liberalismus machen, wie viel Anregungen hat er aufwenden, wie viel Begeiſterungen hat er reproduziren müſſen, nicht einmal, um etwas zu erlangen, ſondern nur, um das Erlangte zu behalten! Wie oft haben namentlich die Ständekammern den Stein des Siſyphus auf eine beſcheidene Höhe des Liberalismus hinaufzurollen geſucht, um beim nächſten Zuſammentritt dieſelbe vergebliche Arbeit von Neuem zu beginnen! Stände unſre Geduld im Erringen nicht unſerer Geduld im Ertragen gleich, wir müßten längſt die Arbeit aufgegeben haben. Daß die „konſtitutionelle Op-

position" dieß nicht gethan, hat man ihr von manchen Seiten verdenken wollen, und zwar sehr mit Unrecht. Die gegebenen Mittel der Opposition auszubeuten, muß unter allen Umständen Grundsatz sein; aber sich mit ihnen begnügen, wo sie nicht ausreichen, und das Prinzip der Opposition nach ihren Mitteln beschränken wollen, das ist ein großer, ein folgenreicher Fehler. Und doch auch wieder, wie ist er ganz zu vermeiden in einem so halben, unentschiedenen Zustand wie der teutsche Konstitutionalismus ist? Kann eine philosophische Anschauung und Konsequenz, die man in Baden so häufig vermißt hat, Platz nehmen auf einem teutschen Deputirtensessel? Und wenn sie sich dazu entschließt, wie soll sie ihren Platz ausfüllen, ohne entweder die Konsequenz oder den Sessel zu kompromittiren? Um auf solchem Posten das Richtige zu treffen, dazu gehört gewiß eben so viel Takt, als Selbstverleugnung nöthig ist, ihn zu behaupten. Will man dabei von Jesuitismus sprechen, so mag man einiger Maßen Recht haben; aber wenn der Jesuitismus aus Noth das einzige Mittel ist, dem Jesuitismus von Profession entgegenzuwirken, wie das denn häufig der Fall sein

mag, ſo wird man wenigſtens ſchwer dazu übergehen, dem letztern das Feld zu räumen. Die außeramtliche Ehrlichkeit bietet dann wenigſtens das Mittel dar, den amtlichen Jeſuitismus möglichſt von der Perſon zu trennen; und wenn kürzlich der würtembergiſche Abgeordnete Römer ehrenwerth genug war, in der Zeitung ſich als Freund der Republiken zu bekennen, ſo hat er dadurch wenigſtens erklärt, daß, was am Deputirten fehlt, nicht auf die Rechnung des Mannes zu ſtehen kommen ſolle.

Von dem Tadel, den die „konſtitutionelle" Oppoſition in Teutſchland zu tragen hat, trifft die badiſche ſicher der kleinſte Theil. Wer hätte in ihrer Lage mehr geleiſtet, als ſie? Sie war es zu Zeiten faſt ganz allein, die den politiſchen Sinn wach erhielt. Daß ſie ihre Perioden der Befangenheit im eigenen Hauſe zu überſtehen gehabt, vielleicht noch nicht überſtanden hat, wer will es ihr zum Verbrechen machen? Sie hat doch auch die Spuren ihrer Entwicklung, ſowohl in ihrem Auftreten, als in ihren Prinzipien mitunter deutlich genug an den Tag gelegt, und wenn ihr Liberalismus noch Inkonſequenzen begeht, z. B. die Judenemanzipation mitunter bekämpft, ſo iſt

damit wenigſtens nicht geſagt, daß ſie mit ihrem Prinzip fertig ſei. Nur diejenigen Liberalen ſind par tout zu verdammen, die durch perſönliche oder lokale Verhältniſſe ſich beſtimmen oder einbilden laſſen, fertig zu ſein und dadurch dem Fortſchritt die Thüre vor der Naſe zuwerfen. Ein fertiger Liberaler iſt nichts als ein angehender Reaktionair, und wenn Jemand ſtrikte erklärt, er ſei und bleibe für immer ein Konſtitutioneller, er wolle für immer „Thron und Volk" treu bleiben, ſo erklärt er dadurch entweder, daß er keiner weitern Entwicklung fähig, oder daß er aus Egoismus ihr Feind ſei.

Was die badiſche Oppoſition vor allen ſonſtigen teutſchen Deputirten auszeichnet, das iſt ihr Geſchick und ihre Regſamkeit in der Bearbeitung und Organiſirung des Volksgeiſtes. Ihre Vertreter ſind nicht bloß Deputirte in der Kammer, ſie ſind es das ganze Jahr hindurch und wiſſen jede Gelegenheit zu paſſenden Anregungen zu benutzen. Freilich iſt es ſchwer, dabei die Grenze zu vermeiden, wo die Rolle der „parleurs" beginnt, und das Volk von jenem leeren Toaſtliberalismus der patriotiſchen oder „konſtitutionellen" Gemüthlichkeit fern zu halten, der ſich gern bei

Festessen bereit macht und beim Handeln oder kleinen Aufopferungen zu Hause bleibt; aber der Ernst und die Bewußtheit, womit die Häupter der Opposition ihre Stellung auffassen und ausfüllen, läßt annehmen, daß sie damit auch das Volk gelegentlich infiziren werden. Die Regsamkeit, welche sie das ganze Jahr hindurch entwickeln, gibt den Wunsch ein, daß sie sich eine förmlich gesetzliche, tribunenartige Stellung auch außerhalb der Kammer erringen mögten. Dieser Gedanke mag unter teutschen Verhältnissen sehr kühn sein, ist aber auch unter teutschen Verhältnissen, wo der nächste Landtag wieder korrumpirt findet, was der vorhergehende errungen hat, sehr natürlich. Eine perennirende Ueberwachung der Minister durch die Volksdeputirten mit dem Recht der letztern, Beschwerden sofort an das Staatsoberhaupt zu bringen, würde wenigstens einiger Maßen ein Surrogat für die fehlende Ministerverantwortlichkeit oder Exekutivkraft der Kammern sein. Auch muß man sich wundern, daß die badische Opposition nicht mit dem Beispiel vorangeht, den verderblichen preußischen und österreichischen Einfluß offen zu bekämpfen, so wie mit dem Versuch, das Militairwesen, welches auch in Baden eine

so volksfeindliche Rolle spielt, ganz unter die Kontrole der Deputirtenkammer zu ziehen. Hat man in Teutschland schon einmal daran gedacht, daß die Kriegsartikel, diese gesetzlichen Ungeheuer, durch welche die Bürger wegen geringer Vergehen dem Kerker, dem Stock und der Füsillade ausgesetzt werden, eben so gut von den Volksdeputirten abhängig sein müssen, als die Gesetzesartikel über Bestrafung der Diebe und Eintreibung der Steuern? Soll es die Deputirten nicht angehen, ob die Bürger die Muskete Jahre oder Monate lang zu tragen haben? Sollen die Diszipliere nicht eben so gut unter ihrer Kontrole stehen, wie die Beamten? Soll es den Vertretern des Volks gleichgültig bleiben, ob dasselbe für müßiges Militair Millionen oder Tausende zahlt?

Der Leiter der oppositionellen Thätigkeit in Baden ist Itzstein. Ich habe wenig Menschen kennen gelernt, die auf den ersten Blick so viel Zutrauen einflößen, wie dieser Mann. Daß er durchaus reell und human ist, diese Ueberzeugung gewinnt man, sobald man ihn sieht, und man wird darin nicht irre durch die sprechende Klugheit seiner Augen in dem ausdrucksvollen, an Göthe erinnernden Gesicht. Itzstein ist ein

Mann, welcher durch die Klugheit, die er der Gegenpartei zu lieb so lange Zeit üben mußte, auch als Mensch nichts von der Vertrauenswürdigkeit bei der eignen Partei eingebüßt hat. Und das ist mehr, als es auf den ersten Blick scheinen mögte. In Teutschland lange Jahre eine Rolle bei der Opposition zu spielen, ohne seine Ehre zu kompromittiren, ist beinah eben so schwer, als eine Rolle bei der Reaktion zu spielen, ohne den Mangel an Ehre zu beweisen. Wenn man die Verehrungswürdigkeit eines Mannes, der wie Itzstein mit Ehre grau geworden ist, der Nichtswürdigkeit so mancher mit Schande grau gewordener Schurken gegenüberstellt, so begreift man nicht, wie das Volk dem Einen noch zur Opposition Veranlassung und den Andern noch zur Reaktion Gelegenheit läßt.

Itzstein führt mich zu dem Heidelberger Schloß zurück. In der That ein hübscher Punkt! Es gibt manchen schönern, aber ich habe keinen gefunden, der die Seele mit einem so seltnen Gefühl von Befriedigung erfüllte. Man empfindet dort eine gewisse Anlehnungsruhe und Geborgenheit, aus welcher man um so empfänglicher sich dem heitern Leben zuwendet, als dessen Sitz die akademische

Stadt mit dem vorbeieilenden Neckar, der malerischen Umgebung und der freundlichen Fernsicht sich darstellt. Es ist, als schaue man wie ein Bild in einem schönen Rahmen gesichert in die offene Welt hinaus. Auf so manchem hübschen Punkt fühlt man sich dennoch unbefriedigt, weil die Seele in der Umgebung keinen Halt und zu viel Auswege zum Zerstreuen oder Entschlüpfen der Empfindungen hat; das Heidelberger Schloß aber bildet gleichsam einen Fokus, aus welchem die Seele unzerstreut ihre Stralen in die sich öffnende Welt hinausschießt. Ich verlebte dort mit der oppositionellen Gesellschaft einen unvergeßlichen Mittag. Wenn sie einmal wieder dort speis't, so will ich mich den weiten Weg nicht verdrießen lassen, um Theil zu nehmen, im Fall sie nämlich zuvor ein Gesetz in's Leben ruft, daß nur Schurken an die preußische Polizei ausgeliefert werden dürfen.

Zu der Tischgesellschaft beim Heidelberger Schloß gehörte auch ein Advokat aus Frankenthal in Rheinbaiern, der uns alle mit einander zu sich in seinen Wohnort einlud. Die Einladung wurde angenommen und am andern Tage bestiegen wir zu Rheinschanze einen rheinbaierischen

Miethwagen, ein seltsames Gefähr, das sehr geeignet war, einer kompakten Masse Opposition mit einem Mal den Hals zu brechen. Ein solches Gefähr und eine solche Art, es zu benutzen, ist mir noch nie vorgekommen. Auf einem gebrechlichen Bretterkasten ruhte mittelst einiger gebrechlicher Stützen ein eben so gebrechlicher zweiter Bretterkasten als Baldachin, der während des Fahrens sich beständig hin und her schob oder den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden drohte. In dem eigentlichen Wagenkasten saßen außer dem Kutscher eilf Personen eingepreßt und außerdem hob man auf jenen Baldachin noch vier Rheinbaiern hinauf. So eilte die kompakte Opposition, die Volkssouverainetät über sich, im schärfsten Fortschritt nach Frankenthal, ohne daß sich der mindeste Unfall ereignete. Hätten wir reaktionaire Elemente bei uns gehabt, wir wären nicht lebendig davon gekommen.

In der Gesellschaft unseres freundlichen Frankenthaler Wirthes und seiner trefflichen Hausfrau verlebten wir einen herrlichen Abend. Die übrigen Gäste fuhren in der Nacht wieder nach Mannheim; der Königsberger Randzeichner und ich wurden von unserm Wirth zurückgehalten, um

eine Geſchäftsreiſe, die er am kommenden Morgen nach Neuſtadt an der Haardt zu machen hatte, zu einem Ausflug in jene Gegend zu benutzen. Wir gingen nach ein Uhr zu Bett' und ſaßen gegen drei ſchon wieder im Wagen, einem würdigen Seitenſtück zu der Rheinſchanzer Fortſchrittsmaſchine. Der Zuſtand der rheinbaieriſchen Miethwagen ſcheint ein grundſätzlich ſchlechter zu ſein. Wahrſcheinlich ſind ſie in's Verhältniß zu den Wegen geſetzt, auf welchen ſie benutzt werden. Es gibt allerlei ſchwimmende Dinge in der Welt: auf dem Meer ſchwimmende Inſeln, in China ſchwimmende Dörfer, im Seekrieg ſchwimmende Batterien u. ſ. w.; in Baiern gibt es auch ſchwimmende Chauſſeen. Wenn es geregnet hat, verwandeln ſie ſich in Brei und man könnte ſie zu Schiff wie zu Wagen paſſiren. Vielleicht erlebt man es noch, daß Einem auf dem Weg nach der Walhalla die teutſche Flotte begegnet und daß die Schiffe Chauſſeegeld bezahlen und die Fuhrleute auf den Landſtraßen vor Anker liegen. Dieſe Landſtraßen ſollen aus „Erübrigungen" gebaut ſein. Von dem Stein des Anſtoßes, den man hierin gefunden hat, ſieht man auf den Chauſſeen ſelbſt nichts: reiner, ungemiſchter Dreck iſt die ganze

Grundlage. Wenn in dem frommen Baiern der Weg nach dem Himmel ſo kothig iſt, wie der Weg durch das Land, ſo werden ſicher die meiſten der getreuen Unterthanen vorziehen, in die Hölle zu fahren. Als wir nach Neuſtadt kamen, in welches die Chauſſee von einem Hügel herunterführt, waren die Erübrigungen derſelben ſo ſtark geweſen, daß die Hauptſtraße des Orts durch den Regen der vergangenen Nacht mehrere Fuß hoch mit Chauſſeeſchlamm angefüllt war; die Einwohner konnten kaum aus ihren Thüren heraus und waren eben damit beſchäftigt, der Chauſſee und den anſtoßenden Weinbergen die entführte Erde karrenweiſe zurückzubringen.

Der Weg von Frankenthal aus, wenn auch in der Ebene fortführend, war ſehr hübſch. Es begann eben zu tagen. Der Morgenſtern blinkte noch träumeriſch aus den Gardinen der Wolken hervor und man ſah ihm noch an, daß er eben erſt aus dem Bette aufgeſtanden war, worin er ſich als Abendſtern zur Ruhe gelegt hatte. Allmälig wurde die Natur heller, wie unſre ſchläfrigen Augen, die ebenfalls ihre Morgendämmerung noch zu überſtehen hatten. Rechts und links umgab den Weg ein Wald von Weinreben; rechts

und links war dieser Wald von Bergen eingefaßt, die allmälig ihre Umrisse, ihre Häupter, ihre Züge aus den fortschleichenden Nebelwolken herausdrängten, um den Anblick der eben vom Schein der Frühsonne erglimmenden Gegend nicht zu versäumen: rechts das Haardtgebirge mit dem kolossalen Donnersberg, links der Odenwald mit dem ragenden Melibokus. In der That, Rheinbaiern ist ein schönes Land! Und auch dieses Land liegt danieder unter dem Druck des Pfaffenthums und der Polizei! Haftet nicht ein Fluch an dem ganzen vielbesungenen Rhein? Gibt es in der Welt ein besseres Asyl für die Finsterniß, als sein heiteres Gebiet? Sind nicht fast alle seine Haupt-Städte und seine schönsten Theile von Basel bis zum Niederland von dem Geist des Mittelalters geknechtet und geschändet? Erst wo das Niederland beginnt, weicht der Geist der Finsterniß zurück, um — dem Geist des flachsten Materialismus Platz zu machen.

Unsern Frankenthaler Wirth ließen wir in Neustadt seinen Geschäften nachgehen, nachdem er uns zuvor mit einem Freunde, dem wackern Dr. H., bekannt gemacht hatte, der uns auf das Herzlichste aufnahm. Dr. H. wußte, womit er uns in seiner Gegend die größte Freude bereiten

konnte; mit der freundlichſten Zuvorkommenheit bot er ſich zum Begleiter nach dem, eine Stunde von Neuſtadt gelegenen Hambacher Schloß an. Seine Begleitung war uns von doppeltem Werth, weil er uns zugleich als land- und geſchichtskundiger Cicerone zur Seite ſtand, der Börne gekannt und mit ihm von jener Ruine in das bewegte Land hinabgeſchaut hatte. Damals dachte noch kein Menſch daran, daß man das alte Gemäuer einſt zu einer „Marburg" umtaufen und die Taufkoſten aus loyalen Beiträgen beſtreiten würde. In der Nähe der Ruine fanden wir am Weg eine Tafel, wie eine Warnungstafel aufgeſtellt und mit dem Namen „Marburg" verſehen. Dennoch nannten ſelbſt die Arbeiter, die an dem Bau beſchäftigt waren, ſie noch immer das Hambacher Schloß. Die Zeiten haben ſich doch ſehr geändert. Die Hambach'ſche Komödie mit ihren thatenloſen Reden und ihrem kernloſen Bombaſt war zwar echt teutſch, d. h. lächerlich; aber wie wäre ſie jetzt nur noch möglich? Heutzutage ließen ſich weit eher 30,000 Polizeiſoldaten, als nur 30 Volksverſammler zuſammenbringen.

Eine herrlichere Ausſicht, als vom Hambacher Schloß hinunter, iſt am Rhein ſchwerlich zu finden.

Obschon der Horizont etwas bezogen war, sahen wir doch rechts bis Landau und links bis nach Worms, und zwischen diesen Endpunkten des Rahmens breitete sich vor uns als Gemälde das lachende Land, ein nur durch freundliche Ortschaften unterbrochener, dicht bepflanzter Rebengarten aus. Wenn in Rheinbaiern in einem und demselben Augenblick alle Trauben platzten, es würde neben dem Strom des Rheins noch ein Strom von Rheinwein entstehen, auf welchem Dreimaster daher fahren könnten. Schade nur, daß der Rhein selbst dem Gebirge, in welchem das Hambacher Schloß liegt, nicht näher ist, denn Wasser ist das Einzige, was der Aussicht dort mangelt.

Wir brachten den Mittag bei dem Dr. H. zu und traten dann die Rückfahrt nach Mannheim an. Unser Begleiter führte uns dieses Mal einen andern Weg, auf welchem wir Gelegenheit erhalten sollten, eine Person von literarischem Interesse kennen zu lernen. Sie gehörte zwar selbst nicht zum Literatenstande, aber dieser Stand hatte ihr wegen ihres Geistes und ihrer Schönheit besondere Aufmerksamkeit bewiesen, so daß sie sogar in den Schriften von Bulwer und Cooper figuriren

ſorgen ſollte. Hamburg nicht geſehen, München nicht geſehen, Leipzig nicht geſehen, Berlin nicht geſehen! Doch, mit einem Narrenhauſe hatte ich angefangen — ſollte ich denn auch mit einem ſchließen? Hatte ich doch meinen Tzako zum letzten Male getragen, denn das ſicherſte Mittel, die Soldatenplackerei los zu werden, beſteht darin, anrüchig zu werden als Liberaler! Merkt euch das, meine ehemaligen Kollegen, und ihr werdet erlöſ't werden vom Uebel. Amen!

VII.

Ein Paar von jener Sorte.

Literarhiſtoriſch-pragmatiſches Luſtſpiel

in

drei Aufzügen.

Personen.

Brand, Gastwirth, früher Literat.
Hofrath Dr. Beutel, „Literat“; Redakteur der „Eulalia“.
Dr. Schneider, „Literat“, Redakteur der „Thalia“.
Ritter Bogen, Violinvirtuose.
Bengel, Faktor in der Druckerei der „Eulalia“.
Typus, Setzer in der Druckerei der „Thalia“.
Drath, Schneidermeister.

Bemerkung. Dieses Lustspiel abstrahirt von aller künstlerischen Idealisirung, da der Zweck desselben nur in der Darstellung nackter Wahrheit mittelst der veranschaulichenden dramatischen Form besteht.

Erſter Aufzug.

Erſte Szene.

(Zimmer im Gaſthof.)

Brand. Bogen.

Bogen.

Daß ich Sie an dieſem Ort getroffen habe, macht mir doppelte Freude, erſtens der Perſon wegen und zweitens des Orts wegen. In keiner Stadt vermiſſe ich die Menſchen mehr, als in dieſer Hauptſtadt von ſo und ſo viel tauſend Kaufmannsſeelen. Faſt gefällt es mir in unſerer langweiligen Duodezreſidenz noch beſſer, als in dieſer Reſidenz des Geldſacks.

Brand.

Ach ja der Geldſack! Beſter Freund, fliehen Sie dies Ungeheuer, es verſchlingt Sie.

Bogen.

Nicht doch! Wenn ich ihn auch als moraliſche Perſon haſſe, ſo komme ich doch hierher, um ihn als materielle Sache aufzuſuchen. Das abſcheuliche Geld iſt und bleibt der Gott der Virtuoſen! Sie werden ſpotten, mit Recht und mit Unrecht. Betrachten Sie mich als einen Kanal, durch den das Geld aus unwürdigen Händen in würdige rinnt. Aber was führt Sie denn hierher? Es iſt wenigſtens drei Jahre, ſeit wir uns nicht geſehen haben.

Brand.

Mich führt Daſſelbe hierher, was Sie, nur mit dem Unterſchied, daß ich den leeren Geldſack aufſuche, während Sie den vollen.

Bogen.

Sie Glücklicher! Aber wie verſteh' ich Das? Ein Schriftſteller, ein teutſcher Schriftſteller den leeren Geldſack aufſuchen — das iſt ja, ſo zu ſagen, eine Ausnahme.

Brand.

Mit der Schriftſtellerei iſt's vorbei. Ich ſchreibe jetzt höchſtens noch Rechnungen.

Bogen.

Sie werden ja immer räthſelhafter. Sicher ſind Sie aus dem Buchmacher ein Buchhändler geworden.

Brand.

Das nicht: mein gegenwärtiges Geſchäft heißt — Gaſtwirthſchaft. Kommen Sie in meinen Wohnort, ſo ſollen Sie mein Geſchäft und meine Schriftſtellerei zugleich kennen lernen.

Bogen.

Gaſtwirth! Da haben Sie aber einen Rückſchritt gemacht, wenn Sie früher die Geiſter zu Gaſt hatten und jetzt bloß die Leiber.

Brand.

Ich vereinige jetzt Beides. Von der Schriftſtellerei bin ich zurückgekommen durch mich und durch Andere. Die Selbſterkenntniß hat mir geſagt, daß ich nicht zu einem Stand paſſe, der mehr erfodert, als mein Bischen Talent. Ich habe einen zu hohen Begriff vom Literatenſtand, als daß ich ihm länger hätte angehören und das Beiſpiel ſo vieler Federreiter nachahmen ſollen, denen außer dem Talent auch eine würdige Geſinnung fehlt.

Bogen.

Ich habe auch einige von dieſer Sorte kennen gelernt.

Brand.

Sie werden ſogleich mehr davon hören. Uebrigens gibt es noch etwas Anderes, das mich von meiner früheren Beſchäftigung zurückgebracht hat: ich meine die Zenſur. Ich bin nicht der Mann dazu, um mich noch unter das Joch dieſer himmelſchreienden Knechtſchaft zu fügen, welches der teutſche Nacken bis an das Ende der Welt tragen zu wollen ſcheint. Einem Talentvollern würde ich ſagen, es ſei Unrecht, daß er ſich durch dies Hinderniß von ſeinem Beruf zurückſchrecken laſſe; aber wenn man nicht viel mehr hat, als ſeine ehrliche Geſinnung, ſoll man ſie auch nicht beflecken laſſen von ſo einer Schinderfauſt, die im beſten Fall den Kopf und das Herz abſchneidet und dann dem Rumpf gnädigſt erlaubt, ſich der Welt zu präſentiren.

Bogen.

Freilich muß das kein beneidenswerthes Loos ſein. Da haben wir Muſiker es beſſer. Was ich

ſtreiche, das ſtreicht mir kein Anderer. Ich kann Sturm und Revolution auf meiner Geige ſpielen und ſogar die Fürſten klatſchen mir Beifall dazu.

Brand.

Sagen Sie das keinem Andern, ſonſt wird man im nächſten Konzert in Ihrer Geige ein Höllenin=ſtrument erblicken; und ſollten Sie auch ſpie=len: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille," oder „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße ſein," ſo wird man doch glauben, ein „allons enfants" gehört zu haben. In Teutſchland würden die Mücken und Maikäfer arretirt werden, wenn man der Polizei anzeigte, daß ſie Politik ſummten. — Doch nun wieder zu meiner Gaſtwirthſchaft. Zur Zeit, als ich die Feder bis zur Erlangung der teutſchen Preßfreiheit, d. i. für immer aus der Hand ge=legt hatte, ſtarb zufällig eine vermögende Tante, die mir ihr Geld hinterließ. Ich beſchloß, der Welt auf andere Weiſe zu nützen und wurde Gaſt=wirth. Aber keine gewöhnliche Wirthſchaft! Mein Haus iſt der Sammelplatz aller Geiſter und aller freien Geſinnung. Was in unſerer Stadt zu be=ſprechen iſt, das wird in meinem Hauſe beſpro=chen; ſo oft es was Politiſches ins Werk zu rich=

ten gibt, sammelt man sich in meinem Hause. Dort ist immer Leben, immer Geist, immer Freude. Durch meine Wirthschaft habe ich der guten Sache schon mehr genutzt, als ich durch lebenslängliche Schriftstellerei gekonnt hätte. Nur freisinnige Männer sind meine Gäste; sie leben bei mir für's halbe Geld und bleiben dafür ganze Leute. Dies ganze Verhältniß beglückt mich. Kommen Sie zu mir und Sie sollen Zeuge sein.

Bogen.

Meine Route führt mich vielleicht in drei Wochen zu Ihnen.

Brand.

Sie treffen bei mir nur Ehrenmänner. Freilich — ich habe auch Schurken kennen gelernt und diese führen mich hierher. Eben weil ich den Literatenstand hoch achte und weil ich Alles thun würde, ihn zu heben, deshalb hasse ich diejenigen, die ihm Schande machen. Unter meinen literarischen Gästen befanden sich zwei, deren Gesinnung, obschon sie eine sehr liberale Zunge führten, mir nach und nach zweifelhaft wurde, da sie niemals ans Bezahlen dachten, obschon sie Geld genug verdienten. Freisinnige Leute müssen auch ehrliche

und ehrliebende Leute ſein, ſonſt ſind ſie mir nichts werth. Ich beſchloß alſo endlich, mir über die Ehrlichkeit meiner beiden Gäſte Gewißheit zu verſchaffen. Sie ließen ihre Tugend jedoch nicht zum Eklat kommen und gingen heimlich durch, nachdem ſie zwei Jahre wie die Fürſten bei mir gehauſt hatten. Sie wohnen gegenwärtig in dieſer Stadt. Ich habe beſchloſſen, den Literatenſtand an ihnen zu rächen und beſitze Verhaftbefehle gegen ſie.

Bogen.

Wie heißen die Burſchen?

Brand.

Der eine iſt der Hofrath Dr. Beutel und redigirt hier die ſaubere „Eulalia"; der Andere, Dr. Schneider, redigirt die eben ſo ſaubere „Thalia". Jeder von ihnen iſt ſo viel, wie beide zuſammen heißen, nämlich ein Dr. Beutelſchneider.

Bogen.

Ich dacht' es mir gleich. Uebrigens thun Sie mir den Gefallen, den Verhaftsbefehl in der Taſche zu behalten, bis ich mein Konzert gegeben habe.

Brand.

Wozu das?

Bogen.

Mein Gott, wer ſoll mich denn loben? Sie wiſſen, wir Virtuoſen haben die Eigenſchaft mit den teutſchen Miniſtern gemein, daß wir nur ſtets gelobt, nie getadelt werden dürfen. Das mag eine Schwäche ſein; ich tröſte mich darüber mit meinen hohen Vorbildern.

Brand.

Ich muß geſtehen, daß Sie beſcheiden ſind, indem Sie ſich mit ſolchem Troſt begnügen.

Bogen.

Was macht es auch aus, wenn man doch einmal Lob verdient, daß man es ſich dann auch ſichert? Man vermeidet dadurch, um mich proſaiſch auszudrücken, Störungen im Geſchäftsgang. Ich habe auf Reiſen als Sekretär einen gewiſſen Dr. Zwirnsfaden bei mir, von Geſinnung zwar ebenfalls ein Lump, aber ein gewandter Kerl, der zu gebrauchen iſt. Er ſchreibt mir die Ankündigungen und Rezenſionen und vermittelt deren Aufnahme bei den Redakteurs. Nun iſt mir aber mein Dr. Zwirnsfaden unterwegs krank geworden und ich bin genöthigt, mein Lob unmittelbar durch

die Redakteurs ſelbſt beſorgen zu laſſen. Arretiren Sie dieſelben, ſo arretiren Sie einen Theil von mir mit.

Brand.

Ich kann Ihnen nicht helfen, arretirt werden müſſen die Lumpen. Ich kann einen Freundſchafts-dienſt nicht dem Dienſt unterordnen, den ich der Allgemeinheit leiſten muß.

Bogen.

Sie Grauſamer! Sind die beiden Herren denn wirklich ſo unverbeſſerliche Lumpen?

Brand.

Sie ſind es und ſind es ſo ſehr, daß man nur darauf bedacht ſein kann, ſie unſchädlich zu machen. Ich habe noch nachträglich allerlei Dinge von ihnen gehört, die nicht bloß mein literariſches, ſondern auch mein menſchliches Schamgefühl em-pört haben. Der Eine von ihnen iſt unterdeß Hofrath geworden und ſoll ſogar ein Mouchard ſein. Doch mir fällt was ein. Vielleicht läßt ſich mit den Galgenvögeln noch eine Komödie auf-führen, ehe ſie abgeführt werden. Ich will die

Rolle Ihres Dr. Zwirnsfaden übernehmen; sind Sie einverstanden?

Bogen.

Vollkommen, da ich versichert bin, daß ich bei dieser Stellvertretung in Bezug auf mein Lob nicht zu kurz kommen werde.

Brand.

Sie sollen gelobt werden, wie niemals, überlassen Sie Alles mir.

Bogen.

So vertrau' ich Ihnen denn das Höchste an, was es für mich in der Welt gibt, nämlich mein Lob und mein Leben. Ich sterbe, sobald ich getadelt werde. Jetzt lass' ich Sie allein. Entschuldigen Sie mich auf einige Stunden, da ich eine neue Komposition noch einüben muß. (ab.)

Brand (allein).

Gesinnungslosigkeit ist das Privilegium der Künstler und Gelehrten. Sie sind für Jeden zu haben, der ihnen Geld und sogenannte Ehren bieten kann, und lassen mit ihren schimmernden Namen die Eiterbeulen jeder despotischen Gewalt überkleben. Mein Freund Bogen macht wenigstens

insofern eine Ausnahme, als er sich keinem in dauernden Dienst gibt, und das Geld der hohen Sünder zu würdigen Zwecken verwendet. Als Gegendienst gegen meine Sekretärdienste werde ich mir ausbedingen, daß er den Ertrag seines nächsten Conzerts mir zur Verbreitung von Flugschriften gegen seine hohen Gönner zur Verfügung stellt.

(Ein Bedienter tritt ein.)

Bedienter.

Ein Billet an den Ritter Bogen von dem Redakteur der „Eulalia" (ab).

Brand.

Von dem Lumpen? Ich wittere schon, worauf das hinaus soll. Vermöge meiner Qualität als Geheimsekretär darf ich diese Depesche eigenhändig erbrechen. (Erbricht den Brief und lies't.) „Soeben vernehme ich, daß Sie unsere Stadt wieder mit Ihrer Gegenwart beehrt haben und das kunstliebende Publikum in den nächsten Tagen durch Ihre ausgezeichneten Leistungen in Entzücken versetzen werden. Als Verehrer der Kunst und Ihrer Person insbesondere brauche ich nicht erst zu versichern, daß ich es für meine Pflicht halten werde,

mein vielgeleſenes Blatt zum Organ ihres Rufes zu machen. Als Erſatz für kleine Zeitopfer genügen einige Freibillets und drei Thlr. Kourant."

Das iſt ja allerliebſt. Der Lump iſt übrigens in ſeinen Anſprüchen ſehr beſcheiden geworden. Für drei Thaler hätte er früher kein Lob feilgeboten.

(Zweiter Bedienter tritt herein.)

Bedienter.

Ein Billet an den Ritter Bogen von dem Redakteur der „Thalia" (ab.)

Brand.

Die Herrn ſcheinen ſich verabredet zu haben, um mir in die Hände zu arbeiten. (Lieſ't.) „So eben vernehme ich, daß Sie unſere Stadt wieder mit Ihrer Gegenwart beehrt haben und das kunſtliebende Publikum in den nächſten Tagen durch Ihre ausgezeichneten Leiſtungen in Entzücken verſetzen werden. Als Verehrer der Kunſt und Ihrer Perſon insbeſondere brauche ich nicht erſt zu verſichern, daß ich es für meine Pflicht halten werde, mein vielgeleſenes Blatt zum Organ ihres Rufes zu machen. Als Erſatz für kleine Zeitopfer genügen einige Freibillets und zwei Thaler."

Der thut es alſo noch einen Thaler billiger. Wahrlich, der Verhaftbefehl zuckt mir in der Taſche. Doch was mach' ich jetzt? Wie benutz' ich dieſe Dokumente am beſten, um die Kerle zu züchtigen? Soll ich ſie drucken laſſen? Das verbietet mir die Rückſicht auf meinen muſikaliſchen Freund, ſie würden ihn herunterreißen, daß er nicht wieder zu ſich käme. Halt! Ich werde die Herrn durch ſich ſelbſt blamiren. In den Brief des Dr. Beutel wickle ich einen Louisd'or und ſende ihn wie durch einen Irrthum an den Dr. Schneider; eben ſo ſpiele ich den Brief des Dr. Schneider dem Dr. Beutel in die Hände. Einen Louisd'or muß ich an Jeden verſchwenden, damit das Lob für meinen Freund recht reichlich ausfalle und die Rivalen gegenſeitig Stoff zur Eiferſucht haben. Wir wollen dann einſtweilen abwarten, welches Reſultat dieſe gegenſeitige Blamage haben wird. (ab.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

(Redaktionsbureau der „Eulalia".)

Hofrath Beutel. Druckereifaktor Bengel.

Beutel.

(Am Redactionstiſch in Papieren wühlend.) Bengel, Sie ſind doch ein wahres Schiff der Wüſte. Sie wiſſen ein für alle Mal, daß ich von ſolchen angehenden Poeten keine unbeſchwerte Zuſendungen annehme. Was ſoll ich nun wieder mit dieſer Gedichtſammlung? Es ſind ganz hübſche, ſogar ſchöne Sachen darin und aus dem Verfaſſer kann was Ausgezeichnetes werden; aber meint ſo ein Flaumbart, ich treibe die Kritik als Vergnügensſache? Wenn ich Einen berühmt machen ſoll, muß ich auch wiſſen, wofür. Frauenzimmer macht man berühmt für Liebesdienſte, Freunde für Kameradendienſte und Fremde für klingende Münze. Gehen ſie darauf nicht ein, ſo ignorirt man ſie oder reißt ſie gelegentlich herunter. Prägen Sie

ſich ein für alle Mal ein, daß man die Literatur wie jedes andere Geſchäft nur aus Spekulation treiben darf, und ſtudiren Sie meinen Freund Gutzkuchen.

Bengel.

Ich weiß das Alles ſchon, Herr Hofrath, aber gerade weil ich es wußte, glaubte ich im vorliegenden Fall eine Ausnahme machen zu dürfen, da mir der junge Mann ſehr talentvoll zu ſein ſchien und ich ihn als eine gute Acquiſition für Ihr Blatt betrachtete.

Beutel.

Sie ſind ein Schiff der Wüſte, ſag' ich. Solche junge Leute läßt man ſich bemühen, läßt man betteln um einen Platz für ihre Sachen. Und wenn Göthe und Shakespeare als junge Leute ſich an meine „Eulalia" drängten, ſie ſollten betteln wie der fadeſte Reimſchmied. Sie ſollten ihre Unterordnung unter meine Hand anerkennen und die Aufnahme ihrer Poeſien als Gnadenſache betrachten lernen. Wäre ich ſonſt auch verſichert, daß ſie nicht beim zweiten Gedicht ſchon Honorar forderten? Man muß feſte Grundſätze und Charakter haben, lieber Bengel, ſonſt kommt man nicht durch.

Bengel.

Sie haben Recht, Herr Hofrath, ich werde mich in Zukunft danach zu benehmen wissen.

Beutel.

Sind die Materialien zu der Lebensskizze Sr. Excellenz des Herrn Gesandten noch nicht angelangt?

Bengel.

Noch nicht.

Beutel.

Sehen Sie, derartige Schreibereien haben einen solidern Boden. Ein Orden ist doch auch keine Luftblase und das Weitere findet sich nebenbei. Es gibt da Thoren in der Literatur, die über so eine Excellenz schimpfen und fluchen wie über eine Pestilenz. Sie wittern überall einen „schlechten Kerl." Die Dummköpfe? Was ist ein schlechter Kerl? Wenn die Leute wüßten, wie haarschmal die Scheidewand ist, welche einen sogenannten schlechten Kerl von einem sogenannten braven Kerl trennt, sie würden sich hüten, so inhumane Rigoristen zu sein. Eine geläuterte Weltansicht wie die meinige führt zu humaneren Be-

urtheilungen und läßt Jeden in seiner Art gelten, wenn er nur das einzige und wahre Kennzeichen des ächten Menschenthums, nämlich Verstand hat. Für mich gibt es nicht brave und schlechte, sondern nur kluge und dumme Kerle. Für wen aber soll man klug sein in der Welt? für Andere? Dann müßte ja Jeder für sich selbst nur dumm sein, der Verstand wäre für ihn selbst überflüssig. Ergo —! Sie, lieber Bengel, gehören heute wieder zu den dummen Kerlen, sonst hätten Sie nicht bloß den jungen Poeten zur Einsicht gebracht, sondern auch dieses politische Gedicht abgewiesen, dessen Verfasser Ihnen als ein mißliebiger Opponent bekannt ist. Wollen Sie mein Blatt in ein übles Licht setzen?

Bengel.

Ich glaubte, daß es gegen den Quartalschluß hin günstig auf die Abonnenten wirken werde, wenn man ihnen einmal ein liberales Gericht vorsetzte.

Beutel.

Diese Praxis ist im Allgemeinen richtig, aber man macht dabei Unterschiede. Es gibt einen loyalen und einen illoyalen Liberalismus. Nur der

erſtere kann in meinem Blatte Aufnahme finden, obſchon Sie wiſſen, daß mir für mich loyal und illoyal ganz gleich iſt. So lang die Regierungen mehr gelten und mehr bieten können, als das Volk, nimmt man auch mehr Rückſichten auf ſie. Uebrigens wiſſen Sie ja, wie leicht man auch unſerm Volk mit Liberalismus genug thun kann, ohne illoyal zu ſein. Deßhalb weg mit ſolchen Opponenten! Und haben Sie nicht geſehen, daß der Menſch einen irreligiöſen Vers in mein Blatt hat einſchmuggeln wollen? (Emphatiſch.) Bengel, die Religion iſt mir heilig! (Es klopft.)

Bengel.

Herein! (Mit vielen Bücklingen tritt der Schneider Drath herein, eine Rechnung in der Hand, und nähert ſich dem Hofrath, welcher eine Feder ergreift und in ſchwerer Geiſtesarbeit zu ſein ſcheint.)

Drath.

Herr Hofrath —

Bengel.

Was haben Sie? Ein Gedicht?

Drath.

Sie verzeihen, es iſt eine reine Proſa.

Bengel.

Ein Beitrag für die „Eulalia"?

Drath.

Wenn Sie ihn aufnehmen wollten, so mögte das unter Umständen nicht zu meinem Nachtheil sein. Das Publikum würde nämlich daraus ersehen, daß ich erstens für sehr billigen Preis die elegantesten Kleider verfertige, und zweitens mitunter jahrelangen Kredit gebe, wie das jetzt wieder mit dem Herrn Hofrath der Fall ist.

Bengel.

Sie sehen, daß der Herr Hofrath sehr wichtige Geschäfte hat.

Drath.

Er kann kein wichtigeres Geschäft haben, als durch Bezahlung einer bereits zehn Mal abgewiesenen Rechnung endlich seine Ehre —

Beutel.

(Aufspringend und den Schneider mit donnerndem Pathos anfahrend.) Mensch! Sind auch Sie von dem irreligiösen Schwindel der Zeit mit fortgerissen? Kennen auch Sie nichts Heiliges mehr?

Mensch, wissen Sie, was Sie in diesem Augenblicke thun?

Drath.

Vollkommen, Herr Hofrath. Vielleicht nur in so fern bin ich im Irrthum, als ich Ihnen zugemuthet hatte —

Beutel.

Herr, beben Sie zurück vor einem Sakrilegium! Wissen Sie, daß ich eben beschäftigt bin mit einer Hymne an die Jungfrau Maria!

Drath.

Ich weiß, daß Sie sich viel mit der Jungfrau Maria beschäftigt haben, Herr Hofrath. Aber ich sehe keine Beleidigung der Jungfrau Maria darin, wenn man ihren Freund und Verehrer daran erinnert, ein ehrlicher Mann zu sein und seine Schulden zu bezahlen.

Beutel.

Das ist unerhört! Bengel, Ihre Druckergesellen! Doch nein, ich weiß ein anderes Mittel, die Irreligiösität zur Einsicht zu bringen. Entweder, mein Herr, verlassen Sie dieß Heilig-

thum auf der Stelle, oder in zweimal vierundzwanzig Stunden weiß die ganze Stadt, daß Sie ein irreligiöser Mensch sind, und keine Christenseele wird mehr ein Kleidungsstück bei Ihnen machen lassen. Wissen Sie, daß ich Hofrath, Redakteur eines vielgelesenen Blattes, vertrauter Freund hoher Diplomaten und Mitglied des h. Borromäusvereins bin?

Drath.

Herr Hofrath, bedenken Sie —

Beutel.

Kein Bedenken mehr! Entweder, oder!

Drath.

So werd' ich mir denn über einige Wochen wieder eine bescheidene Anfrage erlauben. Nicht wahr, Herr Hofrath? Empfehle mich gehorsamst, Herr Hofrath. (Will gehen).

Beutel.

Noch einen Augenblick! Ich werde Ihnen zeigen, daß ich religiöse Gesinnung zu achten weiß, sobald sie sich außer Zweifel stellt. Meine Muttergotteshymnen werden nächstens im Druck

erſcheinen. Hier iſt die Subſkriptionsliſte. Wollen Sie auf ein Dutzend Exemplare ſubſkribiren, ſo wird mir das ein Beweis ſein, daß Ihr Sinn für Religiöſität noch nicht —

Drath.

Ein Dutzend?

Beutel.

Für jedes Ihrer Familienglieder wird das Buch ein Segen und eine Zierde ſein.

Drath.

Ich habe nur zwei Kinder —

Beutel.

Sie nehmen Anſtand?

Drath.

Herr Hofrath — (er ſubſkribirt) Alſo bis nächſtens, Herr Hofrath. (Empfiehlt ſich).

Beutel.

Der Menſch hat mich da um das ſchönſte Gedicht gebracht, das mir jemals in den Sinn gekommen!

Bengel.

Sie ſind wenigſtens nicht ganz ohne Erſatz geblieben. Herr Hofrath, ich muß geſtehen, Sie wiſſen die Menſchen zu behandeln.

Beutel.

Nun, was das betrifft, ſo halten Sie ſich die Lehre von den klugen und den dummen Kerlen gegenwärtig. Sie aber, lieber Bengel, müſſen ſich savoir faire angewöhnen. Es iſt möglich, daß ich mitunter Ihnen für einige Tage die Redaktion übertragen muß. Alsdann darf wenigſtens in negativer Hinſicht — verſtehen Sie? — in negativer Hinſicht nichts verfehlt werden. Wenn Sie auch nicht immer wiſſen, was ich will, ſo müſſen Sie wenigſtens immer wiſſen, was ich nicht will.

Bengel.

Ich werd' es mir merken, Herr Hofrath, und mich der mir zugedachten Ehre würdig zu machen wiſſen. Apropos! Heute war der Menageriebeſitzer hier und beklagte ſich ſehr wegen des Berichts über ſeine Beſtien, den er bei Ihnen beſtellt hatte. Sie haben ihn nämlich mißverſtan-

den und in der „Eulalia" gesagt, die Bestien seien alle so wild, daß man Grausen in ihrer Nähe empfinde. Dadurch ist das Publikum so abgeschreckt worden, daß kein Mensch die Menagerie besucht, als höchstens die Polizei, welche die Sache für gefährlich gehalten. Der Menageriebesitzer behauptet, Ihnen gesagt zu haben, die wilden Bestien seien so zahm, daß man sich unter ihnen ganz einheimisch fühle.

Beutel.

Und? Sie sind ein Schiff der Wüste und können sich mit in die Menagerie stecken lassen. Da der Mann bezahlt hat, brauchten Sie mich mit solchen Lappalien gar nicht mehr zu inkommodiren. Was gehen mich die Bestien noch an? Setzen Sie in's nächste Blatt, sie seien durch einen Druckfehler wild geworden, sie seien aber in Wirklichkeit so zahm, daß man sich ganz einheimisch unter ihnen fühle. Das lassen Sie bezeugen durch den durchreisenden Sir William Spring, Gouverneur von irgend einer unentdeckten Insel. Was Sie für die Berichtigung erhalten, gehört Ihnen. — Hat der Wirth aus dem „Kaiser von

Oesterreich" keinen Champagner für mich geschickt?

Bengel.

Nichts gesehen.

Beutel.

So heben Sie im nächsten Blatt die Notiz hervor, daß der Prinz von Koburg im „Kaiser von Oesterreich" abgestiegen sei und, wie man vernehme, die Einrichtungen dieses Hotels außerordentlich belobt habe. Ein Bewillkommnungsgedicht für Se. Hoheit werd' ich Ihnen nachher geben. Apropos! Haben Sie erfahren, ob die „Thalia" mit dem Quartalschluß neue Abonnenten zu erwarten hat?

Bengel.

Man schimpft seit einigen Wochen gewaltig über das Blatt. Der Redakteur ist verliebt bis über die Ohren in die neue Tänzerinn und weiß über nichts Andres mehr zu schreiben, als über Liebe, Opern und Tänzerinnen.

Beutel.

Ich werde diesem Schandblatt den Todesstoß geben. Wie hat so ein junger Laffe es wagen

können, mit mir zu rivaliſiren? Es iſt nur die Verblendung des Publikums, was ſeinem vermeintlichen Talent ſo viel Theilnahme zugewandt hat. Ich werde den Leuten die Augen öffnen. Und ſo ein Menſch hat den Vorrang bei der ſchönſten Tänzerinn der Oper erhalten! Bengel, iſt das zu ertragen?

Bengel.

Das Frauenzimmer ſoll ſo verliebt in ihn ſein, daß ſie ihm die Hälfte ihrer Einnahme überlaſſen will, um ſeine Schulden zu bezahlen.

Beutel.

Donner und Teufel! Doch halt, das läßt ſich benutzen.

Ein Bedienter (eintretend).

Ein Brief vom Ritter Bogen an den Redakteur der „Eulalia." (Ab).

Beutel.

Ein Louisd'or? Der Mann iſt anſtändig. Bengel, die Ankündigung über die Ankunft des Ritters Bogen wird groß gedruckt. Doch, was eh' ich? Ein Bettelbrief von meinem Rivalen —

(Er umarmt den Faktor. Der Vorhang fällt).

Zweite Szene.

(Redaktionsbüreau der „Thalia.")

Dr. Schneider. Später Typus.

Dr. Schneider (allein).

Seit ich wegen des falschen Wechsels in der Residenz gesessen habe, beschäftigen sich alle Zeitungen mit mir. Ich bin ein Mann von europäischem Ruf geworden. Was etwa noch daran fehlt, werde ich durch eigne Lobartikel oder durch Vermittlung meines Freundes Grünschnabel nachholen. Hier im Ort glaubt man, ich sei wegen meiner „Stimmen aus dem Kerker" arretirt worden. Bin ich das nicht auch? Vor meinen Gedichten hat man Angst gehabt und sich deshalb hinter den falschen Wechsel gesteckt. Ich bin ein politischer Märtyrer, ein Märtyrer für die Sache des Volks. — Und das Volk darf mich verhungern lassen? Wer mir helfen kann, oder mir als Mittel dient, wo ich mir selbst helfen muß, der soll es sich zur Ehre anrechnen! So stellt sich die Sache. Und wenn ich die ganze Welt anpumpe, belüge und betrüge, man soll es sich zur Ehre anrechnen, von mir angepumpt, belo-

gen und betrogen zu werden. Heißt das Achtung vor dem Geiſt, vor dem Genie, wenn man ihm zumuthet, daß es ſich an das Exerzieren kleinlicher Philiſtertugenden verzettele? Schreibt mir da meine frühere Geliebte aus der Reſidenz einen Brief, als ob ich ein Hypothekenbewahrer ſei. (Lieſt): „Daß Du mich um meinen Ruf, meine Ruhe, mein Glück gebracht und im Stich gelaſſen, das vergebe ich Dir, da ich einen Menſchen Deiner Art hätte durchſchauen ſollen und einſehe, daß, wenn es noch ein Glück für mich gibt, dieß wenigſtens nicht bei Dir zu ſuchen iſt; aber daß Du ſchlechter Menſch mir meinen Schmuck und meine Kleider verkauft und mich nackt in die Welt geſtoßen haſt, dieſe Gemeinheit ſoll Dir wenigſtens nicht ſo hingehen.“ — Was ſind das z. B. für Geſinnungen? Statt ſich glücklich zu ſchätzen und in der Erinnerung zu ſchwelgen, daß ſie mit einem Mann meiner Art den Champagner des Lebens genoſſen, kommt das Frauenzimmer hinter mir hergelaufen und reklamirt den Pfropfen von der Flaſche. Pfui über ſolch ein weibliches Philiſterthum! Da iſt meine Tänzerinn ein anderes Weib! Das iſt ein Weib der Poeſie! Ha! Welche Wonne, an der Hand ſolcher üppi-

gen Hingebung ſich in das Meer des Lebens zu ſtürzen! Was ſie iſt und was ſie hat, das gehört mir, mit Wuth gehört es mir, und ihr größtes Glück iſt es, daß es mir gehört. Ich bringe ſie dahin, daß ſie mir ihre ganze Gage zur Verfügung ſtellt. Doch ſie darf nicht merken, daß ich gänzlich ohne Mittel bin, ſie darf keinen Eigennutz ſupponiren können. Hätt' ich nur ſo viel, um heute Abend die Waſſerpartie zu beſtreiten! Ob der Ritter Bogen noch nicht geantwortet hat? — Fanny, du biſt ein edles Weib! Wüßt' ich, daß deine Beine ewig jung blieben und beflügelt, oder könnt' ich ſie kapitaliſiren für ein ganzes Leben, bei meiner Ehre, du ſollteſt meinen Namen tragen.

Typus (eintretend).

Herr Doktor, wir haben wieder für die nächſte Nummer nicht eine einzige Spalte Manuſkript.

Schneider.

Iſt noch kein Brief vom Ritter Bogen angelangt?

Typus.

Bis jetzt nicht. Doch war Ihr Freund, der Dr. Grünſchnabel hier, um Ihnen einen

„sozialiſtiſchen" oder kommuniſtiſchen Aufſatz über die Anſprüche des Geiſtes zu bringen.

Schneider.

Grünſchnabel iſt ein ganz vernünftiger Kerl, er weiß Butter aus der Milch zu machen. Ich werde ſeinen Rath befolgen und mein Blatt in Zukunft ſozialiſtiſch umgeſtalten. Man iſt mit den vielen Liebesgedichten und Kunſtartikeln nicht mehr zufrieden.

Typus.

Es waren mehrere Leute hier, die nicht weiter abonniren wollten, wenn das Blatt nicht eine andre Richtung nähme.

Schneider.

Soll geſchehen. Der „Sozialismus" iſt zeitgemäß und mit ihm laſſen ſich jetzt die beſten Geſchäfte machen. Man gewinnt den Ruf als Vertreter der „neueſten Richtung," man ſteht als Beglücker der Menſchheit da, man befeſtigt ſeinen Kredit, man gewinnt ſogar Einfluß auf das Volk und kann zugleich der Welt im Speziellen auseinanderſetzen, in welches Mißverhältniß ſie ſich zum Geiſt geſtellt hat. Die praktiſchen Folgen

von allem Dem werden ſich in meiner Börſe geltend machen. Schicken Sie zu meinem Freund Grünſchnabel und laſſen Sie ſeinen Artikel für das nächſte Blatt holen. Ich werde Ihnen ſpäter auch eine Ode an die Menſchheit zuſtellen. Haben Sie nicht gehört, ob die „Eulalia“ mit dem Quartalſchluß neue Abonnenten zu erwarten hat?

Typus.

Es heißt allerdings ſo.

Schneider.

Ich werde den Spekulationen des ſaubern Hofraths einen Riegel vorſchieben. Wie kann das Publikum ſeine Sympathie einem Menſchen zuwenden, der von Anſichten eben ſo bornirt als von Geſinnung gemein iſt? Von der neueſten Richtung hat der Menſch nicht eine Ahnung, und hätte er ſie, er würde gar nicht wagen, davon zu ſprechen. Ich werde ihm mit dem Sozialismus in einem einzigen Quartal den Garaus machen. Meinen Sie nicht, Typus?

Typus.

Ich weiß nicht, Herr Doktor, ich bin nicht über Alles aufgeklärt, was Sie unter dem Sozialismus verſtehen, denn es werden mit dem

Wort jetzt allerlei Sachen neu getauft, die vernünftige Leute früher einfach zur Politik oder zum Leben rechneten.

Schneider.

(Für sich): Da kann ich schon gleich Propaganda machen. (Laut): Ich will ihn Ihnen erklären. Sozialismus ist die „Wissenschaft", ohne Bourgeois zu leben, ohne Geld Champagner zu trinken, ohne Ehe zu lieben, einstweilen ohne Freiheit glücklich zu sein und später ohne Staat die menschliche Gesellschaft einzurichten. Wie gefällt Ihnen das?

Typus.

Das hört sich für den Plebs schon ganz amüsant an. Aber wie Sie das Alles fertig bringen und wie Sie namentlich ohne Freiheit glücklich sein und ohne Staat die Menschen zusammenhalten wollen, das begreif' ich nicht. Auch weiß ich, daß Sie vor acht Tagen noch für Provinzialstände schwärmten und den „Staat" Ihres „allergnädigsten Königs" für den Musterstaat erklärten.

Schneider.

Diese schnelle Wandlung meiner Ansichten

zeugt ja eben um ſo mehr für die Richtigkeit der jetzigen, den früheren gegenüber.

Typus.

Ich gratulire Ihnen zu ſolcher Gewandheit in der Ausbildung Ihrer Anſichten. Andre fühlen aber eine gewiſſe Scheu, eine ſo ſchnelle Wandlung mitzumachen, denn Ueberzeugungen ſind keine Kleider. Der Glaube an die Wahrheit fehlt, und es macht einen fatalen Eindruck, wenn ſo ſchnell erworbene neue Anſichten ſich gleich mit Anmaßung in den Vordergrund drängen und bei Andren Bekehrung erzwingen wollen.

Schneider.

Fühlen Sie das wirklich? Nun, wenn Sie glauben, daß dieß zu ſehr hervortritt, ſo wird mein Freund Grünſchnabel die Sache einleiten. Der iſt heute loyaler Unterthan und morgen genügt ihm die Republik nicht mehr, und übermorgen macht er die Leute glauben, von Kindsbeinen an ſei er über die Republik hinaus geweſen und Fourrier habe ſeine Ideen nur antizipirt, ja der ſei an ihm ſchon vor ſeiner Geburt zum Plagiarius geworden. Mein Freund Grünſchnabel ging als Konſtitutioneller zu Bette, fiel über die

Republik weg am Morgen auf den Kopf und ſtand friſchweg als ſtaatfreſſender Sozialiſt wieder auf. Sie ſehen alſo, daß die Entwickelung kein Hexenwerk iſt.

Typus.

Herr Doktor, offen geſprochen, ich halte Ihren Freund Grünſchnabel für einen Lumpenkerl, der jede Form oder Maske anzunehmen weiß, gar keine eigne Ueberzeugung hat, nur Alles aufgreift, was en vogue iſt, mit Allem nur Geſchäfte macht und ſeinen unverſchämten Dünkel füttert.

Schneider.

Was? Und wofür halten Sie mich denn?

Typus.

Für einen dito und nebenbei für einen Schuft!

Schneider.

Typus, Sie ſind ein genialer Menſch! Geben Sie mir die Hand. Solche kühne Scherze zeugen von einem ungewöhnlichen Kopf und ich laſſe ſie mir von einem Ebenbürtigen gern gefallen.

Typus.

Einem Lumpenkerl gebe ich meine Hand nicht und wenn ſie auch von Druckerſchwärze beſchmutzt iſt. Suchen Sie ſich einen andern Faktor, ich werde noch heute dieſe Schandwirthſchaft verlaſſen.

Wenn es Ihnen gleich iſt, was Sie ſchreiben, ſo iſt es mir nicht einmal gleich, was ich drucke.

(Ab.)

Schneider.

J! Das iſt ja vortrefflich, daß man dieſen dummen Menſchen bei Zeiten kennen lernt und los wird. Die Kerle ſcheinen hier gar nicht eingeſchult zu ſein. Doch weg damit. Fanny, Fanny, hätt' ich nur zwei Thaler, um heute Abend die Waſſerpartie zu beſtreiten!

Ein Bedienter (eintretend.)

Ein Brief vom Ritter Bogen an den Redakteur der „Thalia." (ab.)

Schneider.

Ein Louisd'or! Bei meiner Liebe, der Ritter hat Lebensart. Doch wie? Was für ein Brief iſt das? Ein Bettelbrief von dem Hofrath? Und dieſer Louisdor etwa für ihn beſtimmt? Oder deutet der Louis'dor und der Brief auf eine Abſicht des Zuſenders hin? Ich werde ſo frei ſein, ſie zu deuten. Das wird ja eine herrliche Komödie werden. Den Louisd'or werde ich behalten und den Brief ſoll die ganze Welt zu leſen bekommen.

Dritter Aufzug.

Erſte Szene.

Bogen und Brand im Gaſthof beim Frühſtück.

Brand.

Jetzt, mein Freund, iſt es Zeit, daß ich Sie über einen Spaß aufkläre, den ich meinen beiden Arreſtanten in spe eingefädelt habe. Nachdem ich vorgeſtern mein Amt als Ihr Geheimſekretair kaum übernommen hatte, langten ſofort wie auf Verabredung ein Paar Bettelbriefe hier an. Im einen machte ſich der Redakteur der „Eulalia“ für drei, im andern der Redakteur der „Thalia“ für zwei Thaler anheiſchig, Ihre Ankunft und Ihr Lob in die Welt auszupoſaunen. Ich kam auf den Einfall, die Briefe zu verwechſeln, ſteckte in jeden einen Louisd'or und ſandte das Billet der „Thalia“ an die „Eulalia,“ das Billet der „Eulalia“ an die „Thalia,“ Was erfolgt? In beiden Blättern werden Sie heute mit großen Buchſtaben für wenigſtens ſechs Louisd'or gelobt, und um dem Spaß die Krone aufzuſetzen, hat

jeder der beiden Redakteure, die ſich aus Brodneid anfeinden wie die Spinnen, den Bettelbrief des Andern mit folgenden einleitenden Worten abgedruckt: „Bis zu welcher Ehrloſigkeit es heutzutage manche ſogenannte Vertreter der Literatur gebracht haben, wie ſchamlos ſolche Wegelagerer mitunter die Schwachheit und Güte anderer Menſchen mißbrauchen; wie bodenlos gemein ſie ihr Handwerk treiben und welche Schande ſie über den edlen Stand zu verhängen ſich nicht entblöden, in den ſie ſich ohne allen Beruf hineingedrängt haben, davon mag folgender Bettelbrief, welcher durch einen glücklichen Zufall in die Hand der Redaktion gerathen iſt, Zeugniß ablegen.“ — Nun, mein Freund, denken Sie ſich das Skandal in der ganzen Stadt und denken Sie ſich die Augen, mit welchen die edlen Herren gegenſeitig ihre Blätter geleſen haben.

Bogen.

Ich habe ein Gefühl, als ob mich der Schlag rührte. Das iſt doch was Unerhörtes!

Brand.

Jetzt frag' ich Sie nochmals, ob ich Unrecht hue, wenn ich die Menſchen verhaften laſſe?

Bogen.

Sie thun Recht, vollkommen Recht. Ich muß das zugeſtehen, obſchon ich jetzt eben ſo bei der Verhaftung intereſſirt bin, wie früher bei der Freigebung, denn bleiben die Kerle auf freiem Fuß, ſo werden ſie mich ihr Prangerſtehn entgelten laſſen.

Brand.

Davor könnten Sie immer ruhig ſein. Wenn Sie ihnen ſchrieben, daß ein Verſehen das Skandal verſchuldet habe, und als Pflaſter Jedem einen neuen Louis'dor auf die verwundete Ehre legten, Sie würden noch mehr gelobt werden, als früher.

(Der Hofrath Dr. Beutel, Redakteur der „Eulalia," wird angemeldet.)

Bogen.

Wie fertigen wir den Menſchen ab?

Brand.

Jetzt wird der Spaß erſt ſeine wahre Höhe erreichen. Halten Sie ſich ſo lang wie möglich feſt und dumm. Ich gehe in die Nebenſtube und werde im rechten Augenblick dazwiſchen treten.

(Ab.)

Beutel (eintretend.)

Ich habe wol den Herrn Ritter Bogen vor mir?

Bogen.

Aufzuwarten.

Beutel.

Mein Herr, ein Ehrenmann steht vor Ihnen, um seine gekränkte Ehre zu vertreten.

Bogen.

Ein Ehrenmann steht vor mir? Wir Beide sind ja allein im Zimmer.

Beutel.

Mein Herr, besinnen Sie sich. Ich bin der Hofrath Dr. Beutel, Redakteur der „Eulalia."

Bogen.

Daran zweifle ich nicht. Was wünschen Sie, Herr Hofrath?

Beutel.

Mein Herr, Sie sind selbst ein Ehrenmann und als solcher werden Sie wissen, wozu Sie einem andern wegen eines angethanen Schimpfs verpflichtet sind.

Bogen.

Das weiß ich allerdings. Doch wie paßt das hierher?

Beutel.

Entweder begreife ich Sie nicht, oder Sie wollen mich nicht begreifen.

Bogen.

Bei ſolcher gegenſeitigen Schwierigkeit des Begreifens werden wir denn ſchwerlich zu etwas Weiterm gelangen.

Beutel.

Ich hoffe doch, und werde mich näher aus-ſprechen. Mein Herr, Sie haben meine Ehre ſchwer gekränkt und dafür muß mir Genugthuung werden.

Bogen.

Da ſtehen wir ja noch an demſelben Fleck. Wie ich Ihre Ehre kränken kann, das iſt ja eben, was ich nicht begreife.

Beutel.

Was Sie nicht begreifen? Mein Herr, Sie werfen ſich auf Ausflüchte? Sie wollen es nicht

wiſſen, daß Sie den Brief, welchen ich im Enthuſiasmus für Ihre Kunſt an Sie geſchrieben, meinem Todfeind in die Hände geſpielt haben, um mich und den Literatenſtand vor aller Welt an den Pranger ſtellen zu laſſen?

Bogen.

Wenn Sie in dem Brief etwa geſchrieben hätten, Sie würden mich, wie es eines Literaten würdig ſei, nicht für Geld und nur dann loben, wenn ich es verdiene, würden Sie und Ihr Stand alsdann an den Pranger geſtellt ſein? Schwerlich. Folglich muß das Prangerhafte im Brief ſelbſt liegen.

Beutel.

Sie wollen einen neuen Schimpf auf den alten häufen? Herr Ritter, ich fodre Genugthuung, vollſtändige Genugthuung.

Bogen.

Welche Genugthuung fodern Sie?

Beutel.

Welche? Mein Herr, ich betrachte Sie als einen Ehrenmann. Sie werden es am Beſten

würdigen können, wie ſehr — was dazu gehört — wie ſchwer eine Ehrenkränkung wiegt. —

Bogen.

Wünſchen Sie Piſtolen?

Beutel (lächelnd.)

Piſtolen! Der Ausdruck iſt, wie Sie wiſſen, doppelſinnig. Meine Sinnesart würde ſich ſtets für die humanſte Weiſe der Genugthuung entſcheiden.

(Der Dr. Schneider, Redakteur der „Thalia," wird angemeldet.)

Bogen.

Da wird ſich's um eine neue Genugthuung handeln. Wo werde ich genug Piſtolen hernehmen?

Schneider (eintretend.)

Herr Ritter Bogen?

Bogen.

Steht vor Ihnen.

Schneider.

Ich komme, um Satisfaction zu fodern für den Schimpf, den Sie mir angethan haben.

Bogen.

Davon weiß ich nichts.

Schneider.

Sie haben meinen Brief, welchen ich im Enthusiasmus für die Kunst an Sie geschrieben, diesem Herrn, meinem Feinde, in die Hand gespielt, um mich und in mir den Literatenstand an den Pranger zu stellen.

Bogen.

Das ist ja allerliebst. Dieser Herr stellt die nämliche Foderung und aus denselben Gründen. Ich will Ihnen was sagen, meine Herrn. Mir scheint es, daß Sie, wenn Sie durchaus von Genugthuung sprechen wollen, dieselbe zunächst Jeder sich selbst und dann der Eine dem Andern schuldig sind. Der Schimpf, wovon Sie sprechen, geht nur von Ihnen selbst aus und ich muß Ihnen gestehn, daß ich mich darüber freue, sofern Sie sich dadurch in Ihrer wahren Gestalt gezeigt haben.

Beutel. Schneider.

Mein Herr, wir werden uns gegen Sie vereinigen. Sie sollen uns Genugthuung oder Entschädigung zu Theil werden lassen.

Bogen.

Ich entſcheide mich für die Genugthuung. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Sekundanten präſentire. (Er ſtellt ihnen Brand vor, der zum großen Erſtaunen der beiden Herren eben eintritt.)

Brand.

Ich meine, die Herren ſchon öfter geſehen zu haben.

Beutel.

Es wäre möglich —

Schneider (verlegen).

Wüßte mich nicht zu erinnern —

Brand.

Es würde mich ſehr freuen, wenn ich mich irrte, denn ich habe früher ein Paar ſogenannte Literaten gekannt, die im Aeußern viel Aehnlichkeit mit Ihnen hatten, aber ausgemachte Lumpen waren.

Beutel.

Allerdings drängt ſich manch unwürdiges Subjekt in unſern Stand. Aber was läßt ſich dagegen thun?

Brand.

Ich kenne Leute, die ſich Literaten nennen und

nicht würdig ſind, den Sauſtall zu miſten; Menſchen, die ihr Bischen Talent nur als Freibrief betrachten, um ſich von jeder Pflicht der Ehre und der Ehrlichkeit loszuſagen; Menſchen, die eben ſo wenig Ueberzeugungen haben, als Ehre, und deren Feder für Geld jeder faulen Sache und jedem Schurken zur Dispoſition ſteht; Menſchen, deren Geſinnung ſich in jeder Lage zurechtzufinden und deren Feder Alles und Jedes auszubeuten weiß, wo es gilt, ein Paar Thaler einzuſacken oder literariſchen Wind zu machen; Menſchen, die ſich heute wie Strauchräuber auf den Vorübergehenden werfen, um ihm durch angedrohten Tadel Geld abzupreſſen, und morgen ſich den Mächtigen unter die Abſätze drängen, um als kammerjunkernde Lobhudler ein Paar Broſamen der Gnade zu erhaſchen. Ja, ich kenne Exemplare, die ſogar zu offenen Schurken geworden ſind. Maßloſe Genußſucht und Prätenſion von der einen, leichtfertige Ehrvergeſſenheit und Geſinnungsloſigkeit von der andern Seite — ſo ausgeſtattet, werfen ſie ſich ins Leben, winden ſich durch alle Winkel und Schliche durch, reiſen unter falſchen Namen, meſſen die Tiefe aller Taſchen, betrügen alles Vertrauen, beuten alle Eitelkeiten aus, kurzum treiben Alles

und Jedes, nur nichts Ehrenhaftes, und ſtehen zuletzt als offene Beutel-Schneider da. Sie wären total verloren, wenn nicht die hohe Reaktion noch Redakteurſtellen zu beſetzen hätte, wozu man noch gut genug iſt, wenn man von der Galeere kommt.

Beutel. Schneider.

Ja es iſt traurig, daß unſerm Stand ſolche Menſchen beigezählt werden können.

Brand.

Nicht wahr? Es iſt aber mehr, als traurig. Es iſt ſogar empörend. Denn ſolche Subjekte diskreditiren nicht nur den Literatenſtand, ſondern ſie bieten auch den Dienern der Reaktion vortrefflichen Stoff, um diejenige Sache zu diskreditiren, welcher der Literatenſtand ſich hauptſächlich weihen ſoll, nämlich die Volksſache. Das, meine Herren, iſt es, was empört und was die Pflicht hervorruft, jene Unwürdigen ſchonungslos zu demaskiren und aus dem Tempel zu werfen. Meinen Sie nicht auch?

Beutel.

Sie ſprechen mir aus der Seele. Doch ſeh' ich recht? Indem Sie bei Ihrer Expektoration

in Feuer geriethen, war es mir, als erkennte ich in Ihnen einen alten Freund, den nichts so sehr charakterisirte und kenntlich machte, als seine edle Entrüstung gegen Gemeinheit und Servilismus. Sind Sie nicht der frühere Schriftsteller Brand?

Schneider.

Jetzt glaub' ich Sie ebenfalls wiederzuerkennen.

Brand.

Glauben Sie wirklich? Ich bitte, betrachten Sie mich doch genau. Sehen Sie das Profil; sehen Sie jetzt das Gesicht von oben, dann von unten; nun lasse ich das Fensterlicht gerade ins Auge fallen, dann auf die Seite der Nase; betrachten Sie meine Zähne, mein Haar, meinen Ohrlappen. Finden Sie sich jetzt bald zurecht?

Beutel.

Auf Ehre, es ist der Brand! Alter Freund —

Schneider.

Freund —

Brand.

Halt! Sie verkennen mich, meine Herren, sonst würden Sie wissen, daß ich meine Muttersprache

nicht unter die Füße treten laſſe. Wiſſen Sie, was Freund heißt? Ich will mich zu erkennen geben. Sehen Sie her: Ihr alter „Freund" Brand, den Sie ſo ſchwer wiedererkannten, hat Sie beſſer im Gedächtniß behalten. Er hat Ihnen hier einen Akt der Erinnerung mitgebracht, den das Gericht ausgefertigt. Ich werde Sie beide als meine Schuldner verhaften laſſen, um Sie im Intereſſe der Literatur unſchädlich zu machen. Sie beide ſind die erſten Muſter der Muſterkarte, welche ich Ihnen vorgeführt habe. Sie ſind der Abſchaum aller ſogenannten „Literaten", die ich kenne, Sie ſind — kurz Sie ſind ſo geſunken, daß Sie verdienten, als Redakteurs der Augsburger oder gar der Preuß. Allg. Zeitung und des „Rheiniſchen Beobachters" engagirt zu werden.

Beutel.

Aber wie? Verehrter —

Schneider.

Seien Sie billig, ſeien Sie —

Brand.

Gerecht! Nicht wahr? Ich werde gerecht ſein! Sie kamen hierher, um Genugthuung für den Lite-

ratenſtand zu holen. Ich werde Ihnen die Mühe abnehmen. In einer Stunde ſitzen Sie auf dem Thurm und können dort Betrachtungen über die Ehre des Literatenſtandes anſtellen.

Bogen (heimlich zu Brand).

Aber Sie gerathen in Hitze, Sie werden grauſam.

Beutel.

Verehrter Herr, (denn Freund wollen Sie nicht mehr genannt ſein,) erlauben Sie, ehe Sie verurtheilen, erſt ein Wort der Verſtändigung. Sie kennen die Welt und kennen die Menſchen, Sie wiſſen, in welche Lagen auch der Beſte gerathen kann und welche Einwirkung die Verhältniſſe auf den Menſchen haben. Sie ſelbſt ſind im Literatenſtand —

Brand.

Ich will Ihnen was ſagen. Ziehen Sie durch die Welt und geben Sie ſich für einen *ſchen Diplomaten, einen Geheimrath, einen Polizeiminiſter oder eine noch höhere Perſon aus und begehen Sie dann alle ſchlechte und perfide Streiche, die Sie nur ausſinnen können. Sie werden dann nicht aus der Rolle fallen, Sie werden keinen Stand

beſchimpfen, ſondern nur charakteriſiren, und ich werde ſagen, daß Sie ein gutes Werk gethan, indem Sie diejenigen, welche ſich durch ihre Stellung gegen alle Verantwortlichkeit zu ſchützen wiſſen, wenigſtens in einer Rolle bloßgeſtellt, welche nicht vor Pranger und Zuchthaus ſicher iſt. Aber daß Sie, indem Sie gemeine Streiche begehen, ſich Literaten nennen, daß Sie die Vertreter des öffentlichen Geiſtes und der Volksgeſinnung durch ſolche Bloßgebungen den legitimen Schurken in die Hände liefern, das iſt es, wofür Sie büßen ſollen. Kein Schriftſteller ſoll ſchlechter ſein, als ſeine Feinde, und als ſeine Feinde ſoll jeder Schriftſteller von Ehre Alles betrachten und behandeln, was nicht für Volk und Freiheit iſt. Das iſt es, was ich will. Jetzt meſſen Sie ſich nach dieſem Maßſtab.

Schneider.

Ich werde Ihren Maßſtab mit Freuden anerkennen und doch mögte ich mir im ſpeziellen Fall Einwendungen erlauben. Ich mögte Ihren Blick auf die Verwirrung und die tauſend Mißverhältniſſe nicht bloß in unſern politiſchen, ſondern namentlich — in unſern ſozialen Zuſtänden hinlenken. Wenn man vom Standpunkt des „So-

zialismus" aus die Dinge und die Menſchen ins Auge faßt, dann wird es ſchwer, irgend Jemanden zu verurtheilen.

Brand.

Es iſt ſehr naiv, daß Sie ſich in den ſogenannten „Sozialismus" retiriren wollen. Den ungebildeten armen Teufel, der aus Noth ſchlecht wird, einen Reichen beraubt oder gar todtſchlägt u. ſ. w., einen ſolchen beurtheile ich nach anderm Maßſtab, als dem kriminaliſtiſchen oder moraliſchen; jedoch einem Menſchen, der Fähigkeit und Gelegenheit genug hat, ſich und Andern zu nützen, ohne ſeine Moral und Ehre bloßzuſtellen, einem ſolchen Menſchen ertheilt, wenn er gewiſſenlos Alles mit Füßen tritt, auch der „Sozialismus" keine Amneſtie. Aber ſo machen's die Herren. Das Höchſte und das Beſte kultiviren ſie mit erlogenem Eifer, wenn es einen Schlupfwinkel für ihre perſönliche Nichtswürdigkeit darbietet, und das Höchſte und das Beſte würdigen ſie mit Bewußtſein herab durch die Motive ihrer Theilnahme. Die Lagen, in welche Andere ohne ihre Schuld gerathen, ſchaffen Sie ſich mit Vorausſicht, indem Sie zugleich vorausſehen, daß Sie ſich durch Gewiſſenloſigkeit daraus befreien werden. Und das

soll Ihnen ein Recht geben, sich auf die Verkettung der Gesellschaftslage zu berufen und sich unter die Fahne des „Sozialismus" zu retten? Mein Herr, Sie sind nicht werth, das Wort „Sozialismus" nur in den Mund zu nehmen. Für das Unglück soll man ein Herz haben, für die Gemeinheit aber Fußtritte!

Schneider.

Sie sind hart, Sie berücksichtigen nicht —

Beutel (für sich:)

Jetzt werd' ich ihn bei seiner schwächsten Seite fassen. (Laut:) Wo es sich um die Entscheidung handelt, ob Vorwürfe, die man einem Literaten macht, gerecht seien oder nicht, da sollte man vor allen Dingen Eins in's Auge fassen, was auf den Literaten mehr einwirkt, als auf das Kind die Erziehung und auf die Pflanze die Luft. Ich meine die Zensur, die schändliche Zensur!

Brand.

Die Zensur? Wie kommen Sie auf die Zensur? Unter Preßfreiheit würden Leute Ihres Schlages ja gar nicht Schriftsteller haben werden können.

Beutel.

Wenn ich das zugestehen wollte, so würde ich

damit nur meine Behauptung unterſtützen. Ich weiß mich der Zeit zu erinnern, wo Sie täglich mit bitterſter Entrüſtung ſich über die demoraliſirende Wirkung der Zenſur ausſprachen. Sie wiſſen es ſo gut wie wir, daß die Zenſur zuerſt zum Stylkünſtler, dann zum Heuchler, dann zum Feigling, und, wenn nicht ein großer Vorrath von Charakterſtärke vorhanden iſt, zum ſchlechten Menſchen macht. Ohne es zu merken und zu wollen, nimmt man ihre Wirkungen täglich in ſich auf, man lernt etwas ſein, was man nicht war, und verliert das Gute, das man hatte. Von den Mitteln der Gewalt gedrängt, hin und her gezerrt, mürbe gemacht und demoraliſirt, verliert man ſein eignes Selbſt, und ein Menſch, der zum Oppoſitionsſchriftſteller geboren war, endet vielleicht als Serviler. Ein Menſch, der lange Zeit unter Zenſur geſchrieben, wird zu Allem fähig. Nehmen Sie dieß Geſtändniß als aufrichtig an.

Schneider.

Ja, bei Gott, das iſt wahr!

Brand.

Es iſt wahr! Ja, ich gebe zu, daß es wahr iſt. Aber wer befiehlt einem Menſchen, ſein Leben

lang unter Zenſur zu ſchreiben? Warum nicht lieber Stiefelputzer werden, als immer unter Zenſur ſchreiben? Doch, ich werde nicht ungerecht ſein. Mit der Zenſur haben Sie im Ganzen Recht. Ich werde meinen Verhaftsbefehl zerreißen, aber nur unter einer Bedingung. Die Schreibfinger kann ich Ihnen nicht abhauen; aber Sie dürfen und ſollen wenigſtens die Stellung nicht beibehalten, welche Sie ſo nichtswürdig kompromittirt haben. Sie verſprechen mir vor dieſem Zeugen, der Eine, daß er die Redaktion der „Eulalia," der Andre, daß er diejenige der „Thalia" am Ende des Quartals niederlegen und nie mehr übernehmen werde, beide aber verſprechen, daß ſie nie wieder ein neues Blatt gründen wollen! Unter dieſer Bedingung, von welcher ich nicht abgehen werde, ſchenke ich Ihnen Ihre Freiheit und meine Schuld.

Beutel. Schneider.

Wir verſprechen es.

Brand.

So möge in Zukunft ein beſſerer Geiſt Sie geleiten. (Mit Bogen ab.)

Beutel.

Mein Genius, du haſt mich nie verlaſſen und wirſt mich nie verlaſſen. Reibe dir die Augen, mein Genius, um in die Zukunft zu blicken; und dieſen moraliſirenden, bornirten „Ehrenmann," der unter Umſtänden daſſelbe geworden wäre, was ein Andrer, möge der Teufel holen. Er ſpreizt ſich mit Eigenſchaften, die gar nicht ſein eigen ſind, und deren eigentlichen Werth er erkennen würde, wenn er — mehr Verſtand hätte. Die klugen Kerle ſollen leben!

Schneider.

Die Umſtände trennen und verbinden die Menſchen. Es kommt mir jetzt vor, als ſeien wir Beide ſtets Freunde geweſen.

Beutel.

Wir ſind Freunde, „ſo lang es dauert." Zuvörderſt aber werden Sie anerkennen, daß ich es bin, der uns beide aus dieſer fatalen Situation gerettet hat. Der Brand iſt ein ganz malitiöſer Kerl.

Schneider.

Wenn Sie den Strick durchſchneiden, an welchem Sie ſelbſt aufgehängt ſind, ſo erwerben Sie

ſich um Den kein Verdienſt, der zufällig mit daran hängt.

Beutel.

Lehrt das etwa der Sozialismus? Das Durchſchneiden aber? Das iſt's ja eben!

Schneider.

Uebrigens kommt nichts dabei heraus, wenn wir lang unterſuchen, wer den Strick durchgeſchnitten hat. Die Hauptſache iſt jetzt, daß wir trotz dem Durchſchneiden des Stricks unſre Blätter verlieren.

Beutel.

Wirklich? Was Sie nicht Alles wiſſen!

Schneider.

Sie werden doch Ihr Verſprechen haten wollen? Er würde uns unfehlbar einſtecken laſſen, wenn wir es nicht thäten.

Beutel.

Ich werde mein Verſprechen halten, beſſer halten, als wenn ich ein Landesvater, — ich wollte ſagen, ein „Sozialiſt" wäre, und doch werde ich Redakteur bleiben.

Schneider.

Wie?

Beutel.

Was haben Sie verſprochen?

Schneider.

Die Redaktion der „Thalia“ niederzulegen und kein neues Blatt mehr zu gründen.

Beutel.

Haben Sie damit auch verſprochen, die Redaktion meiner „Eulalia“ nicht zu übernehmen?

Schneider.

(Ueberraſcht.) Und Sie würden die „Thalia“ übernehmen?

Beutel.

Verſteht ſich!

Schneider.

Jetzt muß ich Ihre Superiorität in der Lebensweisheit anerkennen!

Beutel.

Es bleibt alſo dabei: wir tauſchen.

Schneider.

Wir tauſchen, und der Brand iſt gepreſſt. Jetzt laſſen Sie uns bis zum Quartalſchluß Freundſchaft halten.

Beutel.

Und dann umarmen wir uns auf ewige Feindſchaft! (Sie umarmen ſich.)

Politiſche und unpolitiſche

Fahrten und Abenteuer.

Von

K. Heinzen.

Zweiter Band:

Neuere Fahrten oder Politiſche Romantik.

Mannheim.
Bei Heinrich Hoff.
1846.
Selbſtverlag des Verfaſſers.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

I. Feldzug gegen einen teutſchen Kaiſerprätendenten 297

II. Eine Winterfahrt von Brüſſel nach der Schweiz 323

III. Ausflug von Zürich nach dem Wallenſee. Ein * ſcher Geheimrath und die Schweizer . . 397

IV. Der polniſche Hannibal, am Waſſerfall bei Schaffhauſen 437

V. Lord Waterford auf dem Kölniſchen Karneval 472

VI. Die Anadyomene des Bodenſee's 492

I.

Feldzug gegen einen teutſchen Kaiſer-prätendenten.

Der Kelch der politiſchen Romantik wurde mir zuerſt dargeboten, als meine ſpröde Natur ſich, aus Furcht vor übertriebenen Zärtlichkeiten der preußiſchen Juſtiz und Polizei, auf belgiſchem Gebiet von Köln aus in Sicherheit brachte. Ich habe dieſe Sicherheitsreiſe in dem Kapitel „Politiſche Romantik" beſchrieben, welches man, wenn man ſich für dieſe Art Reiſeliteratur intereſſirt, in der bei Leske zu Darmſtadt erſchienenen Schrift „Mehr als zwanzig Bogen" nachleſen kann. Der hier folgenden Reihe von Reiſeſkizzen hätte ich das erſte Bild, welchem ſie ſich anſchließen, gern in etwas anderer Geſtalt voraufgehen laſſen, um die zuſammengehörenden Theile unter Eine Ueber-

ſicht zu bringen; leider aber gehört daſſelbe zu den Erſcheinungen, welche in Teutſchland von Polizei wegen nicht zum zweiten Mal auftauchen dürfen. Man hat auch dieß harmloſe Buch verboten und den Beweis geliefert, daß man in unſerm romantiſchen Vaterland nicht einmal mehr ungeſtraft romantiſch ſein dürfe, wenn man ſeine Romantik nicht aus dem offiziellen Vorrath bezieht. Ja, man hat ſogar behauptet, jene Schrift — ſie wurde in Zeit von vier Wochen und in unverbitterter Laune komponirt — gehöre zu den böswillig angelegten Sprengern, ſie „wolle den Umſturz und athme inſonderheit giftigen Haß und Hohn gegen die teutſchen Regierungen, namentlich gegen die Königl. Preußiſche.“ Ich ſchwöre bei meiner Loyalität, daß ich an die „teutſchen Regierungen“ damals gar nicht gedacht habe, da meine Gedanken ſich faſt einzig mit der „preußiſchen“ beſchäftigten. Gegen die letztere aber „Haß und Hohn zu athmen“, wie ſollte meine unſchuldige Lunge dazu gekommen ſein? Ging ich doch bei der Herausgabe jener „Mehr als zwanzig Bogen“ nur von der Unterſtellung aus, ich werde beim Erſcheinen derſelben mit der Fortſetzung meiner romantiſchen Studien in den Kaſematten zu Weſel oder Ehren-

breitstein beschäftigt sein. Und wie sollte ich mich der Gefahr aussetzen wollen, noch als Gefangener meiner angestammten Regierung des „Haß- und Hohn-Athmens" gegen dieselbe beschuldigt zu werden? Vollends aber des „giftigen Athmens"! Will man die Schriftsteller etwa gar zu den Lindwürmern und Klapperschlangen klassifiziren? Die Thiere, welche von den Klapperschlangen angeathmet werden, vermögen nicht mehr von der Stelle zu gehen. Ist es vielleicht diese Erscheinung, welche uns auf das tertium comparationis führen muß, da gewisse Leute ebenfalls nicht von der Stelle rücken, es sei denn nach Hinten? O hätten wir gewußt, daß euch unser Athem fesselte, wir würden ihn gern eingehalten haben. Aber ließet ihr uns nicht lieber ersticken, als zum freien Athmen gelangen? So ist es denn sehr natürlich, daß der verhaltene Athem sich mit einigem Stickstoff schwängert und die Klapperschlangen sich zu mehren beginnen. Wenn sich ihnen erst das hals- und rippenbrechende Geschlecht der boa constrictor zugesellt, dann ist selbst kein Büffel und kein Tiger, geschweige denn ein Hund und ein Hase mehr des Lebens sicher.

Doch was hilft es, mich gegen die Beſchuldigungen des Verbotdekrets zu vertheidigen? Genug, ich werde auf den Introitus meiner romantiſchen Fahrten verzichten müſſen, denn man wird, ehe man eine günſtigere Meinung von mir auffaßt, erſt thatſächliche Beſſerungsproben ſehen wollen; man wird ſich nicht kümmern um die ſchriftſtelleriſche Verlegenheit, wie die entſtandene Lücke angemeſſen auszufüllen, und der Leſer durch etwas Romantiſches zu entſchädigen ſei. Aber „Gott verläßt einen guten Deutſchen nicht.“ Er, grade er, hat mir die Gelegenheit zugeführt, meine Illoyalität durch eine glänzende That, durch den Krieg gegen einen teutſchen Kaiſerprätendenten gut zu machen, gegen einen Mann, der mit nichts Geringerem umgegangen iſt, als mit dem Plan, ſämmtliche „deutſche Regierungen und namentlich die Königl. preußiſche“ über den Haufen zu werfen. Durch die Bravour, welche ich gegen dieſen gefährlichen Mann bewieſen habe, gelange ich alſo zu einem Verdienſt um die Polizei und zugleich zu dem Glück, die Geſchichte einer romantiſchen Flucht durch die Geſchichte eines romantiſchen Kriegs zu erſetzen. Hoffentlich wird ſich mit dieſem Erſatz der Leſer eben ſo

zufrieden ſtellen laſſen, wie mit meinem Verdienſt die Polizei.

Ich beſinge nicht mit Virgil arma virumque, ich beſinge virum armaque, denn wir haben es mit einem Mann von einem Kaliber zu thun, welchem kein Waffen-Kaliber vorangeſtellt werden kann. Ihr kennt ihn nicht? Der Name, den er vor ſeiner Krönung trägt, heißt A. A. L. Follen. Unglückliches Teutſchland, wie wäre es dir ergangen, wenn dieſer Mann auf dir gelaſtet hätte! Kein Thron wäre ſtark genug geweſen, A. A. L. Follen zu tragen, er hätte das ganze teutſche Vaterland platt geſeſſen und durch dieſe neue Abplattung der Erdkugel den Nordpol in unſre geſegneten Fluren gelockt. Glückliche Fügung des Schickſals, daß er ſich in der Schweiz niedergelaſſen, denn nur das granitene Land der Alpen war im Stande, dem Druck eines ſolchen sacrum os zu widerſtehen. Und an dieſen Mann, ihr Teutſchen, habe ich mich gewagt, an dieſem Goliath bin ich zum David geworden, und ihr zürnt mir noch?

Doch bei der hier und da einreißenden Gleichgültigkeit gegen romantiſche Dinge und Perſonen iſt die frühere Geſchichte unſeres Helden nicht

überall bekannt geworden. Ich muß ſie daher in der Kürze erzählen. A. A. L. Follen war auf Univerſitäten ein Chef jener Truppengattung, die man Burſchenſchäftler oder „Vaterlandsſöhne“ nennt. In dieſer Stellung wurde er in Anbetracht ſeiner Verdienſte um die Turnpoeſie und ſeiner romantiſchen Poſitur von ſeinen akademiſchen Reiſigen zum deutſchen Kaiſer deſignirt. Seine gekrönten Konkurrenten kamen aber hinter die Gefahr, die ihnen drohte, und trieben mit Hülfe jener fliegenden Koſaken, die man Steckbriefe nennt, den ſchwarz-roth-goldnen Prätendenten aus dem Lande hinaus. Darauf verlegte er die Werkſtätte, worin er ſeine gefährlichen Plane ſchmiedete, nach Zürich, wo einſt ſein berühmter Vorgänger, Karl der Große, ſo gern geweilt haben ſoll. Obſchon er unterdeß „Republikaner“ und Bürger einer Republik geworden war, hielt er doch ſeine gerechten Anſprüche als Nachfolger des großen Karl mit jener Konſequenz, die man an bedeutenden Männern niemals vermißt, fortwährend feſt und pflanzte die Erinnerung daran in allerlei Abzeichen und Emblemen aus Geſchichte und Naturgeſchichte auf das Nachhaltigſte fort, ſo daß man noch jetzt ſogar aus der Windfahne

seines Hauses, des „Federheldensitzes", über einem fliegenden Esel, welcher seinen Pegasus vorstellt, eine vergoldete Kaiserkrone hervorragen sieht. Außer diesen Großthaten hat das romantische Genie des Kaisers leider nichts von sich ausgehen lassen, als Maßmannsche Burschenlieder voll turnerischen Thatendrangs, einen Nibelungschen Uebersetzungsversuch, Hymnen an die Jungfrau Maria und ähnliche Antiquitäten. Wenn er auch als kaiserliche Tradition keiner weiteren Garantien seines Nachruhms bedurfte, so hätte er doch die Gnade haben sollen, sein Volk mit reichlicheren Proben seines Genie's zu beglücken. Er beschloß aber in seiner Weisheit, zu schweigen. Da geschah es, daß sich in Zürich zwei anstößige Personen niederließen, welche den Anschauungen und der Mission Sr. Majestät nicht zusagen konnten, nämlich der Antichrist A. Ruge und der gottlose K. P. Heinzen. Der Erstere hatte die Frechheit, unter den Augen des Kaisers ein irreligiöses Buch herauszugeben, und der Letztere war im Begriff, Briefe über Atheismus in die Welt zu schicken. Das verdroß das Gemüth des Kaisers so sehr, daß er von „tiefer Indignation" ergriffen wurde und den Gottlosen die Ruthe seines Zornes zudachte. Er ließ daher sechs Sonette drucken

unter dem Titel: „An die gottloſen Nichts-Wütheriche. Fliegendes Blatt von einem Verſchollenen.“ Von einem „Verſchollenen“! Dieſe beſcheidene Maske hatte er nur gewählt, um einſtweilen als Wohlthäter der Menſchheit unbekannt zu bleiben; doch das Genie des Kraftvollen leuchtete zu kenntlich aus ſeinen Verſen hervor, als daß man über den Verfaſſer lang in Ungewißheit hätte bleiben können.

Als „Motive“ war den Sonetten u. A. vorgedruckt: „Zwei Jahre in Paris, von A. Ruge,“ und die noch nicht einmal erſchienenen atheiſtiſchen Briefe des zweiten Gottloſen entgingen jenem Schickſal nur auf beſondere Verwendung eines Gönners deſſelben. Man hat in Zürich behaupten wollen, der Zweck der Sonette mit ihren „Motiven“ ſei dahin gegangen, jene gefährlichen Menſchen bei der Polizei anrüchig zu machen und mit dem Zauberſtab der Poeſie einen ſanften Anſtoß zu ihrer Wegweiſung zu geben, da man in der Schweiz große Angſt vor den „Atheiſten“ hat; doch eine ſo niedere Auffaſſung zeugt von totaler Unfähigkeit, die Motive eines romantiſchen und kaiſerlichen Gemüths zu ergründen und zu begreifen. Wer das Maß großer Menſchen nicht in ſich findet,

bleibe von ihrer Beurtheilung fern. Se. Majestät wurde einzig und allein von ihrer „tiefen Ignation" über das Treiben der Menschheitsfeinde und von den Gefühlen geleitet, welche Ihr das so vielfach bewährte „Herz für das Volk" eingab. Wie hätte Sie sonst z. B. zu der weitblickenden „Warnung" gelangen können, daß das Volk, wenn man ihm den Glauben an das Jenseits nehme, nur „flott leben" und „mit seinen Kindern die Schweine füttern werde"?

Als Geschichtschreiber muß man vor allen Dingen gerecht sein. Ich darf daher auch nicht unterlassen, der vorstehenden Apologie das abweichende Urtheil folgen zu lassen, welches genaue Bekannte Sr. Maj. über Herrn A. A. L. Follen fällen. Sie sagen: Der Mann will ein Chorage der Poeten sein und er hat in Versen so wenig, wie in Prosa, etwas Anderes produzirt, als Abgeschmacktheiten; er will die Philosophen meistern und hat nicht eine philosophische Faser am Leibe; er will liberal sein und ist ein Reaktionär in folio; er trieft von lauter „Liebe" und ist die Lieblosigkeit in Person; er geberdet sich, als müsse er allen „Egoismus" der Welt ausrotten, und er fände in diesem Werk nirgendwo so viel zu thun, wie

bei sich selbst; er bekämpft die „Atheisten", weil sie die Menschen zum „flotten Leben" à la „Heine" verführen, und Niemand versteht sich auf das flotte Leben besser, als er; er ist sehr empfindlich gegen das Laster der Grobheit und die Grobheit ist das Einzige, worin er es zur Virtuosität gebracht hat; er mögte aller Welt imponiren als ein mit Anmaßung gehörnter Held Siegfried, und der Poltron besitzt just so viel Muth, wie sein Shakespeare'scher Bruder, von dem unten die Rede sein wird, — kurz, Herr A. A. L. Follen zu Zürich hat die Prätension von Allem und das Verdienst von gar nichts. Und, um nochmals auf den Poeten zu kommen, er verdiente von vier Pegasus' geviertheilt zu werden.

Dies Urtheil über eine so hohe Person ist sehr kühn; da es sich aber mit Macht geltend machte, konnten die angegriffenen „Nichtswürtheriche" nicht umhin, ihm zu glauben, und sie entschlossen sich daher, in einem Epigrammencyklus, den sie „Blätter zu dem Lorbeerkranz eines Verschollenen" nannten, dem ungestümen Angreifer zu antworten. Sie bedachten dabei, daß ihr Gegner sich als ein ganz typischer Vertreter jener konfusen und reaktionären romantischen Partei charakterisire, die in

Staat, Kirche und Literatur noch immer eine so bedeutende Rolle spielt und die zu bekämpfen und bloßzustellen man keine Gelegenheit vorbeigehen lassen dürfe. Ich hatte bei diesem Kampf nun noch das besondere Motiv der loyalen Demonstration, wovon im Eingang dieser Geschichte die Rede gewesen ist. Um mein Verdienst gehörig an's Licht zu stellen, theile ich einige von den Antworten mit, welche ich den Angriffen des Prätendenten entgegensetzte. Wenn meine Verse nicht glatt und gemessen genug sind, so schreibe man das nur der Absicht zu, die Sache scheinbar en bagatelle zu behandeln, um nicht durch zu ängstliche Achtsamkeit oder den Anschein poetischer Rivalität den Muth des gefährlichen Gegners zu neuen Angriffen zu provoziren.

„Motive."

Was durch die zweiten oder dritten Hände
Er aus Privatgesprächen hat erhascht,
Das hat er jetzt, als ob's in Büchern stände,
In seinen Trödelkram hineingepascht.
Er will uns zeigen, daß der Gottgeweihte
An der „Allwissenheit" betheiligt sei!
Wie Alles, hat das Ding noch eine Seite:
„Gott" ist allwissend und die Polizei.

Sub hoc signo vinces.

„Sah man profan' und fromme „Kalberſchwänze" u. ſ. w.
Der „Verſchollene".

Du Glaubensſtreiter mit dem „Kalberſchwanze"!
Dient der als Kampfſignal dir oder Lanze?
Die frommen Streiter wählten einſt als Zeichen
Das Kreuz, ſich dem Gekreuzigten zu weih'n;
Soll deinem Zeichen dein Verehrter gleichen,
So kann dein Herrgott nur ein Apis ſein.

Mittel der Bekehrung.

Ein Mittel gibt es nur, uns zu bekehren:
Du mußt uns unſer Unrecht erſt beweiſen!
Vermagſt du's nicht, ſo laſſe dich belehren:
Nur Tröpfe glauben, weil man ſie's geheißen.

Die alten Burſchenſchäftler.

Was ſchwarz-roth-golden, folgt derſelben Werbung,
Trotz ganzen Ladungen „Freiſinnigkeit",
Und wenn ihr irgendwo verſchieden ſeid,
So ſteckt ja doch der ganze Unterſcheid
Im Mehr und Minder nur der ſchwarzen Färbung.
Ob Einer Görres, Menzel oder Follen heißt:
Der Polizeigeiſt treibt ihn und der Pfaffengeiſt.

Wem ſind die Poeten alliirt?

Du mögteſt gern zudringlich protektirlich
Alliirte werben unter den Poeten.
Du rechneſt falſch, du biſt nicht ſo verführlich,
(Das zeiget ja Freund Herwegh dir figürlich,)
Für unſrer Neuzeit wahre Muſageten.
Wer ſie mit freiem Blick hat hangen ſeh'n
Im Weltenbau des Geiſtes hehre Ampel,
Der folgt der Zeit auf ihre lichten Höh'n,
Nicht deinem maſtodontiſchen Getrampel
In den verworr'nen Urwald der Romantik,
Wo Finſterniß das Aug' umſtarret wanddick.

Entwickelung.

Die in der alten Zeit Verfolgte waren,
Sie dienen als Verfolger jetzt der Menge.
Sie prahlten mit dem kühnen Blick des „Aaren"
Und haben nichts vom Adler, als die — Fänge.

Das „Prokruſtesbette" der „Nichtswüthriche."

Zu groß iſt Keiner drin, jedoch wer gar zu klein,
Den wirft man, wie du ſiehſt, bloß drunter, nicht hinein.

Das Privatbedürfniß.

Ein Ohnegott? Ihr Herrn, da denk' ich weiser;
Ihr drohtet meiner Zukunft großen Schaden:
Wie könnt' ich ohne „Gott" „von Gottes Gnaden,"
Wie könnt' ich werden, werden — teutscher Kaiser?

Ganze Geistesfreiheit oder — Polizeigeist.

Der Glaub' ist frei, Vernunft ist sein Gericht,
Gedanken sind des Geistes heil'ge Thaten;
Nur Zweierlei, ein Drittes gibt es nicht:
Die Freiheit lassen oder sie — verrathen!

Berufung auf frühere Restaurationen.

Seht! Der treue Stallknecht bild't sich was
Auf die Macht des Mistes ein,
Weil es leichter ist, ein Augias,
Als ein Herkules zu sein.

Erfüllte Hoffnung.

Du willst ein erst und zweites Leben haben?
Erfüllt ist längst schon dein Begehr:
Du bist schon vor Dezennien begraben
Und spukest doch noch jetzt umher.

Egoismus.

Du willſt uns Egoiſten nennen?
Die ſind die wahren Egoiſten,
Die, wo ſie nichts begreifen können,
Sich mit dem Trotz der Dummheit brüſten.

Nihilismus, Nichtswütheriche u. ſ. w.

Wir haben uns rein auf das Nichts geſtellt,
Uns macht nur das Nichts Plaiſir:
Wir nehmen beſcheiden die ganze Welt —
Das Uebrige gönnen wir dir.

Rettung.

„Auf, Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen,“
Die Fahne gehoben, die Phalanx geſchloſſen,
Gehau'n und gehängt, gewürgt und geſchoſſen!
Wenn wir ihn nicht retten, ſo iſt er verloren,
Der Gott und der Gott und der Gott und der Gott;
Der gottloſe Hannibal ſteht vor den Thoren
Und hat ihm den Untergang frevelnd geſchworen
Dem Gott und dem Gott und dem Gott und dem Gott!
„Wer iſt denn der Gott und was iſt ſein Gebot?“
Das kümmert uns nicht, genug er hat Noth,

Und wir müſſen ihn retten, wie man uns gelehret,
Wie König und Polizei es begehret,
Den Gott und den Gott und den Gott und den Gott.
Wenn wir ihn nicht retten, ſo muß er ja ſelber
Sich wehren gegen die „Schwänze der Kälber" —
Und ach! mit Donner und Stürmen und Blitzen
Wie ſoll er ſich bergen, wie ſoll er ſich ſchützen?
Er bringt es nicht fertig, man macht ihn zum Spott,
Steh'n wir ihm nicht bei, dem allmächtigen Gott!
Drum Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen,
Zu Fuß und zu Pferd, von ferne und nah,
Die Waffen geſchliffen, die Phalanx geſchloſſen,
Und hinter uns — plebs „sympathetica!"

Was haben unſre Epigramme genützt? Sie haben zwar von der einen Seite das Züricher Publikum, das uns zunächſt zu beurtheilen hatte, im Allgemeinen auf unſre Seite gebracht, dafür aber die Gefahr von der andern Seite bedeutend für uns vergrößert. Unſern Beleidigungen der „tiefen Indignation" nämlich hatten wir jetzt noch eine Beleidigung der hohen Majeſtät hinzugefügt, und daß nichts unnachſichtlicher beſtraft wird, als ein ſolches Verbrechen, braucht man teutſchen Leſern nicht erſt zu ſagen. Das Gericht

ließ denn auch nicht lang auf sich warten. Es erschien plötzlich bei Orell, Füßli u. Comp. in Zürich: „Fliegendes Blatt von Einem Verscholle-nen. Zweite, auf's Vierfache vermehrte Ausgabe." Unter den Donnerkeilen, wovon dieß Bündel zu-sammengeschmiedet ist, befindet sich u. A. folgender:

„An Karl Heinzen."

„Geklopft hat Er die „Preuß'schen Bürokraten"
Mit derbem, doch gesundem Kölner-Witz;
In dieser schlechten Luft war Er ein Blitz —
Warum genügt Ihm nicht an solchen Thaten?

Mann von dem Leder, außer sich gerathen,
Was drängt Er nach der Feder-Helden Sitz?
Nie billt sich ja zur Nachtigall der Spitz,
Der „grobe Keil" wird nie doch zum Dukaten.

Mein braver Heinz, bleib' Er bei seinem Kuns!
Verwechsl' Er sich mit Cajus Grachus nie,
Obgleich der beste Büttel des Tribuns.

Bleib', bon sabreur! bei'm Bengel der Standarten!
Er ist ja nicht geboren für's Genie
Und seinen Kopf verwirr'n die Plän' und Karten!"

„Er," „Er," „Er!" Es ist bitter, es ist die bitterste Hefe der Ungnade, von einem Kaiserlichen Herrn so unteroffiziermäßig angeredet und nicht einmal des „vertraulichen Du" gewürdigt zu werden. Es mogte zwar eine verdiente Strafe sein für mein Attentat auf den „Federheldensitz," aber welcher Mensch ist so wenig Egoist, daß er seiner eignen Bestrafung applaudirte! Doch was soll ich nun beginnen, um mein so mühsam errungenes, loyales Verdienst mir nicht wieder entgehen zu lassen? Direkt vergreifen darf ich mich doch an einer für einen Thron bestimmten Person nicht; auch habe ich Höchstdieselbe in der Züricher Zeitung schon früher einen Poltron nennen müssen und keine Antwort darauf erhalten, die mich noch weiter in dieser Richtung ermuthigen könnte. Es bleibt mir also wieder nichts Andres übrig, als das Versemachen, wobei mir die alte Moral vorschwebt:

„Persönlich Streit ist schlechter Streit,
Doch wer nicht Ruh' hat, den schlag' breit."

Ich füge dem Follen'schen Sonett noch fünf hinzu, so daß abermals ein halbes Dutzend zusammenkommt, und habe mir vom Shakespeare folgendes Motto dazu geliehen:

„Heinz, wenn du mich in der Schlacht am Boden ſiehſt. ſo komm' und ſtelle dich ſchrittlings über mich, ſo: — es iſt eine Freundespflicht."

Falſtaff in „König Heinrich der Vierte."

An A. A. L. Follenius,
Genie und Kaiſer in partibus.

I.

O Didaskalia *), ſo gut und edel,
Die du durch Diefenbach'ſche Kur geſchaffen
Ein Kraftgenie aus einem Kaiſeraffen,
Hab' doch Erbarmen auch mit meinem Schädel!

Wohl gibt es für den Schwung von deinem Wedel
Bei mir kein klingendes douçeur zu raffen,
Doch könnt' ich ja bei Weibern und bei Laffen
Rekommandiren deinen Geiſtesklödel.

---

*) In der berühmten Didaskalia hatte ein guter Freund für Herrn F. lebhaft Partei ergriffen und ihn ſeinen Gegnern zum Trotz „genial" genannt. Daher ſeine Berechtigung, als Taxator des „Genie's" aufzutreten.

Zwar zeigt dir dieſer Reim, daß mir das Reimen
Verſagt, doch fühl' ich „Großes" in mir keimen:
Grobheit hab' ich gelernt an „groben Klötzen,"

Als Ich-Herr hab' ich auch Talent zum Götzen,
Und fehlt mir die Gemeinheit der Geſinnung,
So ſchlag' ich mich zu der romant'ſchen Innung.

II.

Grauſamer Mann, ich hatte frech geglaubt,
Daß ich, wie du, zu den Genie's zu zählen;
Ach! welcher Titel bleibt mir noch zu wählen,
Seit dein Genie den Dünkel mir geraubt?

Ich Tropf! Hätt' ich, in partibus das Haupt
Gekrönt, als fauler Wenzel mich vermählen
Den Göttern laſſen und, ſtatt mich zu quälen,
Mich mit dem Lorbeer vor der That umlaubt!

O hätt' ich feiſt mich auf dem Lotterbette
Wie du geſtreckt und ſchmierte Schimpfſonette!
— Nichts wollen und nichts können auf der Erden,

Als Tagdieb ſein und Geiſtespoliziſt
Und Narr dazu — beim Herkules, das iſt
Das wahre Mittel, ein „Genie" zu werden!

III.

Mein alter Jung', ich kann mir's lebhaft denken,
Wie es dein kaiſerliches Herz muß kränken,
Daß, die beſtimmt, vor deines Thrones Bänken
Als Unterthanen ihren Blick zu ſenken,

Dich jetzt zum Hampelmann in Schrift und Schenken
Straflos gemacht mit frevlem Spott und Schwänken.
Wenn auf dein Haupt doch „Gottes Gnaden" ſänken!
Du ließeſt ſie natürlich hau'n und henken.

Wenn doch die Kron' aus deines Irrenhauſes
Windfahn' herabſänk' auf dein Haar, dein krauſes!
Wie würdeſt du ſie züchtigen die Drachen!

Jetzt kannſt du Genialiſcher nur machen
Statt „Ordres" aus „geheimem Kabinete"
In das geheime Kabinet — Sonette!

IV.

Wär' ich doch Einer von den Genialen!
Wenn ich, zum Beiſpiel, ſo ein Shakespeare wäre!
Den Stolz von Zürich und Germaniens Ehre
Wollt' ich mit genialem Pinſel malen.

Der Gottesfreund, der Schreck der Radikalen,
Sir John, der neue Fallſtaff iſt's, der Schwere,
Den ich auflüde der beſchwingten Mähre,
Um mit der hochpoet'ſchen Laſt zu prahlen.

Beneidet von den Dichtern ließ' ich reiten
„Hei!" durch das Land zur Schau Fallſtaff den Zweiten,
Falſtaff den Zweiten mit dem heißen Blute,

Falſtaff den Zweiten mit dem Löwenmuthe,
Fallſtaff, den würd'gen Rhadamanth der Geiſter,
Fallſtaff den Zweiten — L. Follenius heißt er!

V.

Du ſagſt, „dein Vater*) pflegte ſtets zu weinen,
So man im Shakespeare las die großen Sachen."
Der Gute! Soll ich dir ein „Licht erfachen,"
Was er im Stillen dachte mit den Seinen?

---

*) Sein Vater war, wie er berichtet, ebenfalls ein „Atheiſt," aber von einer andern Sorte, ein „geborener," „ein Atheiſt von Gottes Gnaden!" Schrecklich!

Der Aermſte mogte wohl ſchon damals meinen,
Daß man noch einſtens ſeiner werde lachen,
Weil er den „großen" Fallſtaff thäte machen
Und ihn nicht gab zum Dejeuner „den Schweinen."

„Die Menſchheit iſt Ein Menſch!" Du umgedrehter
Genialer Jaſon, dich durchſchaut Karl Peter:
Die Menſchheit ſoll für dich ſein reſponſabel,

Den Bärenhäuter laden gar, den dicken,
Großmüthig auf den allgemeinen Rücken?
Nein, Freund, die Menſchheit iſt zu reſpektabel!

Jetzt, lieber Leſer, wollen wir uns „ſchrittlings über ihn ſtellen; es iſt eine Freundespflicht." Er aber wird mich jetzt für ein „Genie" erklären, denn — ich habe Sonette gemacht.

Dieß iſt die „Anabaſis," die kurze Geſchichte eines Feldzugs gegen einen Prätendenten, vor welchem meine Landsleute jetzt hoffentlich eben ſo ſicher ſein werden, wie die „deutſchen Regierungen." Sie an dieſem Ort noch länger über ihn zu unterhalten, muß ich mir verſagen. Ohne Zweifel wird er aber noch anderwärts auftreten können, denn er iſt ein ganz ausgeſuchtes Exemplar unſerer „friſch-fromm-fröhlich-freien" Romantiker und das

Leben dieſer Leute ſcheint eben ſo zähe zu ſein, wie ihr Auftreten mitunter amüſant iſt. Man glaube ja nicht, daß ſie im Leben abgethan ſeien, weil ſie es im Prinzip ſind. Sie haben ſich bloß verſteckt oder vermummt und lauren nur auf Gelegenheiten, um die Rohheit ihrer „liberalen" Geſinnung und die Konfuſion ihrer „nationalen" Köpfe zur Geltung zu bringen. Sie ſind verbrüdert, auch ohne es zu wiſſen, ſie aſſociiren ſich, auch ohne ſich zu ſuchen, und verſtehen ſich, auch ohne ſich zu verſtändigen, denn diejenigen (das iſt eine alte Erfahrung), die am Wenigſten Verſtand haben, verſtehen ſich am Beſten. Wem das noch nicht klar iſt, der erkundige ſich in Berlin, wo man dem Follen'ſchen Krieg viel Aufmerkſamkeit gewidmet hat.

*

Nachdem der Burſchenkaiſer vom Kampfplatz zurückgewichen, iſt neuerdings ein von ihm erzogener Schildknappe, der ſonſt ganz talentvolle und ehrenwerthe Züricher Poet Keller, in ſeinen Gedichten (Heidelberg bei Winter) gegen die „Ichel" aufgetreten. Schade, daß der junge Keller in

so üble Hände gerathen ist und nicht bessere Gelegenheiten benutzt, seinem großen Mangel an geistiger Bildung abzuhelfen, statt ihn durch so beschränkte Diatriben gegen Leute vorzukehren, die er nicht zu beurtheilen versteht. Möge er einen Antrieb zum Bessern in einem Sonett finden, das ich ihm nach dem Erscheinen seiner Gedichte zustellen ließ und welches den Schluß dieses gereimten Federkriegs bilden mag:

Du klagst, daß uns der Glaube kam abhanden;*)
Dann aber heißt's, daß uns der Zweifel fehle!**)
Weißt du, was dir fehlt? Logik, gute Seele,
Und Rettung aus des Mystizismus Banden!

Du schiltst uns lieblos, weil wir uns etwanden
Dem „Schmerz" der alten Weiber und Kameele.
Doch, Freund, wir haben „Schmerz" und Schmerzquerele,
Wenn — wir am Pegasus ein Langohr fanden.

---

*) S. an die Ichel, Sonett Nr. 1.
**) S. an die Ichel, Sonett Nr. 2.

Glaub' mir, wer vom Prinzip der Geiſtesfreiheit
Ein Haar nur weicht, der zeugt Unſinn und Blindheit,
Denn Freiheit und Vernunft ſind keine Zweiheit;

Und wer dazu im Dienſte fremder Rindheit
Sinn oder Unſinn hält für Einerleiheit,
Der ſchäme ſich ob ſeiner Freigeſinntheit.

II.

Eine Winterfahrt von Brüssel nach der Schweiz.

Theure Freundinn.

Wie ich auf meiner Flucht aus Rußland ~~nach Krakau gerathen und endlich nach hundert Abentheuern und Unannehmlichkeiten~~ wohlbehalten in Belgien angelangt bin, habe ich Ihnen bereits gemeldet. Die Theilnahme, womit Ihre Freundschaft meinem Schicksale folgt, erleichtert mir die Erfüllung Ihres Wunsches, auch einen ~~Ueberblick~~ Einblick über meine spätern Erlebnisse zu erhalten. Für den Flüchtling gibt es kein tröstenderes Bewußt-

---

*) Die auf gewisse Verhältnisse berechnete Maske, welche in diesem Bericht ursprünglich angenommen war, mag auch hier beibehalten werden.

ſein, als dasjenige, von den theilnehmenden Gedanken einer befreundeten Seele, ~~wenn ſie auch noch ſo fern wohnt,~~ durch die oft ſo unfreundliche Fremde begleitet zu werden. Was ich thue, thue ich mit einem geiſtigen Hinblick auf Sie; was ich erlebe, erlebe ich in Ihrer Begleitung. Begegnet mir etwas Erfreuendes, ſo beeilt ſich meine Feder, Sie daran Theil nehmen zu laſſen; begegnet mir etwas Unangenehmes, ſo erleichtert mir die Pflicht, Ihnen Mittheilung davon zu machen, das Beſtreben, möglichſt Alles von einer humoriſtiſchen Seite aufzufaſſen. Ich hoffe es noch dahin zu bringen, daß mir kein Begegniß mehr etwas anhaben kann, und daß der Ernſt des Lebens, wo er mich recht böſe anſehen will, niemals davor geſichert iſt, vor meinem Blick in Lachen auszubrechen. In der That iſt dies die beſte Rolle, in die man ſich hineinleben kann, ſo lang man dem Schickſale oder der Welt gegenüber in der Defenſive ſteht. Wo gibt es aber einen defenſivern Menſchen ~~auf der Welt~~, als einen heimathloſen Flüchtling? Verfolgung hinter ſich, Mißtrauen vor ſich, im beſten Falle die Gnade der Gaſtfreundlichkeit über ſich — ſo lebt er in der beſtändigen Bemühung, bald ſich zu retten,

bald ſich zu legitimiren, bald ſich unanſtößig zu benehmen. Bald muß er ſeine Perſon, bald ſeine Ehre, bald ſeine Selbſtändigkeit zu ſalviren ſuchen. Er hat keinen Schutz, denn er iſt fremd; er hat keinen Kredit, denn er iſt Flüchtling; er hat keine Rechte, denn er iſt Ausländer. Nicht beſtohlen und nicht todtgeſchlagen zu werden — dieſe negativen Rechte ſind faſt die einzigen, die er geltend machen kann, und wer wird, um zu dieſer Geltendmachung eine Gelegenheit zu erhalten, es auf das Beſtehlen und Todtſchlagen ankommen laſſen?

Die größte Bitterkeit im Leben des Flüchtlings iſt die, daß er überall von der Gnade abhängt. Werde ich geduldet? Das iſt die ewige Frage, die er ſich wiederholt, wo er kommt, wo er ſich niederläßt, wo er etwas unternehmen, wo er ſprechen, wo er handeln will. Dulden ihn die Geſetze, ſo iſt er wenigſtens von der Geſellſchaft, duldet ihn die Geſellſchaft, ſo iſt er von der Nationalität abhängig. Keiner empfindet, wie der Flüchtling, die Exkluſivität der Nationalvorurtheile, beſonders wenn er Schutz bei Nationen ſuchen muß, die aus ſolchen Vorurtheilen eine Tugend machen und dieſe Tugend ſelbſt auf Koſten der Ehre — wer nimmt die Ehre eines Volks mehr

in Anſpruch, als ein Schützling? — auszuüben ſich nicht ſcheuen.

Doch alles Das, theure Freundinn, läßt ſich noch ertragen, wenn man ein gehörig legitimirter Menſch iſt; aber wer den Becher der Flüchtlingſchaft bis auf den Grund leeren will, der muß fliehen — ohne Paß. Was ein Paß iſt, ~~meine Freundinn,~~ das wiſſen Sie, und Sie wiſſen auch, was ein Menſch iſt; aber was ein Menſch ohne Paß iſt, das wiſſen Sie nicht. Sie haben ſich ſo oft gewünſcht, ein Mann zu ſein, weil Sie der Meinung ſind, daß Sie als Mann Ihr Menſchenthum beſſer zum Ausdruck bringen und geltend machen könnten. Preiſen Sie ſich glücklich, daß Sie zum ſchönen Geſchlecht gehören, denn das ſchöne Geſchlecht kann die Welt durchreiſen ohne Paß. Der Mann iſt das abhängigſte Geſchöpf von der Welt, denn er darf kaum den Kopf zum Fenſter hinausſtecken ohne Paß; zugleich iſt er das gefährlichſte, denn er wird zu den wilden Thieren gerechnet ohne Paß; auch iſt er das werthloſeſte, denn es gilt nichts ohne Paß. Ob ich ein Menſch bin, danach fragt Niemand, denn ich habe keinen Paß; ob ich ein ehrlicher Mann bin, dadurch läßt ſich Keiner bethören, denn ich habe

keinen Paß; ob ich Gefühl in der Bruſt, ein Herz im Leibe, Blut in den Adern, habe und ſo gut wie jeder andere Menſch des Teufels werden kann, das kümmert Keinen, denn ich habe keinen Paß. Mein eignes Ich iſt mir nicht mehr ſicher, denn daß ich Ich bin, kann ich nicht beweiſen ohne Paß. Ja, meine Freundinn, ich habe es an mir erfahren, was es heißt, keinen Paß zu haben. Ich theile ſeitdem die Menſchen in zwei Klaſſen ein: in ſolche, die Päſſe haben und in ſolche, die keine haben. So weit ſind wir mit unſerer Kultur gekommen, daß der nicht mehr zu den Menſchen gehört, der nicht polizeilich dazu geſtempelt, der nicht mit einem gehörigen Paß verſehen iſt. Wer es empfinden will, welche feindſeelige, mißtrauenreiche und menſchheitwidrige Sonderungen der jetzige Zuſtand der Geſellſchaft in der Menſchheit unterhält, der ſetze ſich in die Lage, mit den Nationalitäten und mit dem Paßweſen in Kolliſion zu kommen. Im Ernſt, ~~meine Freundinn,~~ es iſt ſchrecklich, keinen Paß zu haben. Das Requiſit des Paſſes iſt ſo wichtig zur Dokumentirung der irdiſchen Menſchlichkeit, daß ein Menſch ohne Paß, der ſich für einen aus den

Wolken gefallenen Mondbürger ausgäbe, alle Aussicht hätte, Glauben zu finden.

Wenn das Christenthum noch nicht in der Welt wäre, die christlich-germanische Polizei allein würde es hindern, hineinzukommen. Man würde Christus mit seinen Aposteln ganz einfach nach ihrem Paß und, wenn sie nach Oesterreich kämen, überdieß nach ihrem Heimathschein fragen. Hätten sie keinen, so würden sie als Vagabunden über die Grenze gewiesen, oder als Demagogen in Untersuchung gezogen; hätten sie aber wohl einen, so würden sie ihren göttlichen Kredit verlieren, denn denken Sie sich den Eindruck, den es machen müßte, in dem Paß des Welterlösers zu lesen: Vaterland — „nicht von dieser Welt;" Eltern: Joseph der Schreiner und Maria die Jungfrau; Geschäft: Religionsstifter, u. s. w.!

Der Paß ist die menschenfeindlichste, unchristlichste und zugleich die prosaischste Erfindung der Welt. Denken Sie sich einen Odysseus, einen rasenden Roland, oder einen sonstigen Repräsentanten der Romantik, wie er mit abgezogner Mütze die Polizeibureaus aufsuchen und den Paß visiren lassen muß. Vor diesem bloßen Gedanken erstarrt alle Romantik der alten und mittlern Zeit und

doch sind die Befehlshaber unserer Polizei so große Freunde der Romantik. Die Unchristlichsten sind die Beschützer des Christenthums, die Unromantischsten sind die Begünstiger der Romantik geworden. Sich auf den Kopf zu stellen, ist für gewisse Leute das einzige Mittel geworden, zu zeigen, daß sie noch einen haben.

Ich mache den Herrn Eugène Sue darauf aufmerksam, welch ein herrliches Attribut des ewigen Juden die Paßlosigkeit wäre. Die Paßlosigkeit allein kann einen Menschen zum ewigen Juden machen. Ein paßloser Mensch ist sogar übler daran, als der ewige Jude, denn er kann nicht bloß nicht bleiben, sondern auch nicht fortkommen. Er ist ein wahrer Fangball für die Polizei, sei es die amtliche oder die gesellschaftliche. Ich versichere Ihnen, meine Freundinn, haben die Philosophie nicht zum Kosmopoliten machen könnte, den würde die Polizei dazu machen müssen. Daß doch die Menschen noch immer an ein zweites Leben glauben! Der Paß allein hat mich hundert Mal auf die Frage gebracht: würden die Menschen auch nur einen einzigen Tag noch den Unsinn begehen, sich durch tausend Mittel das Leben zu verbittern oder verbittern zu lassen, wenn sie

ben Gluten Muthes zu thun und ben Sieg zu erringen.

Der Kaiser ist Kriegsherr, ruft die Wehrpflichtigen mit Waffen auf zur Vertheidigung, verkündet durch seine Minister Frieden, schließt mit den Feinden Frieden, nimmt Gesandte an und sendet solche ab, ernennt die Befehlshaber und Führer der Heere, Flotten und Armeen, ist Oberster Befehlshaber aller Landstreitkräfte und in Krieg die größte Zahl der Schiffe seiner Kriegsflotte befehligt, ist Chef der Armee, der Marine, der Kriegsmarine, ernennt die Chefs der Waffen und in diesen persönlichen Rang, ist auch von Geburt Fürst von Hohenzollern und Chef des Hohenzollern'schen Hausfideikommisses, ist Chef des Hausordens der Hohenzollern, ernennt die Ritter desselben, ist Chef des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Künste, ernennt die Ritter desselben, ist Chef des Johanniter-Ordens, ernennt die Ritter desselben, ist Chef des Ordens der Wendischen Krone, ernennt die Ritter desselben, ist Chef des Ordens vom Rothen Adler, ernennt die Ritter desselben, ist Chef des Ordens vom Schwarzen Adler

meinen Ueberlegenheit der Despotenländer, die sich allmälig geltend macht, wenn die Gegenelemente als zu vereinzelte dastehen. Die Kleinheit und Lage des Landes, die Zollvereins-Verbindungen, der Zustand der Gesellschaft — alles Das übt einen Einfluß aus, dem Belgien sich nicht als Ausnahme entziehen konnte. Belgien hat es nicht dahin bringen können, der Diplomatie die stolze Lehre der Nordamerikaner zu geben, daß sie sich auf ihre eigene Küche zu beschränken habe. Deßhalb hat sich denn auch dort die Lage der Fremden ungünstiger gestellt, als früher. Es ist auch dort ein besonderes Fremdengesetz entstanden, welches den Aufenthalt der Flüchtlinge von den Launen des herrschenden Systems und von der Gnade der Minister abhängig macht, die schwerlich eines politischen Flüchtlings wegen einen Orden oder eine sonstige Gunst verscherzen, oder gar eine Handelsverbindung beeinträchtigen werden. Zwar ist mir nicht bekannt, daß von jenem Gesetz ein unwürdiger Mißbrauch gemacht worden, aber seine bloße Existenz beweist schon die Disposition, es gelegentlich zu benutzen, und damit ist den Flüchtlingen das Damoklesschwert über den Kopf gehängt. Die Freiheit hat es auf dem Kontinent noch nicht

dahin gebracht, daß man die Fremden mit den Einheimischen auch nur strafgesetzlich gleichstellte. Was ein Belgier drucken läßt gegen das Ausland, das verantwortet er vor Gericht, wenn die Angegriffenen ihn belangen lassen; ~~was sie bei ihrem bekannten guten Gewissen schwerlich thun werden;~~ was ein Fremder in Belgien drucken läßt, das kann ihm auf auswärtige Reklamationen Landesverweisung zuziehen. Ich habe in Brüssel eine kleine Broschüre gegen den Herrscher aller Chinesen herausgegeben. Kaum war sie erschienen, so gerieth die chinesische Gesandtschaft in Bewegung, tobte bei Beamten, bei Verleger und Verkäufer umher und machte einen Lärm, daß ich unfehlbar wäre fortgejagt worden, wenn ich nicht zufällig meine Reise nach der Schweiz schon angetreten hätte. Kämen doch die Chinesen auf den gescheidten Einfall, sich hinter die Belgier zu stecken und deren Preßfreiheit zu benutzen! Sie könnten ihre Gesandtschaft und Diplomatie zur Verzweiflung bringen und sagen, was sie wollten — d. h. in Broschüren, denn von den belgischen Zeitungen hat keine einzige nur die Hälfte des Muths nach Außen, den sie nach Innen haben.

Es hat sich in Belgien eine eigne Sicherheits-

behörde gebildet, welcher die Ueberwachung der Fremden übertragen ist und deren Einfluß man nicht mehr, wie früher, durch den Schutz der Gemeinden oder Provinzialbehörden entzogen werden kann. So nistet auch dort die Büreaukratie sich ein. Wer sich nicht durch einen Paß oder sonstigen Ausweis gehörig legitimiren kann, muß die Erlaubniß zum Aufenthalt (die Autorisation zur Niederlassung geht vom König aus und die Erlangung des Bürgerrechts ist erst nach einem halben Menschenalter möglich), bei jener Sicherheitsbehörde, die ihren Sitz in Brüssel hat, zu erwirken suchen. Findet jene Behörde, oder der Justizminister, welchem sie, wie überhaupt die ganze Polizei, untergeordnet ist, Bedenken gegen den Aufenthalt eines politischen Flüchtlings oder eines sonstigen Fremden, so hindert kein Gesetz daran, ihn an die Grenze führen zu lassen; und da ein aus Belgien Ausgewiesener schwerlich in dem jetzigen Frankreich Zutritt haben würde, so bliebe einem Solchen nichts übrig, als die Reise nach England oder Nordamerika. Vor einer solchen Nothwendigkeit würde selbst die von mir erprobte Humanität des Chefs jener Behörde nicht schützen können, wenn sein Vorgesetzter, der Justizminister, andere

Gesinnungen hegte. Es würde zwar noch ein Mittel geben, dem Fremden auch andere Länder zugänglich zu machen, nämlich die Ertheilung eines belgischen Passes. Aber die internationalen Beziehungen haben eine Bestimmung hervorgerufen, wonach den Fremden keine Pässe mehr gegeben werden dürfen. Blos die polnischen Flüchtlinge machen hiervon eine Ausnahme, da Rußland in Belgien nicht diplomatisch vertreten ist. Diese kurze Auseinandersetzung der Verhältnisse, meine Freundinn, die ich im Interesse der Flüchtlinge überall bekannt zu machen wünschte, wird es Ihnen klar machen, in welche Verlegenheit ich paßloser oder „unpäßlicher" Mensch gerathen mußte, da mein Endziel einstweilen nicht Belgien, sondern unser einziger Vereinigungspunkt, die Schweiz war. Wie sollte ich ohne Paß aus Belgien nach der Schweiz kommen, da auf der französischen Route die Paßkontrole so streng gehandhabt wird, wie in China? Ich habe mich in Belgien Monate lang in der Lage eines Vogels befunden, der, durch die Abenddämmerung an die gewöhnte Rückkehr in die freien Wälder gemahnt, unruhig die Runde durch seinen Drahtkäfig macht und für seinen Freiheitsdrang umsonst einen Ausweg sucht.

Doch ehe ich Sie weiter führe, muß ich den Zwiſchenraum durch einige Bemerkungen über meinen belgiſchen Aufenthalt ausfüllen, damit Sie einigermaßen die Eindrücke mitempfinden können, die er auf mich gemacht hat. Ich beſchränke mich dabei auf Weniges, da ein Hinüberſtreifen in politiſche Gebiete Sie zu wenig intereſſiren würde. Wenn Sie von den politiſchen Inſtitutionen und den literariſchen Zuſtänden eines Landes abſehen, ſo beſchränkt mein Hauptintereſſe ſich auf drei Punkte: auf den Charakter des Volks und deſſen geſellſchaftliches Leben, auf die natürlichen wie die geſchaffenen Merkwürdigkeiten des Landes und ſodann auf intereſſante einzelne Menſchen. Indem ich aus meinem Brief die Politik ausſchließe, habe ich dieß hinſichtlich der literariſchen Zuſtände gar nicht einmal nöthig, denn eine belgiſche Literatur gibt es nicht. Die geiſtige Verſorgung Belgiens hat die Natur der Dinge Frankreich zugetheilt und der Nachdruck iſt das Vehikel, wodurch Belgien ſich an der literariſchen Wirkſamkeit Frankreichs betheiligt. Taucht in Belgien eine geiſtige Erſcheinung von einiger Bedeutung auf, ſo wird ſie durch den franzöſiſchen Schwerpunkt ſofort nach Paris gezogen. Die bel-

gische Literatur für sich gilt im Lande selbst so wenig, daß belgische Schriften in der Regel nur gegen Erlegung der Druckkosten einen Verleger finden können. Zwar hat sich in Belgien eine vlaemische Literatur als lokale Selbstständigkeit aufzuthun bestrebt, indem deren Vertreter, die in französischer Sprache es zu keiner Bedeutung brin=gen konnten, dem allgemeinen Schicksal durch Ver=schanzung hinter die holländische Sprache zu ent=gehen glaubten. Allein diese Bestrebungen, welche namentlich von der ~~chinesischen~~ Diplomatie als Reaktionsmittel gegen die französischen Sympa=thien und zwar vergebens begünstigt werden, ha=ben weder ein eigentliches Volkselement im hö=hern Sinn zur Grundlage, noch können sie es zu irgend einem nachhaltigen Anklang im Lande bringen. Ihr Haupteindruck ist der einer ekel=haften Koquetterie mit der Romantik und dem Chinesenthum, das sich auf Belgien allerlei Hoff=nungen macht. Die Natur der Dinge, welche die Gestalt der Völker aus dem Großen macht und deren Schicksal nicht nach besondern lokalen Zu=fälligkeiten und Spekulationen modelt, hat einmal das freie Belgien in geistiger wie politischer Be=ziehung dem freien Frankreich untergeordnet oder

wenigstens einstweilen beigeordnet, und daran wird sich auch das spekulirende Chinesenthum gewöhnen müssen.

Der journalistische Theil der literarischen Wirksamkeit in Belgien würde, wenn die Journalistik nicht großen Theils durch die Nothwendigkeit an die Lokalität gebunden wäre, ebenfalls durch Frankreich vertreten werden, was indirekt wenigstens durch französische Redakteurs geschieht. Könnte die belgische Journalistik zu einem Theil der französischen gemacht werden, so würde sie dadurch nur gewinnen, sie würde höhere Gesichtspunkte nehmen und einen größern Einfluß auf die Kultivirung des Volks ausüben, dessen Geschmack durch die lokalen Zankjournale wenig gefördert wird. Gute Blätter, die früher in Belgien erschienen, haben sich wegen Mangels an Theilnahme nicht halten können; die schlechtesten scheinen jetzt die gesuchtesten zu sein. In denselben sucht man vergebens ein höheres Prinzip, sei es ein politisches, sei es ein soziales, sei es ein wissenschaftliches; eben so wenig besitzen sie einen sittlichen Muth; sie richten ihre Tendenz wie ihren Gehalt nur nach der augenblicklichen Unterstützung ein, die sie von dem geldbesitzenden

Pöbel oder aus andern geheimen Quellen zu erwarten haben. Und das ließe sich in Bezug auf innere Angelegenheiten noch entschuldigen, da politische Blätter in einem freien Lande eigentlich nur Parteiblätter sein können und, wenn die bezahlende Partei keine höhere Anforderungen an sie macht, die Schuld eben zunächst bei der Partei selbst gesucht werden kann. Aber die Jämmerlichkeit der belgischen Journalistik tritt, wie ich schon erwähnt habe, ganz unzweideutig dem Ausland gegenüber an den Tag. Da sieht man sich umsonst nach einem freien Urtheil über ausländische Angelegenheiten um, wozu doch so reiche Gelegenheit vorhanden ist, und es sieht in der That so aus, als ob die belgische Presse der Freiheit, welche sie im Inlande genießt, im Auslande durch Präventivmaßregeln verlustig geworden wäre. Ob die Furcht vor auswärtigen Verboten oder sonstige derartige Umstände den belgischen Journalisten die Schreibfinger lähmen, weiß ich nicht, genug, sie schrecken vor keinem Lob, wohl aber vor jedem Tadel des Auslandes zurück, so daß also für das letztere ihre Preßfreiheit ganz verloren geht. Es fehlt nur, daß die Aufmerksamkeit, die sie dem Auslande schenken,

ſich derſelben würdigen Gegenſtände bemeiſtert, auf welche ſie ſich zur Befriedigung des Leſepöbels im Inlande ſo häufig richtet. Es gibt Blätter genug in Belgien, namentlich in Brüſſel, die eine unverzeihliche Lücke in die Beſprechung der Weltfragen und der Geſchichte gebracht zu haben glauben würden, wenn ſie nicht von den Jagdhunden oder Pferden, die der König Leopold dann und wann aus England bezieht, ein vollſtändiges Signalement aufnähmen, oder wenn ſie eine vornehme Theegeſellſchaft mit Stillſchweigen übergingen u. ſ. w. — akkurat wie in China. Das einzige der Beſprechung der politiſchen und ſozialen Verhältniſſe gewidmete Blatt, welches von der allgemeinen Jämmerlichkeit eine wirkliche Ausnahme macht, iſt das „Débat social“ von Bartels, welches leider nur einmal wöchentlich erſcheint. — Der „Observateur“ gilt zwar unter den Tagesblättern für das liberalſte, aber er beſitzt ſo wenig ein höheres Prinzip, durchgreifende Tendenz und allſeitigen Muth, als die andern. Nur in einer Sache gehen die meiſten belgiſchen Blätter mit Eifer und Rückſichtloſigkeit zu Werke und beuten ihre Preßfreiheit vollſtändig aus, nämlich bei der Bekämpfung der Jeſuiten. Wenn

man freilich fragt, was sie dadurch erreichen, so legen die Resultate einstweilen noch kein besonderes Zeugniß für ihr Streben ab. Dieß rührt zum Theil eben daher, daß sie durch ihre sonstige Prinzip- und Haltungslosigkeit den Hauptnerv ihrer Wirksamkeit gelähmt haben; hauptsächlich aber ist es dem Mangel an philosophischer Anschauung zuzuschreiben, welcher die belgische wie die sonstige nicht teutsche Presse hindert, den religiösen Miseren an die Wurzel zu kommen. So kämpfen sie denn umsonst gegen eine Macht, welche über ungeheure materielle Mittel und über die Beschränktheit der Massen gebietet. Außerdem haben die Jesuiten in Belgien, wie auch in der Schweiz, ihren Hauptrückhalt in den Aristokraten und Reaktionsmännern, die sich im günstigsten Fall als „Konservative" darstellen, und da sie mit ihren, an diesen Rückhalt sich anlehnenden materiellen Mitteln zugleich eine feste Organisation und eine aufopfernde Hartnäckigkeit verbinden, so darf man sich nicht wundern, daß zu ihrer Bekämpfung hier und da an die Gewalt appellirt worden ist. Sie werden sich erinnern, daß vor nicht langer Zeit in Verviers die Opposition der Bürgerschaft gegen die Jesuiten in eine offene

Revolte übergegangen. Dennoch haben kurze Zeit nachher die Jünger Loyola's Einen der Ihrigen nach Verviers placirt, wo er als Avantgarde seinen gehorsamen Muth auf eine ungewöhnliche Weise erprobt hat. Ich war zur Karnevalszeit in Verviers anwesend und erfuhr in meinem Gasthof, dem Hauptquartier der Antijesuiten, daß die Unruhe der Karnevalstage zu neuen Gewaltthätigkeiten gegen die jesuitische Avantgarde benutzt werden sollte. Dieß bewog mich, das Ende der Sache abzuwarten. Sie wurde bald ruchbar, die Behörden nahmen Notiz davon, die Polizeimannschaft wurde verstärkt, Truppen wurden nach Verviers beordert, polizeiliche Plakate verbreitet u. s. w., kurz die Stadt war in einem halben Belagerungszustand wegen eines einzigen Jesuiten. Gleichzeitig fuhr die Verviers'sche Presse all ihr schweres und leichtes Geschütz gegen den Jesuiten auf. Und was thut der Jesuit? Er ließ hölzerne Laden an seine Fenster machen, und — blieb ruhig in Verviers. Die Karnevalszeit ging vorüber, die Ruhe wurde nicht gestört und der Jesuit sitzt noch immer ruhig hinter seinen Fensterladen und trotzt einer halben Stadt. Diesen Muth gibt ihm außer seiner Erziehung nament-

lich das Bewußtsein, daß die Hülfe der reichen „Konservativen" hinter ihm steht. Meine Freundinn, Sie werden keinen sonderlichen Begriff von unserm Geschlecht erhalten, wenn Sie sehen, daß eine schlechte Sache mehr Muth, Unterstützung und Organisationsgeist bei ihm findet, als eine gute. Ein Grund mehr, sich darüber zu trösten, daß Sie zum schönen Geschlecht gehören.

Doch was schwatze ich von Presse und Jesuiten? Sie wollen wissen, wie es mir sonst in Belgien gefallen hat. Aufrichtig gestanden, im Ganzen nicht zum Besten. Was ich in Belgien vermißte, war hauptsächlich der Mangel an Verbindung mit dem geistigen Leben in Teutschland. Die Paar teutschen Journale, welche in Belgien gehalten werden, sind nicht im Stande, jenen Mangel auszugleichen, und literarische Neuigkeiten gelangen aus Teutschland nur sehr spärlich und spät nach dem Nachbarland. Obschon an der Thüre Teutschlands wohnend, sind die Belgier in geistiger Beziehung fast ganz davon abgeschnitten. In Paris ist bei Weitem mehr teutsches Geistesleben, als in Brüssel und dem gesammten Belgien. Den Grund davon suche ich in den politischen Zuständen Teutschlands und dann im bel-

gischen Materialismus. Der Materialismus verschlingt in Belgien alles Interesse, er liegt dort gleichsam in der Luft. Sogar Ihr Geschlecht entgeht seiner Einwirkung nicht, und es mag wol wenig Länder in der Welt geben, deren Frauen so uninteressant und unliebenswürdig sind, wie die belgischen. Sie sind ein unglückliches Gemisch von niederländischem Materialismus und französischem Feuer. Das Feuer ist nicht stark genug gewesen, die materielle Rohheit umzuschmelzen, sondern hat nur hingereicht, ihr eine schwarze Farbe anzubrennen, und so stehen denn die angebrannten Niederländerinnen in ihrer verfehlten Anlage da und können es weder nach der einen noch nach der andern Seite zu etwas Ganzem bringen. Sie eignen sich großen Theils zum Futter für die Pfaffen, und die versäumen denn auch nicht, ihre Opfer in Sicherheit zu bringen. Meine Freundinn, wo die Frauen nicht liebenswürdig sind, da sind es die Männer auch nicht, da fehlt etwas in der Entwicklung, da hat die Bildung einen Haken. In Belgien sitzt der Haken hauptsächlich im Materialismus. Ich habe mich niemals so materiell und geisteslahm gestimmt gefühlt, wie in Belgien, namentlich in

Brüſſel, und damit Sie nicht etwa die Schuld davon mir zuſchieben, zitire ich Ihnen den bezeichnenden Ausdruck einer Ihrer deutſchen Landsmänninnen, welche ſich in Belgien aufhielt und ihrer Unbehaglichkeit in den Worten Luft machte: „Hier iſt kein geiſtiges Klima für uns.“ Solcher Unbehaglichkeit würde ich eher an jedem andern belgiſchen Ort entgehen zu können glauben, als gerade in der ſchönen Hauptſtadt. Brüſſel erſcheint mir wie ein ſchöner Leib ohne Seele. Niederländiſcher Materialismus mit franzöſiſchem Firniß überzogen und in einen ſchönen Rahmen gefaßt, — ſo präſentirt ſich die belgiſche Hauptſtadt. Es iſt nichts Tieferes und Ganzes in dem dortigen Leben, und man wird ſtets in der Schwebe gehalten zwiſchen den Prätenſionen der ſchönen, durch ihre politiſche und geſellſchaftliche Stellung bedeutenden Stadt und zwiſchen dem unbefriedigenden Inhalt ihres Lebens. Dem Treiben der „hohen Welt“ ohnehin fern ſtehend, ~~und von Natur nicht disponirt, daſſelbe aufzuſuchen,~~ habe ich, außer im Umgang mit einigen intereſſanten Perſonen, [illegible]g geſucht in dem Materialismus des eigentlichen Volkes. Die Seele des Brüſſeler Volkslebens bilden die Bier-

häuſer, wo das berühmte Farobier in ähnlichen Maſſen konſumirt wird, wie in München der Bock. In dieſen Bierhäuſern ſitzen die Brüſſeler Philiſter jeden Vormittag und jeden Abend in dichtgedrängten Maſſen und genießen geſichterglänzend die Freuden des Faro. Tabaksqualm und ununterbrochenes Diskursgeſumme füllen die Stube. Zwiſchendurch machen Höckerweiber die Runde, welche getrocknete Fiſche, gekochte Seeſchnecken, geſchmorte Kartoffeln und kalte Eier feilbieten, die ohne weitere Umſtände vom Biertiſch, der den Teller bildet, gegeſſen werden. Wenn man in dieſer Umgebung eine Zeitlang geſeſſen, ſo hat man ein derbes Stück Volksleben verzehrt und kommt auf den Weg, vor lauter Materialismus dem Materialismus zu entgehen.

Doch ſagt Ihnen die Einförmigkeit des materialiſtiſchen Philiſterthums der Eſtaminets nicht zu, ſo begleite ich Sie in die „ſaille déchirée“, wo mehr für Abwechſelung geſorgt iſt. Was iſt die „ſaille déchirée“? Eine kleine Gaſſe in der Nähe des Rathhausplatzes, auf welchem Egmont enthauptet wurde. In dieſer Gaſſe exiſtirt eine kleine Wirthſchaft mit einer zwanzig Fuß langen und ſieben Fuß breiten Stube, in Form einer Treck-

schuitkajüte, in welcher man zu geeigneten Stunden Dandys und Handwerker, Damen und Grisetten, Literaten und Diplomaten durch einander sitzen und Beefsteaks oder Austern essen und Bier oder Champagner, oder was ihnen sonst beliebt, trinken sieht. Da das Wirthshausleben nun einmal ein unentbehrliches Element der Gesellschaft ist, so mögte ich Allen, die nach Brüssel kommen und eine „gemüthliche Kneipe" suchen, die Kajüte in der „faille déchirée" empfehlen. Wenn ich an Brüssel zurückdenke, so vergesse ich dabei niemals die „faille déchirée", in welcher die Erinnerung an die teutschen Emigranten und ihre gefährlichen Diskurse ihren geheimen Sitz aufgeschlagen hat.

Einmal in das Gebiet der Brüsseler Gastronomie hineingerathen, erwähne ich auch noch der „sozialistischen" Kartoffelwirthschaft in der Nähe des Rathhauses. Dort werden nämlich zu gewissen Stunden am offenen Fenster geröstete Kartoffelscheiben verkauft und zwar in solcher Menge, daß der Unternehmer mitunter hundert Franken den Tag lösen soll, obschon er seine Waare in kleinen Quantitäten, dutenweise, verkauft. Eine Fünfpfennigsdute heißt eine Vigilante; eine Groschendute

heißt ein Omnibus. Ich habe Sie oft zu mir gewünscht, wenn ich Abends mit einer Vigilante über die Straße spazierte und die delikaten Kartoffelscheiben verzehrte; wir hätten dann einen Omnibus genommen und uns zweispännig des Lebens gefreut. Genügt Ihnen das noch nicht? So werde ich Sie über die einförmigen Boulevards führen, welche sich rings um die Stadt ziehen, oder in den prosaischen Park, in welchem die schöne wie die häßliche Welt ihre Paraden abhält, oder durch die Magdalenenstraße, vor deren glänzenden Läden die Menschen sich zum Kauf aufstellen wie die Waaren, oder in die Kaffeehäuser, die so oft als homöopathisches Gegenmittel gegen die Langeweile der Gesellschaft dienen müssen, oder in die Theater, wo Sie Herrn Oriol in Gedanken den Hals brechen und Stücke aufführen sehen, von denen Sie nichts verstehen, oder in Museen, die sich ausnehmen wie alle Museen. Sind Sie mit allem Dem noch nicht zufrieden, so führe ich Sie zu dem „ältesten Bürger von Brüssel", dessen unerschöpfliche Laune ohne Rücksicht Alles überspru-delt, was in seine Nähe kommt, und Ihre Ungenügsamkeit schon beschämen wird.

Mehr Charakter, als im Leben des zwitter-

haften Brüssel, habe ich in dem wallonischen Theil Belgiens und in Antwerpen gefunden. In Antwerpen fühlt man sich ganz nach Niederland versetzt, und wenn das auch kein Element bezeichnet, in welchem man sich geistig wohl fühlen kann, so liefert es wenigstens, wie Alles, was einen Charakter hat, einen Gegensatz, an dem man sich reiben, gegen den man sich stemmen, an dem man sich fühlen kann, während man in Brüssel sich wie zersplittert und aufgelöst vorkommt. Ueberdies fühlt man sich in Antwerpen durch die Seeverbindung und den Hafen mit der großen Natur und dem großen Völkerverkehr in Beziehungen gebracht, welche die Prosa des industriellen Lebens mit einer gewissen menschheitlichen Poesie versetzen.

Es ist nicht Ihre Absicht, meine Freundinn, von mir ein Handbuch über Belgien zu erhalten und noch weniger ist es meine Absicht, den Handbüchern in's Handwerk zu pfuschen. Begnügen Sie sich daher mit den skizzenhaften Bemerkungen, in denen ich Sie auf einige Zeit in mein einstweiliges Asyl versetzt habe. Wären Sie persönlich zu mir gekommen, so hätte ich auch Gelegenheit gehabt, Sie mit einigen interessanten Personen bekannt zu machen, mit denen ich zu Brüssel in

Berührung gekommen bin. Es versteht sich, daß ich zunächst von meinen Kollegen, von Flüchtlingen, spreche, und daß ich unter diesen die teutschen obenan stelle. Mehrere derselben fand ich in Brüssel ganz eingebürgert; Andere hielten sich auf ihrer Flucht vor der Polizei nur für unbestimmte Zeit dort auf. Doch unter Allen, welchen das Schicksal ein Asyl in Brüssel angewiesen hat, wird keiner Ihr Interesse mehr in Anspruch nehmen, als ein Mann mit grauen Haaren, welcher dort Ruhe vor dem Fluch des russischen Despotismus gefunden. Dieser Mann heißt Lelewel. Für einen sichern Anhänger der Gewalt ist es ein so leichter Triumph, einen Menschen hülflos sich abquälen zu sehen, der in stiller Charakterfestigkeit kein höheres Ziel kennt und verfolgt, als die Heilighaltung und Verwirklichung seiner Ueberzeugungen; auch ist das Gewühl des Erdenlebens so groß und mannigfach, daß ein Mann, den nicht Stellung oder Ehrgeiz beständig in den Vordergrund der Bühne drängen, nach und nach in der Stille verloren gehen kann, schlüge auch sein Herz lauter und edler, als tausend andere. Wer aber selbst nicht herzlos ist, dem thut es wohl, einem solchen Mann ein Wort der Anerkennung zurufen

zu können, damit er wisse, daß es noch Menschen gibt, die sich die Schätzung seiner Eigenschaften zur Ehre anrechnen. Lelewel ist nicht bloß ein vielgenannter öffentlicher, er ist auch ein großer Privatcharakter, der an längst vergessene Zeiten erinnert, gleich seinem edlen Gesicht, einem der schönsten Gesichter, die ich je gesehen habe. Lelewel ist ganz arm, weil er es sein will, und er will es sein, um unabhängig bleiben zu können. Seine einzige, spärliche Hülfsquelle sind literarische Arbeiten. An seiner bescheidenen Charakterfestigkeit sind alle Unterstützungszumuthungen der Polenfreunde abgeprallt und mit stiller Resignation erträgt er auf seiner einsamen Dachstube alle Entbehrungen, um der Gnade der gastfreundlichen Fremde gegenüber Eins bewahren zu können, das er höher als äußere Stellung schätzt, nämlich den Stolz seiner republikanischen Seele. Ihm zu lieb geht Lelewel, der schwache, gebückte Greis, ärmlich mit seiner alten polnischen Kappe in blauem Kittel daher, so daß man eher einen armen Handwerker, als ein ehemaliges Haupt der polnischen Regierung in ihm vermuthen sollte; ihm zu lieb dauert er ohne Heizung im Winter auf seiner einsamen Kammer aus und umwickelt zum Schutz gegen die

Kälte ſeine Glieder mit Lumpen; ihm zu lieb begnügt er ſich mit ſpärlicher Koſt und depenſirt mit einer Taſſe ſelbſt gebrauten Kaffees. Ich traf ihn mit dem Studium der polniſchen Wappenkunde beſchäftigt. Der Inhalt ſeiner kalten Stube war ein merkwürdiges Durcheinander von Gegenſtänden ſeiner Studien und Geräthſchaften ſeiner Häuslichkeit. Hier eine alte Kaffeekanne neben einem Folianten, dort Nähgeräthſchaft neben einem Manuſkript, dort ein Stück Brod neben einem Wappen. Zwiſchen dieſem Hausrath, der ein anſchauliches Bild von dem Leben ſeines Beſitzers liefert, empfängt Lelewel ſeine ſeltenen Beſucher. In dieſer Umgebung hätte ich Stunden lang die edlen Züge dieſes Mannes betrachten können. Der Ausdruck ſeines Geſichts, in welchem eine reſignirende Schwermuth nicht zu verkennen, iſt bei der Unterhaltung die mildeſte Freundlichkeit und eine hingebende Offenheit; aber zugleich ſieht man ihm an, daß Dasjenige, was Lelewel als Geheimniß betrachtet, hinter dieſen Zügen jedem Scharfblick verſchloſſen bleibt. Der Menſch beeinträchtigt in ihm nicht den Mann, das hat auch die ruſſiſche Politik gewußt, als ſie ſo viel Gewicht auf ihn legte. Die polniſchen Flüchtlinge ſind je nach dem

Grade ihrer Gefährlichkeit in zwölf Proskriptions-kategorien eingetheilt. Auf der zwölften Liste, der gefährlichsten, steht ein einziger Name verzeichnet und dieser Name heißt Lelewel, denn — Lelewel ist ein Republikaner. Lelewel liefert durch seinen entsagenden Freiheitsstolz ein hohes Beispiel für Alle, die sich als Opfer ihrer Ueberzeugungen und Freiheitsbestrebungen betrachten können. Dieser alte Mann, meine Freundinn, beschämt uns Alle. Vielleicht wird man ihn eines Morgens erfroren oder an Erschöpfung verschieden auf seinem ärmlichen Lager finden. Dann wird die Welt ihn rühmen als einen Mann von antiker Charaktergröße. Jetzt wird er vergessen oder gemieden, denn er ist arm und ist ein „Revolutionär". Vielleicht, meine Freundinn, schreibe ich einmal ein Buch über die politischen Flüchtlinge. Die Zahl derselben ist so groß, daß es sich dieserhalb schon verlohnt, sie als eine besondere Klasse von Menschen zu behandeln.

Versetzen Sie sich nun aus der kalten Stube des alten Lelewel plötzlich in den noch kältern Wagen der Messagerie, wie er mich und einen ~~Freund, mit dem ich in Brüssel zusammengerathen,~~ Abends spät (es war Anfangs März 1845 zur

Zeit jenes sibirischen Nachwinters) aus dem Thor der belgischen Hauptstadt auf dem Weg nach Namür der französischen Grenze zuführt. Sie fragen nach meinem Paß? Diese Frage ist grausam, denn wenn ich in Verlegenheiten komme, so tragen Sie die Schuld. Sie sind die Veranlassung, daß ich nicht länger bleiben, Sie sind die Veranlassung, daß ich Frankreich passiren muß, Sie sind die Veranlassung, daß ich nach der Schweiz reise, Sie, ja Sie sind die Amme meiner paßlosen Unruhe. Sie verdienen, daß ich Ihnen kein Wort darüber mittheile, wie ich den kühnen Entschluß zur Abreise fassen konnte, und daß ich Ihnen die Enthüllung von Geheimnissen vorenthalte, die für Sie nicht weniger Interesse haben würden, als für die Polizei.

Die Fahrt von Brüssel war sehr langweilig, obschon der Kondukteur die halbe Nacht auf seinem Klapphorn musizirte und mein Freund, der einige poetische Anlage hatte, aus den verschneiten Umgebungen heraus uns allerlei Gebilde vorphantasirte und beständig in einer „großen Stadt" zu sein glaubte. Die übrige Reisegesellschaft war sehr ordinärer Natur und wir hielten sie in ihrer Rohheit für fähig, „ihren eigenen Wohlthäter zu

freſſen". Wir hatten ſie zum Futter für die Wölfe auserſehen, von denen damals in der Gegend der Ardennen viele Heldenthaten erzählt wurden, im Fall wir eine Attaque dieſer fahrenden Helden ſollten zu erleiden haben.

Unter den langweiligen Städten unterſcheide ich ſolche, in denen ich nicht leben mögte, und ſolche, in denen ich nicht mögte begraben ſein. Die Feſtung Namür, in der wir Morgens anlangten und bis zum Nachmittag bleiben mußten, gehört zu der letztern Klaſſe, obſchon ſie in ihren Umgebungen ~~recht~~ hübſche Partien hat. In Namür hörte man von nichts Anderm, als von Wölfen, deren dort auch eine große Menge in Schafpelzen ſich aufhalten ſoll, und vom Schnee. Es wurde uns berichtet, daß auf der Tour nach Metz in den Ardennen förmlich der Himmel eingefallen ſei und der weiße Platfond deſſelben häuſerhoch auf den Wegen liege. Das waren ſchöne Ausſichten auf einer Tour, die ſelbſt in der günſtigſten Jahreszeit ſo wenig Unterhaltendes bietet. Wir fanden ſehr bald, daß man nicht übertrieben hatte. Eine ſolche Fahrt, meine Freundinn, habe ich in meinem ganzen Leben nicht gemacht und ich ſtehe nicht dafür ein, daß ſelbſt Ihre Gegenwart ſie

hätte angenehm machen können. Denken Sie sich eine sibirische Kälte und in dieser Kälte eine Fahrt von mehreren Tagen durch eine zugeschneite wilde Gebirgsgegend, in welcher bald der Wagen völlig stecken bleibt, bald ganze Gegenden im Schritt durchfahren werden, bald die Passagiere Stunden weit zu Fuß und bis an die Knie durch den Schnee krebsen müssen, bald das Fuhrwerk umzuschlagen oder in Abgründe zu stürzen droht — und Sie haben einige Züge von dem Bild unserer Reisefreuden. Dieselben waren wirklich mitunter sehr ernster Natur. Der Wagen war oben auf die unvernünftigste Weise mit Koffern und Gütern beladen, so daß der obere Theil schon auf gebahnten Wegen eine große Neigung zum Umschlagen verrieth. Fuhr nun dieser gewaltige Kasten die hohen Berge hinab, deren Wege zum Theil mit Eis bedeckt, zum Theil durch die Glättung des Schnees zu einer Schlittenbahn geworden waren, so schwankte er in beständigen Schlangengeleisen wie eine Schleuder hinter den Pferden her, und ehe man sich's versah, stand er völlig queer und rutschte auf der abschüssigen Seitenchaussee den Gräben zu, und plötzlich hatten die entsetzten Passagiere aus dem zum Umkippen schiefgestellten

Wagen die herrlichste Aussicht in die romantischen Abgründe. In solchen Augenblicken flog dann gleich die Thüre auf, Alles stürzte hinaus, an den obern Theil des Wagens wurde ein Seil angebunden und an diesem Seil mußten die Passagiere dem Kondukteur den Wagen aufrecht erhalten helfen, wenn es gelingen sollte, ihn aus seiner Stellung wieder heraus auf die Mitte der Chaussée zu bringen.

Zu solchen Hindernissen, welche die Elemente schufen, kamen noch allerlei andere hinzu, welche durch die Nachlässigkeit der Fuhrunternehmung entstanden. Bald war das Pferdegeschirr nicht in Ordnung, bald brach der Hemmschuh, bald fand sich sonst ein Aufenthalt. Mit welcher Liederlichkeit das Fuhrwesen der Messagerie gehandhabt wird, davon erlebten wir auf Kosten Ihres Geschlechts ein sprechendes Beispiel.

Auf der Fahrt zwischen Namür und Arlon stiegen auf dem Lande zwei junge Damen ein, die in der Gegend von Arville wieder aussteigen wollten. In der Mitte der Nacht hält plötzlich der Wagen in einer einsamen Waldgegend an. Was soll geschehen? Dem Kondukteur ist eingefallen, daß er zwei Damen im Wagen hat, deren

Absteigeort wir schon eine halbe Stunde vorbeigefahren sind. Nun denken Sie sich, daß diese Damen um Mitternacht durch den Schnee einer Waldgegend, die überall von Wolfsphantasien bevölkert ist, eine halbe Stunde zu Fuß gehen sollen. Es blieb ihnen indeß nichts Anderes übrig, und während der Konduktteur sich der nothgedrungenen Galanterie befleißigte, sie zu begleiten, mußten wir Andern bis zur Weiterfahrt eine Stunde lang Betrachtungen über die Eitelkeit der irdischen Dinge anstellen.

Am andern Mittag kamen wir mit erschöpfter Geduld in Arlon an, wo es uns in einer freundlichen und warmen Wirthsstube wieder menschlich zu Muth wurde. Auch wurde dort mit der aufgethürmten Kofferlast des Wagens zugleich eine schwere Last der Angst von den Herzen genommen. Von Arlon aus ging es im flottesten Trab der französischen Gränze zu, und mein Freund und ich, die wir jetzt allein im Coupé saßen, geriethen in die seeligste Stimmung. Der Gedanke, auf französisches Gebiet zu kommen, hatte in der That etwas Erhebendes für uns, während wir in der vorherigen Nacht die Felder von Waterloo mit nationalster Gleichgültigkeit passirt hatten. Was

hätte uns auch dort in Bewegung setzen sollen? Nöthig sind die Enttäuschungen allerdings gewesen, welche sich unsere Väter mit ihrem Blute dort erobert haben, aber für bloße Enttäuschungen begeistert man sich nicht, und wenn die Teutschen ihre Schlacht bei Waterloo nicht gegen ihre andern Feinde wiederholen, so kann man nichts mehr bedauern, als daß sie die Franzosen besiegt haben. Man muß die Waterlooschen Felder als politischer Flüchtling passiren, erst dann hat man den rechten nationalen Genuß davon. Meine Freundinn, Sie haben sich die Politik verbeten; ich wäre sonst sehr aufgelegt, Ihnen einige Waterlooſche Phantasiebilder mit königlich preußischen Farben zu zeichnen. Wenn es ein anderes Leben mit Himmel und Hölle gibt, so kann ich mir in der Hölle keine größere Qual denken, als das Bewußtsein, für den teutschen Polizeidespotismus sein Blut vergessen zu haben. Doch genug davon. Wir sind also im Begriff, zum ersten Mal den Fuß auf den freien französischen Boden zu setzen. Den freien? Wenn nur die verwünschte Paßpolizei nicht wäre! Sie werden begierig sein, zu erfahren, wie ich über die Grenze gekommen.

Der Gränzort heißt Mont-Saint-Martin.

Dort werden von den Douaniers nicht blos die Effekten, sondern auch die Personen revidirt, d. h. die Pässe abgefordert. Bei der Visitation unserer Koffer richtete sich die Hauptaufmerksamkeit der jovialen Zollbeamten auf die Bücher. „Haben Sie Bücher?“ Aufzuwarten! „Teutsche oder französische?“ Blos teutsche und russische. „Die können passiren.“ (Es war den Herrn um belgischen Nachdruck zu thun, der in Frankreich streng überwacht wird.) „Haben Sie gar keinen französischen Nachdruck aus Belgien, etwa den juif errant?“ Mit Nachdruck geben wir uns nicht ab, aber wenn Sie vom juif errant das Orginal sehen wollen, so steht selbiges vor Ihnen. Diese Worte, welche eigentlich die Einleitung zu einem mehr als aufrichtigen Bekenntniß der Paßlosigkeit bilden sollten, machten auf die empfänglichen Douaniers einen so erheiternden Eindruck, daß ich plötzlich einen großen Muth faßte, ein sehr paßmäßiges, wie ein Normalsignalement aussehendes Gesicht aufsetzte, und in dem benachbarten Wirthshaus eine Flasche Wein kaufte, um — doch den Paß, Sie wollen den Paß. Denken Sie, was Sie wollen, denken Sie mich untergetaucht wie eine Ente, bis die Gefahr vorüber ist, denken

Sie mich von einem plötzlichen Schlaganfall heimgesucht, denken Sie, ich sei gefallen, und habe von vier Mann in den Wagen gehoben werden müssen, kurz, denken Sie, was Ihnen beliebt, nur verbitte ich mir den Verdacht, als sei ich nach Belgien umgekehrt, denn bald nachher kamen wir in die Festung Longwy, wo — zum zweiten Male, und zwar von Militairpersonen, die Päſſe abgefordert werden. Sie können denken, ich sei zum zweiten, sodann in Metz zum dritten, sodann in Straßburg zum vierten Mal untergetaucht — genug, von Saint-Martin bis Straßburg wird vier Mal der Paß abgefordert, und wer keinen hat, der kommt nicht durch.

Jetzt vergessen Sie diese Paßgeschichte trotz ihrer Räthselhaftigkeit und lassen Sie sich von einem grandiosen Abenteuer erzählen, das ich zwischen Longwy und Metz erlebte, oder anrichtete. Zu unserer Reisegesellschaft gehörten u. A. zwei französische Damen, eine Mutter mit ihrer Tochter. Sie sprachen ziemlich viel, wovon ich indeß nichts verstand, theils weil ich in der entgegengesetzten Seite des Wagens saß, theils weil ich des Französischen zu wenig kundig war; aber nichts destoweniger nahm ich großen Antheil an

ihrer Unterhaltung, da ihre wohlklingende Stimme und die zarte Betonung ihrer Sprache in mir die Vorstellung von zwei interessanten und reizenden Geschöpfen von edelster Bildung und zartester Weiblichkeit erregte, — ein Geschäft der Phantasie, das durch die Dunkelheit ungemein begünstigt wurde. Zwischen diesen beiden zarten Damen, welche die rechten Ecken des Wagens einnahmen, und meinem Freund und mir, welche in den linken Ecken saßen, waren noch zwei Herren eingepreßt, die an dem Diskurs lebhaften Antheil nahmen. Mit dieser disfurrirenden Gesellschaft beladen, hält der Wagen plötzlich still, wahrscheinlich weil die Pferde in dem tiefen Schnee eine Pause machen müssen. Ich aber gerathe, ich weiß nicht wie, auf den Glauben, wir seien an einer Station, vielleicht gar in Metz angelangt. Von meinem Freunde angesteckt, glaube ich in den verschneiten Erscheinungen um uns her Theile einer „großen Stadt" zu erkennen, öffne die Wagenthür und steige aus. Während ich — wir waren mitten auf dem Felde in einem foupirten Terrain — mit meinen halberfrorenen Füßen umhertrete und mich in der Dunkelheit nach einem Absteigequartier umsehe, fährt der Wagen getrost

von dannen. Ich höre das zwar an dem Knirschen des gefrorenen Schnee's, glaube indeß, es komme bloß darauf an, in den benachbarten Posthof hineinzufahren. Die Fahrt nach dem Posthof wurde jedoch so lang, daß zuletzt Bedenken in mir aufstiegen. Ich trabe also hinter dem Wagen her, hole ihn nach einer Viertelstunde ein und sehe, daß er sich mühsam zwischen zwei hohen, zu Eis gefrorenen Schneewänden dahinwindet, an welchen die Räder so nahe vorbeistreifen, daß an ein Einsteigen nicht zu denken ist. Ich fasse Geduld und wandere ruhig hinter dem Wagen fort, aber der Hohlweg zwischen den Eiswänden nimmt kein Ende und ein Vorbeikommen bleibt unmöglich. Endlich bemerke ich, daß an der Seite, wo die Damen sitzen, der Weg sich etwas erweitert. Ich nehme den Augenblick wahr und riskire, entweder in einem Satz auf den Wagentritt zu gelangen, im nämlichen Moment die Thüre aufzureißen und mich in das Interieur zu stürzen, oder aber — unter die Räder zu kommen und an der unmittelbar wieder einbiegenden Eiswand zerquetscht zu werden. Die Erwägung, daß der Wagen sechstausend Pfund wog, und zugleich der Gedanke an Sie, meine Freundinn, machten es

möglich, daß mir das Kunſtſtück, in den Wagen hineinzuſetzen, gelang. Aber jetzt? Ich hatte zwei Ueberröcke auf dem Leibe und über dieſen Ueberröcken einen großen Schlafrock, ſo daß ich eine ziemlich groteske und koloſſale Figur bildete. In dem Augenblick, wo dieſe Figur die Thür aufreißt, um ſich in den Wagen zu werfen, fühlt ſie vier wüthende, würgende Hände an der Kehle, die ſich unter dem Geſchrei „un brigand! un brigand!" alle mögliche Mühe geben, den Eindringling unter die Räder zu ſtoßen und ihn einem ſichern Verderben zu überliefern. Und dieſe Hände waren die Hände der beiden Damen von edelſter Bildung und zarteſter Weiblichkeit! Obgleich, wie Ihnen bekannt, ſehr eifrig der Galanterie befliſſen, vermogte ich doch nicht, dieſe Tugend ſo weit zu treiben, daß ich ihr zu lieb mein junges Leben in einem eiſigen Wagengeleiſe hätte laſſen ſollen; mit ungalanteſter Kraftentwicklung forcirte ich daher zwiſchen den zarten Damen und ihren galanten Nachbarn hindurch den Eingang und ſaß plötzlich wohlbehalten meinem erſtaunten Freund gegenüber, der geglaubt hatte, ich ſei in das Coupé geſtiegen, um mir beſſer die nächtlichen Schönheiten der „großen Stadt" betrachten zu können. Das Ge-

schrei der Damen hatte übrigens damit kein Ende, sie hatten plötzlich ihre ganze Zartheit abgelegt und beschuldigten den „brigand" auf die nachdrücklichste Weise, daß er ihnen — einen Hut gestohlen habe. Sie können sich denken, daß diese Beschuldigung, verbunden mit der kundgegebenen Grausamkeit, welche mir nach dem Leben getrachtet hatte, bei mir, der ich in größter Aufregung über das vollbrachte Wagestück war, die übelste Auslegung fand. Die Wuth lehrte mir plötzlich Französisch sprechen und von dieser Wuth beseelt sprach ich folgende denkwürdige Worte: Mesdames, vous m'avez voulu tuer, vous êtes des hyênes; vous n'êtes pas mêmes des femmes, vous êtes des — puçelles! Wie ich an diese Worte kam, ~~meine Freundinn~~, weiß ich nicht mehr, sie machten aber die Szene noch tragischer, als sie schon war. Von der einen Seite die Beschuldigung des Diebstahls, von der andern die Beschuldigung eines Mordversuchs mit der Reminiszenz aus Schiller:

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz"

und dann die puçelle von Orleans dazwischen und unter den Zuhörern ein banges Schweigen des Erstaunens — Sie werden sich die Situation

jetzt selbst vergegenwärtigen können, in welche die Reisegesellschaft mit einem Schlage gerathen war. Aber der Hut? Es ergab sich später, daß ich wirklich bei meinem gewaltsamen Eindringen einen Hut mit fortgerissen hatte, der sich in etwas veränderter Gestalt zwischen den Reisenden wiederfand.

Kurze Zeit nachher kamen wir in einer kleinen Stadt, Namens Ucange, an. Ehe wir uns darüber besonnen hatten, daß wir an einer Station angelangt seien, war schon die ganze Reisegesellschaft nebst Kondukteur, Postilon und Pferden verschwunden und mein Freund und ich, die nicht wußten, daß hier eine lange Pause gemacht wurde, denen auch kein Mensch eine Sylbe davon sagte, fanden sich plötzlich mitten in der Nacht im Postwagen allein. Nirgends hörte man einen Laut und keine Seele ließ sich blicken. Bloß eine Hundeseele, ein kälbergroßer Bullenbeißer, der mein von der überstandenen Aufregung noch todtblasses Gesicht für den Mond zu halten schien, machte um den Wagen die Runde und bellte uns aus Leibeskräften an. Endlich wurde uns die Situation gar zu langweilig und ich stieg aus, um auf Entdeckungen auszugehen. So ge-

lang es mir denn, einige Minuten vom Wagen entfernt ein Wirthshaus aufzufinden, in welchem der rücksichtvolle Herr Kondukteur, der uns ohne Weiteres im Stich gelassen, ganz großartig hinter einer Kaffeekanne saß. Ich erkundigte mich nach den beiden Damen, um in der Reue meiner wiedererwachten Galanterie einen Versuch zur Verständigung zu machen, und erfuhr, daß sie zu Bette gegangen waren, † Requiescant in pace! Wer waren sie? Die Frau eines — Douanenbeamten mit ihrer Tochter. Diese Qualität machte allerdings die Unbedenklichkeit, womit sie einen in Lebensgefahr schwebenden ~~chinesischen~~ Flüchtling sofort als „brigand“ attakirt hatten, einiger Maßen erklärlich.

In Metz — eine schreckliche Stadt, mit der schmutziggelben Todtenfarbe ihrer Häuser — langten wir Morgens als lebendige Eisklumpen an. Im Hôtel de l'Europe, das ich Jedem empfehle, der Geld zu viel hat, ließen wir uns an einem kleinen Herdfeuer, das 20 Groschen kostete, ein Paar Stunden aufthauen und benutzten dann, da der Wagen nach Straßburg schon besetzt war (Beiwagen werden nicht gegeben), die nächste Fahrgelegenheit nach Nancy, um nur aus dem

fatalen Metz hinauszukommen. Auf der ganzen Tour nach Nançy, die uns übrigens manche hübsche Moselgegend ~~kennen lehrte~~, begegneten wir überall jener gelben Häuserfarbe von Metz. Ich habe vergebens nachgedacht, um für diese gelbe Leidenschaft eine Erklärung zu finden. Wenn sie auf den Geist der Menschen schließen läßt, so muß Lothringen ein wahrer geistiger Kirchhof sein. Nançy gilt für das schönste Monument auf diesem Kirchhof. Wir kamen bei Nacht dort an und fuhren vor Tagesanbruch wieder ab, so daß wir fast nichts von der Stadt zu sehen bekamen. Der nächste bemerkenswerthe Ort war Lüneville. Dort zwängte sich zwischen meinen Freund und mich ein Familienvater, Schwabe von Geburt, Möbelfabrikant von Geschäft, in das Coupé, um uns bis Straßburg nicht wieder zu verlassen. Der Mann war mitunter sehr langweilig, aber doch der interessanteste Reisekompagnon, den wir bis dahin gehabt hatten. Er hielt uns Anfangs für Engländer, um zu zeigen, daß er Welt besitze, später aber für Teutsche, was wir uns gefallen ließen, um die nationalen Sympathien nicht zu zerstören. Ich erwähne des Mannes weitläufiger, weil er eines der ausgesuchtesten Exemplare jener

Spezies war, deren Seele heißt: Geld. Es ist unsinnig, einen Menschen zu verabscheuen, weil er Geld hat, wie das bei ~~Manchen schon~~ Mode geworden ist; aber ein Mensch, der an gar nichts denkt, als an Geld, und zwar bloß des Geldes wegen, ~~ist ekelhaft~~. In jedem Worte unseres Reisegefährten, er mogte sprechen, wovon er wollte, hörte man den Klang des Geldes. Der Mann hatte als Handwerksbursche die halbe europäische Welt durchwandert und Manches gesehen und erfahren, bis er sich zuletzt in Lüneville niederließ und es dort zu einem hübschen Wohlstand brachte. Von diesem Wohlstand erzählte er, bis in den Keller hinein, worin er 18 Ohm Wein habe (aber nicht zum Trinken, sondern nur um sie zu besitzen oder gelegentlich einen Profit darauf zu machen); auf diesen Wohlstand bezog sich seine Religion, auf diesen Wohlstand seine Politik. Er rühmte Ludwig Philipp als einen großen Mann, unter dem sich in Ruhe ein Wohlstand erwerben lasse, nur seien die Steuern, welche die Industrie- und Gewerbs-Klasse zu zahlen habe, etwas sehr hoch, während die Bauern ihren Wohlstand ohne Steuerdruck erwerben könnten. Algier koste viel Geld, die Pariser Forts ebenfalls, aber Beides

sei doch nothwendig, denn Ludwig Philipp wisse, was er thue, und er sei der Vater des Wohlstandes. O unaussprechliches Glück, einen Wohlstand zu besitzen! Und doch sei dieß Glück nicht unverfälscht, denn wenn er auch zwölf Gesellen halte und so und so viel tausend Franken bereits zurückgelegt habe, so gehöre er doch nicht zu den eigentlichen "Bourgeois", die mehr besitzen, als seinen Wohlstand, und mit Geringschätzung auf denselben hinabsehen. Aber nur Geduld! Er reise jetzt nach Schwaben, um eine Erbschaft zu erheben, und dadurch werde sein Wohlstand wieder bedeutend in den Komparativ gebracht. Wohlstand, Wohlstand! Er wisse, was es heiße, einen Wohlstand zu besitzen. Alles, was ihm früher Freude gemacht, sei ihm jetzt gleichgültig geworden, nur die Politik fessele ihn noch, denn davon hange ~~sehr viel~~ ab. „Meine Herren, so schloß er seine Vorlesung, „das Leben bringt große Aenderungen im Menschen hervor; meine Herren, — ich habe den Wolf gesehen!" Mit dieser Redensart wollte er den Ernst des Lebens, der sich als Noth des Lebens zu erkennen gebe, bezeichnen und zugleich erklären, daß der Mensch Alles d'ran geben müsse, was ihn in die Gefahr

des Nichtwohlſtandes bringen könne. Dieß ſagte der Mann, weil er ſich bewußt war, urſprünglich freiſinnig geweſen zu ſein. Bei den Aeußerungen dieſes angehenden Geldwolfs (er wußte in der That ſo gut über Politik mitzuſprechen, daß er völlig zurechnungsfähig war) konnte ich mich nicht enthalten an Lelewel zu denken. Lelewel, du haſt den Wolf geſehen, öfter als unſer Bourgeois, und du verkehrſt noch täglich mit ihm, aber der Wolf zeigt dir vergebens die Zähne. Ein Wolf frißt nur, was zum Vieh gehört, und es iſt entſetzlich, wie viel ein Wolf frißt. Es gibt unendlich viel Politiker und unendlich viel „Freiſinnige;" wie Viele gibt es, die den Wolf ſehen können? Meine Freundinn, man findet trotz der Maſſe verächtlichen Geſindels hoher und niederer Art noch manchen Menſchen, den man ehren kann; keinen auf der Welt aber ehre ich höher, als den, der da ſagen kann: ich bin, was ich war und bleibe, was ich bin und — „habe den Wolf geſehn."

Unter den Wohlſtandsunterhaltungen unſeres ſchwäbiſch-franzöſiſchen Bourgeois, der den Wolf geſehen hatte, kamen wir in die Himmelsregion der Vogeſen. Was der Winter in den Ardennen

möglicher Weiſe an uns verſäumt haben mogte, das holte er in den Vogeſen doppelt nach. Schnee, Sturm, Eisregen, Nordpolskälte — Alles aus der erſten Hand, und was die Natur unterließ, das richteten die Menſchen aus.

In einem kleinen Städtchen ſtieg eine ſtarkgegliederte, pausbackige Elſaſſerinn auf; ſie ſchien von Geſchäft eine Viehmagd zu ſein. Da im Wagen kein Platz mehr war, mußte ſie mittelſt einer Leiter in die imperialiſchen Regionen des Kondukteurs befördert werden. Der Kondukteur, galant und weinerfüllt, nahm die neue Begleiterinn mit offenen Armen auf. Er war in mehrere ſchwarze Schaf- und Bärenfelle gekleidet, in dieſer Umhüllung beinahe eben ſo breit, wie lang, und würde in der Dunkelheit überall für einen Newfoundländer oder einen Tanzbären gehalten worden ſein. Dieſen Newfoundländer mit ſeiner ebenbürtigen Begleiterinn über uns, gelangten wir glücklich zur nächſten Station. Plötzlich kugelt der bärenfellige Edle wie ein rieſiger Igel von der Imperiale herab und fährt mit der Tatze neben mir durch die Fenſterſcheibe, daß die Trümmer durch das Coupé umherfliegen. Was war geſchehen? Ob eine Brunhildiſche Szene aufgeführt

wurde, oder ob der Newfoundländer beim Absteigen seiner Begleiterinn hülfreiche Hand hatte leisten wollen und wegen seiner Betrunkenheit den festen Fuß verloren, weiß ich nicht — genug, durch die offenen Fensterscheiben strömte von nun an eine solche Quantität Winter auf mich ein, daß der Ueberzug von einem halben Dutzend Bären mich nicht hätte schützen können. Doch was war zu thun? Ich that ~~was ich schon so oft habe thun müssen~~, ich faßte mich in Geduld. Wir kommen weiter. Der Postillon hält mitten im Felde an, um etwas am Geschirr in Ordnung zu bringen, und der Kondukteur steigt mit seiner verbundenen, blutigen Hand ebenfalls ab. Als der Postillon wieder aufsteigt, stößt er mit seinem Holzschuh — ein Schutz gegen Schnee und Kälte — die vor mir befindliche Fensterscheibe ebenfalls ein. Jetzt saß ich vollständig im Freien und fühlte mein Ende herannahen. Dieß Gefühl überwand meine Geduld, ich riß die Thür' auf und stürzte mich wüthend auf den Newfoundländer, um ihn dahin zu bringen, daß er die Fensterscheiben reparire und mich vor dem sichern Untergang bewahre. Er wollte mich nöthigen, bis zur nächsten Station zu warten, ich erklärte ihm indeß, daß

ich ihn nicht eher wieder auf den Wagen hinauf=lassen werde, als bis er die Fensterscheiben repa=rirt habe. Der Postillon fluchte und schlug auf die Pferde. Ich trabte mit dem Newfoundländer neben dem Wagen her und vertrat ihm beständig den Weg. Als wir in dieser Weise fluchend und schimpfend eine Zeit lang getrabt hatten, begriff ich endlich, daß der Mann mich mit vollem Recht fragen konnte:

Wächst mir 'ne Fensterscheibe in der flachen Hand?

Diese Reminiszenz, welche mir es in's Ge=dächtniß rief, daß dem armen Newfoundländer wirklich von seinem Fall her die Stücke einer Fensterscheibe in der Hand wuchsen, mahnte mich an meine Grausamkeit und ich machte der Traberei ein Ende. Zum Lohn für diese Menschlichkeit kam ich verfroren bei der nächsten Station (Pfalsburg) an, wo um Mitternacht der Fenstermacher aus dem Bette geholt werden mußte.

Ich könnte meinen Bericht über unsere Reise=annehmlichkeiten noch bedeutend verlängern und Ihnen z. B. erzählen, wie sogar die Pferde vor unserm Wagen einander todt schlugen, als sei in der That der jüngste Tag gekommen; Sie werden

indeß nach den erzählten Begegnissen schon hinlänglich ermessen können, was Sie an mir zu verantworten haben, seitdem Sie mir ein Rendezvous in der Schweiz gegeben. Ich übergehe also allen weiteren Zwischenraum, selbst das romantische Städtchen Saverne, wo einst Fridolin „in der Furcht des Herrn" (d. h. des Herrn Grafen) gewandelt hat, und versetze sie unmittelbar nach Straßburg, wo wir endlich nach einer beinahe achttägigen Reise mit einem ähnlichen Gefühl anlangten, wie die Kreuzritter vor Jerusalem.

Straßburg hatte ich mir als eine imposante Stadt gedacht, es hat mir indeß dort nichts imponirt, als der Kirchthurm und der Paßkommissär. Den Eindruck, den die äußere Stadt mit ihren alterthümlichen, verkrüppelten, verschrobenen Häusern auf mich gemacht, mögte ich in die Worte fassen: hier scheinen viel Wanzen zu sein. In Straßburg scheint ein großartiger Philistersinn zu herrschen, dagegen wenig geistiges Interesse und noch weniger „teutscher Sinn," den man nach manchen Darstellungen voraussetzen könnte, vorhanden zu sein. Man bestrebt sich dort vielmehr, einen Gegensatz gegen das Teutschthum zu bilden, obschon die teutsche Sprache im gewöhnlichen Leben nach

wie vor die Hauptſprache iſt. Daß die Elſaſſer ſich nicht nach Teutſchland zurückſehnen, kommt den nationalen Stroh-Köpfen verwunderlich vor. Sie wären wahrlich nicht werth, Franzoſen zu ſein, wenn ſie unter den jetzigen Verhältniſſen wieder Teutſche werden wollten. Doch das gehört nicht hierher; Sie wollen keine Politik. So ſteigen Sie mit mir hinauf auf die Plateform der Münſterkirche und in die berühmten Schneckenſtiegen des großen Thurms, des würdigen Rivalen des Kölner Doms. Trotz der bezogenen Winterluft konnten wir nach der einen Seite hin die Vogeſen, nach der andern den Schwarzwald mit dem Rhein erblicken. Da oben an dem Platze, wo Göthe geſeſſen, einen Sommerabend zuzubringen, muß allerdings wohlthuender ſein, als eine Winterreiſe durch die Ardennen und Vogeſen. Der Wächter zeigt den Beſuchern eine Menge eingemauerter Steine, worauf die Namen der berühmMänner gezeichnet ſtehen, die den Thurm hinaufgeklettert ſind. Unter ihnen befindet ſich auch Voltaire. Von ſeinem Namen ſind indeß, angeblich durch den Blitz, wahrſcheinlich aber durch die Pfaffen, ſo viel Buchſtaben weggekratzt, daß beinahe das Wort Volte herauskommt, ſo daß

man sagen könnte, der Blitz habe dort oben die Volte geschlagen.

Wenn Sie nach Straßburg kommen, meine Freundinn, so versäumen Sie ja nicht, Mittags zwölf Uhr in den Münster zu gehen und die berühmte Uhr schlagen zu sehn. Da wird u. A. der Tod in leibhaftiger Furchtbarkeit, sodann Christus mit seinen Aposteln und namentlich der famose Hahn sich Ihnen produziren, welcher den Petrus so hübsch angeführt hat. Er kräht sehr ausdrucksvoll, schlägt die Flügel mit triumphirender Malice, und das Alles nach den Eingebungen eines christlichen Uhrwerks. Ich ~~muß gestehen, daß ich nicht~~ ~~leicht~~ etwas Abgeschmackteres gesehen ~~habe~~, als diesen heiligen Marionettenkasten, belebt durch die künstlichste Uhr der Erde. Selbst die dummsten, gläubigsten Bauerngesichter verzogen sich zu einem höhnischen Lachen vor diesem Schauspiel, wie sehr dasselbe auch berechnet sein mag, den Wunderkultus zu unterstützen. Man mögte davon laufen tausend Stunden weit, wenn man das Mittelalter in seinem kirchhöflichen Aufzug so schwarz an sich vorüberschreiten sieht, wie es noch in Straßburg konservirt wird. Ich für meinen Theil werde immer melancholisch durch solchen Kultus

und meine Vernunft zieht ihre Trauerkleider an, so oft sie ihm begegnet.

Da ich Geschäfte hatte, welche mich in Straßburg acht Tage aufhielten, mußte ich meinen poetischen Freund nach der Schweiz vorausreisen lassen. Auch in Straßburg hatte ich Gelegenheit, mit ein Paar teutschen Flüchtlingen bekannt zu werden, die dort indeß sehr ruhig leben und in ihrer Vereinzelung sich wenig bemerkbar machen. Das Bemerkenswertheste, was ich während jener acht Tage gethan, war, daß ich bis auf die Mitte der Kehler Brücke spazieren ging, um eine Flasche mit einem Papier in den Rhein zu werfen, worauf folgende Worte geschrieben standen:

Nahru Batallo Wituhmil Erra,
Sigurin elt ar Mita Biterra.

Wer die Flasche gefunden und die Worte enträthselt hat, wende sich an E. F. Jarison in Straßburg und nehme dort als Prämie fünfhundert Franken in Empfang.

Bei der Fahrt von Straßburg nach Basel durch das Elsaß versetzte ich mich in die Lage eines teutschen Nationalen und wurde dadurch auf fremde Rechnung ganz neidisch gegen die Franzosen

gestimmt, denn es ist Schade um die teutsche Romantik, daß sie ein so schönes Land mit so malerischen Bergen und so romantischen Ruinen in fremden Händen lassen muß. Es mag dort noch manche Marburg und mancher Stolzenfels liegen, die sich trefflich zu Geburtstagspräsenten für gekrönte Häupter eigneten. Wenn wieder ein Krieg gegen Frankreich ausbräche, so bedürfte es nur eines Hinweises auf die Romantik des Elsasses, um die loyalen Teutschen zu Helden zu machen und die „Marken des Vaterland" wieder zu erobern. Endlich langten wir bei dem Gränzort St. Louis an und sahen die erste Schweizerstadt vor uns. So sollte also meine langjährige Sehnsucht, einmal in meinem Leben das Land der Berge zu sehen, seine Erfüllung finden. Freilich hatte ich niemals gedacht, daß es auf solche Veranlassung geschehen würde. Doch so oder so, es gilt gleich: ich sah die Berge vor mir und hatte nur zwei Schritte bis Basel. Vor einer neuen Landesgrenze stehend, setzte ich mich wieder in die erforderliche Positur, um der Douanen- und Paßrevision begegnen zu können. Aber wie erstaunte ich, als von dem französischen Grenzbahnhof der Omnibus Menschen und Koffer in das Schweizer-

land hineinführte, ohne daß auch nur eine polizeiliche Seele ſich um ſie bekümmert hätte! Wahrlich, wenn etwas geeignet iſt, beim Eintritt in ein Land ein günſtiges Vorurtheil für daſſelbe zu erwecken, ſo iſt es der freie Eintritt. Wir ſind überall ſo ſehr an Abſperrungen, Kontroſſen, Viſitationen, Plackereien und Teufeleien gewöhnt, daß wir in einer neuen Welt anzulangen glauben, wenn wir irgendwo den Strich, den man Grenze nennt, ohne Hülfe von Douaniers und Poliziſten überſchreiten können.

In Baſel mich umzuſehen, fand ich keine Zeit, denn ich benutzte am nämlichen Abend, wo ich ankam, die Poſtgelegenheit, um bis zum nächſten Morgen nach Zürich zu gelangen. Zürich! Mein poetiſcher Freund hatte bei meiner Ankunft ſchon ein Gedicht fertig, das alſo begann:

„An dem See von Zürich,
Welch' ein Leben führ' ich," u. ſ. w.

Meine Freundinn, wenn Sie erſt Zürich geſehen hätten, ſo würde Ihnen der Abſchied von Ihrem Mutterlande viel leichter werden. In Zürich haben Sie Teutſchland und Italien zugleich. Rechts und links von Bergen begleitet,

kommen Sie von Basel her durch freundliche, mit Landhäusern untermischte Dörfer und schöne Fluren in die freundliche Limmatstadt. Nachdem Sie einige Straßen durchfahren, gelangen Sie plötzlich auf die letzte Brücke, welche über die krystallklare Limmat führt, und sehen vor sich den langhin gestreckten Zürichsee. Seine Ufer sind von Zürich aus an beiden Seiten Stunden weit mit Dörfern und Landhäusern in fast ununterbrochener Reihe besä't, in deren Rücken sich rebenbesetzte und bewaldete Bergzüge erheben, welche die ganze schöne Landschaft einfassen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Zürich mit den andern Orten des See's sich einst zu einer ungeheuren Weltstadt verbinden werde. Den Zürichsee hinauf, der sich acht Stunden weit erstreckt, erheben sich im Hintergrunde die schroffen Häupter der Glarner Alpen, welche bis zu einer Höhe von 11,000 Fuß den Blick fesseln und bei Abend ihre ewig mit Schnee bedeckten Gipfel von der untergehenden Sonne vergolden lassen. Da haben Sie einige Züge zu dem Bilde der Gegend von Zürich, welche einzeln hinzuzeichnen ich unterlasse, um Sie noch mehr zur Selbstbesichtigung anzureizen. Die ganze Gegend ist ein

Garten, ein Spaziergang, eine Schönheit und — ihre Seele ist Freundlichkeit. Eins nur werden Sie hier vermissen, was Ihnen in Teutschland so viel Vergnügen machte: in der Schweiz gibt es keine Nachtigallen. Doch ist denn die Nachtigall eine Verkünderin der Freude? ~~Darauf kommt es Alles an~~. In den Annoncen, welche Wohnungen ausbieten, wird hier als gewöhnlicher Charakter derselben die „Frohmüthigkeit" hervorgehoben: Ein „frohmüthiges Wohngemach." Auf den Schildern verschiedener Wirthshäuser lies't man die Aufschrift: „zum Frohsinn," „zur frohen Aussicht" u. s. w. Diese Bezeichnungen gehören sämmtlich in das Lexikon der Umgegend. Die „Frohmüthigkeit" ist ihr Hauptcharakter. Man muß in der That vom Unglück verfolgt werden, oder ein unheilbarer Hypochondrist sein, wenn man am Zürichsee nicht „frohmüthig" gestimmt wird. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, seit ich nach Zürich kam. Meine Wohnung war so gelegen, daß ich Morgens schon aus meinem Bette den See überblicken, die weißen Landhäuser sich in seinem Spiegel vor lauter „Frohmüthigkeit" auf den Kopf stellen und die jodelnden Schiffer mit ihren schlanken Kähnen

ſeine glatte Fläche durchfurchen ſehen konnte. Die Abende waren noch ſchöner, und wie müſſen ſie erſt im Sommer ſein, wenn man in traulicher Geſellſchaft oder bei einem Glaſe würzigen „Valteliners" oder „Neſtenbachers" mit einem ſchaukelnden Kahn den hallenden See durchrudert, oder von den umherliegenden Bergen aus die blühende Landſchaft überträumt! Meine Freundinn, ich würde in Zürich ein Romantiker geworden ſein, wenn ich ihn nicht ſchon hinter mir hätte. Und doch bin ich um eine Zeit dahin gekommen, wo alle Welt in Aufregung und Verwirrung war. Die Romantik des Bürgerkriegs hätte die Romantik der Natur leicht paralyſiren können. Es wurde damals grade die Luzerner Affaire eingeleitet. Die Unternehmung der Freiſchaaren, welche meiſt bei Nacht ihrem Ziel zumarſchirten, bereitete ſich ganz in der Stille vor, ohne daß man etwas Anderes von ihr gewahr wurde, als die Zeitungsberichte und verworrene Gerüchte. Kaum aber zeigte ſich die Lage der Dinge in der traurigen Niederlage der Freiſchaaren und dem blutdürſtigen Triumph der Jeſuitenpartei, ſo war gleich von allen Seiten das Militär auf den Beinen. In der Nacht hörte ich

die Trommel rühren, und am andern Morgen überraſchte mich ſchon eine wie aus dem Boden aufgetauchte Truppenmacht, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. In keinem „Militärſtaat" kann ſchneller das Militär bei der Hand ſein, als in dieſem Freiſtaat ohne ſtehendes Heer. Die Schweiz kann in wenigen Tagen 100,000 Mann auf die Beine bringen. Auch habe ich mich gewundert über die männliche Haltung der ſchweizeriſchen Soldaten, welche bei aller Ungenirtheit und Zwangloſigkeit den wahren Geiſt freier Wehrhaftigkeit an den Tag legte. Ueberhaupt habe ich in wenigen Tagen ganz andere Begriffe von der Schweiz erhalten, als mir die entſtellenden Berichte des Auslands bis dahin beigebracht hatten. Namentlich hat mich die lebendige, erregte Theilnahme, die bis zum Dienſtboten und zum Handwerker hinab Alles für die Politik an den Tag legte, überraſcht und erfreut. Was iſt das doch für ein anderes Leben, als bei uns, wo Jedem ſein Stück Politik von der Polizei zubereitet und zugemeſſen wird! Und ein ſolch erregtes Leben nennt man in Teutſchland ein unglückliches! Wenn man in die Schweiz kommt, ſo denkt man nur an Verwirrung, Anarchie, Banditen und Todtſchlä-

ger. Die Schuld davon trägt die ~~Styl gewordene~~ Verläumdung, namentlich der teutschen Presse. Ich bin in die Schweiz gekommen zu einer Zeit, wo die Zustände mich in ungünstigen Vorurtheilen hätten bestärken müssen, und dennoch behaupte ich, daß die Schweizer durchweg verläumdet werden. Die ~~Schweizer~~ sind ein nüchternes, praktisches Volk, das wahrlich nicht zum bloßen Vergnügen Anarchie treiben wird, und wenn sie ihre Freiheit benutzen, um ihre Theilnahme an ihren Angelegenheiten zu bethätigen, so haben nicht sie die Schuld, daß diese Bethätigung keine glänzendere Früchte trägt. Man entferne die ausländischen Intriguen und mache aus der Schweiz eine Einheit, ein die Kantonalzerstückelung beseitigendes Staatsganzes, und man wird anders über sie urtheilen lernen. Doch — ich verirre mich als gewesener Soldat in das Militär und als politischer Flüchtling wieder in die Politik. Verzeihen Sie ~~mir das~~, ich werde Sie gleich durch eine Zugabe von Romantik wieder zu besänftigen suchen.

Bevor ich mich in meinem neuen Wohnort einrichtete, wünschte ich, den Züricher See bis in die obere Gegend kennen zu lernen. Es bot sich

mir hierzu eine passende Gelegenheit, als ich in Gesellschaft meines poetischen Freundes einen Ausflug nach Rapperswyl machen konnte, ein Städtchen sechs Stunden von Zürich, wohin man in zwei Stunden mit dem Dampfschiff gelangt und in dessen Nähe mein Freund sich eine reizend gelegene Sommerwohnung gemiethet hat. Ich ließ ihn dort in seiner idyllischen Einsamkeit allein und setzte mit einem Kahn nach einer andern Einsamkeit hinüber, um auf den Besuch bei einem lebenden Poeten den Besuch bei einem todten folgen zu lassen. Errathen Sie, welche Einsamkeit ich meine? Ufnau! Es war ein herrlicher Frühlingstag, ein beinah heißer Aprilmittag, als ich zu der Insel hinüberschiffte. Der See war glatt wie ein Spiegel und schon in ziemlicher Entfernung vom Ufer ließ er durch sein krystallenes Wasser auf den tiefen Grund sehen. Ich zitirte alle Geister aus der Höhe und aus der Tiefe, um in angemessener Begleitung den letzten Aufenthaltsort jenes Mannes zu betreten, der allerdings mehr als hundert Andere einen Anspruch auf unsere Pietät hat, weil er nicht bloß ein kräftiger und kühner Geist, sondern auch ein kräftiger und kühner Charakter war, einer jener

seltenen Charaktere, die nur leben können, wenn sie für ihre Ueberzeugung leben, und die eher Alles in die Schanze schlagen, als ihr Streben nach Wahrheit in feigen Rücksichten untergehn lassen. Der Kahn stößt an's Land und ich betrete die Ruhestätte Ulrichs von Hutten, des Koryphäen der teutschen Flüchtlinge. Indem ich in feierlicher Stimmung der alten Kirche zuschreite, welche in der Ferne zuerst den Blick auf sich zieht, begegnet mir eines jener kleinen Ereignisse, die so oft als Possen des Zufalls das Leben erheitern. Ich sehe nämlich aus einem alten Hause einen gelben Hund von der Größe eines Kalbes auf mich losstürzen. Kein Gebell läßt er hören, aber bald in wilden Sätzen und bald in schleichendem Lauf, mit unverwandtem Blick und einer unheimlichen Tigerhaftigkeit eilt er näher, immer näher. Da mich der Zufall schon häufig in Kollisionen mit großen Hunden geführt, wobei ich immer Sieger geblieben war, so hatte die Annäherung des Ufnauer Tigers anfänglich nichts Beunruhigendes für mich; da er aber lautlos und mit jener eigenthümlichen Angriffshaltung wilder Thiere unverwandt auf mich zukam, hielt ich es doch für nöthig, mich einiger Maßen vorzusehen. Ich hob

daher meinen Stock hoch in die Luft, um ihm per Telegraph zu bedeuten, daß er nicht ungestraft sich an meiner feierlich gestimmten Person vergreifen würde. Aber weder mein Stock, noch mein fester Gang imponiren ihm, er schleicht immer näher mit funkelndem Blicke und schon schickt er sich an zu einem Tigersprung. Ist denn kein Mensch in der Nähe, der dem Unthier die Rückkehr gebieten kann? Niemand läßt sich sehen. So bin ich also nach Ufnau gekommen, um dem edlen Ulrich von Hutten meinen Besuch abzustatten, und werde von seiner gemeinen Hundsbestie empfangen, muß mit dieser Bestie einen Kampf auf Leben und Tod bestehen. Indem ich mich eben zu diesem Kampf anschicke — fühle ich die Bestie schon an meinem Halse. Mit einem plötzlichen Satz kommt sie meinen Maßregeln zuvor und umarmt mich wie ein Bär. Sie werden denken, jetzt sei es um mich geschehen. Was würden Sie aber denken, wenn Sie mich, die Bestie am Halse, plötzlich in ein gewaltiges Lachen ausbrechen sähen? Meine Freundinn, ich habe durch diesen Hund erfahren, welch ein Unglück es ist, wenn man sich nicht verständlich machen kann. Der Hund von Ufnau, das gutmü-

thigste Thier der Welt, kam nicht, um mich anzugreifen, sondern um mich zu begrüßen, und mein aufgehobener Stock schreckte ihn nicht zurück, weil er in seiner insularischen Unverdorbenheit eine feindselige Begegnung nicht einmal als möglich annahm. Er war die Freundlichkeit ~~selbst~~, aber das Organ der Freundlichkeit fehlte ihm: der Schwanz. Dem armen Hund hatte die grausame Kultur den Schwanz bis auf die Wurzel abgehauen, und erst als er mich umarmte, merkte ich an der Bewegung des kurzen ~~Rückgrats~~, daß der Freundliche im eifrigsten und herzlichsten Wedeln begriffen war. Ein glücklicher Zufall hatte ihn davor bewahrt, seine freundliche Begrüßung mit einem mörderischen Stockhieb erwiedert zu sehen. Mögte dieß Beispiel eines grausamen Mißverständnisses dazu beitragen, daß man Jedem das Seine lasse und namentlich keinen Hund der Sprache des Herzens beraube. Bei einem dressirten Hunde ist der Schwanz das Organ der Servilität, bei einem freien ist er das Organ der Herzlichkeit, denn selbst ein Hund erhält und verliert seinen Werth mit der Freiheit. Ich weiß nicht, ob meine Sympathie für den Freiheitshelden Ulrich von Hutten dem Wächter seines

Grabes mit zu gut kam, genug in Begleitung des Hundes verlebte ich einen ganzen Tag auf der Insel und das unbedeutende Begebniß beim Empfang war für meine Stimmung nicht wenig entscheidend.

Ich hatte in Rapperswyl schon einen Platz auf der Post bezahlt, die ich Nachmittags in Stäfa zu treffen gedachte; als ich aber zu Ufnau angekommen war, schickte ich meinen Fährmann zurück und bestellte ihn auf den andern Tag. Es gefiel mir auf der Insel ~~gar~~ zu gut, wenn sie auch weiter keine Reize hat, als die Erinnerung an ihren einstigen Schützling und die herrliche Rundschau auf die Berge und den See. Soll ich Ihnen erzählen, was ich während der vierundzwanzig Stunden auf der Ufnau gemacht habe? Ich habe dort Vorstudien zu der Kunst des wissenschaftlichen Reisens gemacht. So sei Ihnen z. B. das mineralogische Bekenntniß abgelegt, daß die Insel Ufnau mir aus Konglomerat und Schieferfelsen zu bestehen scheint. In botanischer Hinsicht habe ich von quercus vulgaris, crocus intervinalis, stumpus haselstockius u. s. w.; in zoologischer Hinsicht, außer von obbemeldtem Thier, von anser schnatterissicus, lacerta langschwanzia

u. ſ. w. zu berichten. In anthropologiſcher Beziehung iſt zu ſagen, daß die Inſel bewohnt iſt von einem Pächter nebſt Frau, vier Töchtern und drei Söhnen. Wär' ich nun ſchon ein Mann der Wiſſenſchaft, ſo könnte ich Ihnen noch einen reichen Schatz von Früchten meines Aufenthalts darreichen. Aber als naturwüchſiger Sohn des Lebens muß ich mich, außer dieſen wiſſenſchaftlichen Bemerkungen, auf die rohen Erlebniſſe und Beobachtungen der Perſon beſchränken. Ich betrachtete alſo zuerſt die Gebäulichkeiten der Inſel und berichte Ihnen darüber im Einzelnen, weil Sie ſich ſo ſehr für das Aſyl Huttens intereſſiren. Unter den Gebäuden ſteht oben an die alte verkommene Kirche, in welcher aber doch noch Morgens fünf Uhr von dem Sohn des Pächters die Frühglocke geläutet wird. Unter der Kirche befindet ſich ein Beinhaus mit einer Menge weißer Schädel. Ich habe ſie alle mit phrenologiſcher Neugier betrachtet in der Hoffnung, einen unter ihnen zu finden, der möglicher Weiſe der Schädel Hutten's ſein könnte. Allein ſie ſahen alle ſo patzig darein, daß ich ſie nur für Schädel obscurorum virorum halten durfte. Außer der Kirche ſind noch zwei alterthümliche, zum Theil ver-

fallene Gebäude vorhanden, die sich sehr gut zu Sommerwohnungen einrichten ließen; aber auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß die Eigenthümer der Insel, die Mönche des Klosters Einsiedeln, außer ihrem Pächter keinen Bewohner auf ihrem Besitzthum dulden, auch dasselbe zu keinem Preise abtreten wollen. Ob sie etwa fürchten, das Andenken Hutten's könne auf eine antijesuitische Weise ausgebeutet werden, weiß ich nicht. Die Angelegenheit mit dem Auge der neuen Zeit betrachtend, prophezeie ich demjenigen ein schnelles Reichwerden, der die Insel (vielleicht auch die benachbarte kleinere, die ich hiermit Neuufnau taufe) an sich bringt, sie mit einem Gasthof, hübschen Anlagen, Badeanstalten versieht und sie zu einem Halteplatz der Dampfschiffe macht. Jedenfalls wird sie dann gemeinnütziger verwendet als jetzt, wo sie nur zur Produktion von ein Paar Ohmen Wein für die Mönche und einem Stall voll Heu für ihre Ochsen benutzt wird. Der Stall für diese Ochsen bildet das vierte und das alte Haus des Pächters, in welchem ich auf einer alten Bodenkammer übernachtete, das fünfte Gebäude auf der Insel. Der Haupttheil derselben besteht in einer Grasfläche, von spärlichem Ge-

büsch und ein Paar Hügeln unterbrochen. Neben einem der Hügel fand ich etwas, das ich Ihnen zeigen zu können wünschte: ein ganzes Thal voll Veilchen. Eine solche Veilchenpracht habe ich nie und nirgends gesehen. Um sagen zu können, ich habe mich in Veilchen gewälzt, würde ich selbiges getban haben, wenn bei dem Vergnügen nicht zu viel Hummeln und Erdspinnen konkurrirt hätten. Als ich mir die Insel betrachtet und mich an dem vortrefflichen „Leutschen Wein", einem Produkt des Klosters Einsiedeln, gelabt hatte, das der Pächter verzapft, bestieg ich mit dessen zwölfjährigem Sohne einen Kahn, um die Insel zu umschiffen und zu fischen. Wir fingen jedoch nichts, weil es zu hell war. Den andern Morgen aber zogen wir mit den ausgestellten Netzen zwanzig Fische heraus, von welchen mir ein treffliches Frühstück bereitet wurde. Was wollen Sie neben diesen wichtigen Ereignissen noch weiter über meine Erlebnisse auf der Insel wissen? Ich war „kreuzfidel," wie Hutten sagt, würde aber langweilig werden, wenn ich beschreiben wollte, wie ich es war. Genug, der Geist Ulrichs, des Koryphäen der Flüchtlinge, war in mich gefahren, und ich habe ihm nicht durch Kopfhängerei meine

Huldigung dargebracht. Ich habe mit ihm und seines Gleichen über alle Teufel gesprochen, ich habe mit ihm gesprochen, als ich an dem Ufer der Insel umherstrich, ich habe mit ihm gesprochen, als ich sie umschiffte, ich habe mit ihm gesprochen, als ich Abends die dämmernden Alpen hinaufsah und das ferne Jodeln von den Seedörfern und Schifferbooten zu mir herüberscholl, ich habe mit ihm gesprochen, als vor Sonnenaufgang das Pfeifen der Strandvögel durch mein zerbrochenes Fenster drang, ich habe mit ihm gesprochen einen ganzen Tag, und mehr als eine Flasche auf sein und Ihr Wohl getrunken. Lassen Sie es damit genug sein.

Man weiß nicht mehr, an welcher Stelle Hutten begraben ist. Was liegt daran? Die ganze Insel ist sein Grab. Sein Grab heißt Ufnau. Heut zu Tage wär' es ihm nicht einmal gegönnt worden; so wechseln die Zeiten und Zustände. Hätte Hutten jemals gedacht, daß in der Nähe seines Kirchhofes im Jahr 1845 der Jesuitismus triumphiren, ja daß sein Kirchhof Eigenthum der Jesuiten werden würde? Ich prophezeie den schwarzen Herren, daß in nicht langer Zeit auf der Insel Ufnau für Ulrich von Hutten

ein Denkmal wird errichtet werden. Damit ist zwar der Sieg des freien Geistes noch nicht proklamirt, aber der Schweiz schon ein bedeutungsvoller Wegweiser gesetzt.

Nun, meine Freundinn, geht es wieder nach Zürich zurück. Sie erwarten gewiß noch eine Darstellung des geselligen Lebens, einen Bericht über die dortigen Menschen u. s. w. Ich muß Sie darauf einstweilen warten lassen, da sich dergleichen nicht, wie eine Gegend, mit einem Blick überschauen läßt, sondern längere Zeit studirt oder wenigstens beobachtet sein will. Eine Bemerkung über die Schweiz und die Schweizer aber, die sich mir sofort aufgedrängt hat, kann ich schon hier nicht unterdrücken. Ich habe nämlich eine auffallende Aehnlichkeit der schweizerischen Gesellschaftszustände und Menschen mit den — holländischen gefunden. Nicht bloß zeichnet sich die Schweiz, wie Holland, durch ihre Viehzucht, ihren Käse und ihren industriellen Geist aus, sondern auch die Sitten und der Volkscharakter beider Länder stimmen in manchen Stücken auffallend überein. Dieselbe Geldsucht, dieselbe Nüchternheit des Verstandes und Entfremdung vom Idealen, dieselbe diplomatische Pfiffigkeit bei äußerer Treuherzigkeit,

dieſelbe Abhängigkeit von alten Sitten, welche Gutes wie Schlechtes konſervirt, weil es hergebracht iſt, und namentlich bei der Geldariſtokratie mitunter eine gewiſſe patriarchaliſche Biederkeit fortpflanzt, dieſelbe häusliche ~~Propretät~~, dieſelbe Stereotypie in der Redeweiſe der Konverſation, dieſelbe „nationale“ ~~Einbildung~~, dieſelbe Abneigung gegen die Teutſchen! Sogar in körperlichen Aeußerlichkeiten, namentlich in der holzſchnittartigen Maſſivität mancher Geſichter, ſo wie auch in den forcirten Kehllauten der Sprache findet ſich die Aehnlichkeit wieder. Man merkt es bald, daß den Schweizern daſſelbe fehlt, was den Holländern, nämlich die Durchknetung mit fremdem Sauerteig. Die Iſolirung iſt ihr größtes Gebrechen und das größte Hinderniß ihrer Kultur. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich die Schweizer nicht den Holländern gleichſtelle; ſie ſind nicht ſo korrumpirt und gemein, wie dieſe, und bei Weitem kräftiger angelegt. Dabei ſtellt ihr politiſcher Sinn im Allgemeinen ſie ſo hoch über ihre Konkurrenten im Käſemachen, wie ihre Käſe größer ſind als die holländiſchen. Was dagegen einen Theil von ihnen tief unter die Holländer ſtellt, das iſt die alte Gewohnheit, den

auswärtigen Despotismus, ja sogar die Todfeinde ihrer eigenen Freiheit, mit Söldlingen zu versorgen. Dieser Krebs ist für die Schweizer, was die Sklavenzüchterei für die Nordamerikaner ist. So lang die Schweiz nicht Diejenigen als Scheusale ausstößt, welche in Rom und Neapel die Freiheit morden helfen, so lang haftet auf dem Namen Schweiz ein blutiges Mal der schändlichsten Schande.

XXI.

Ausflug von Zürich nach dem Wallensee. Ein *scher Geheimrath und die Schweizer.

1845

Allerlei Schreibereien, die beendigt sein mußten, weil die *sche Polizei Mangel an Beschäftigung hatte, ließen mir lange keine Zeit, einen Blick in die eigentliche Schweizernatur zu thun, deren ferne Vertreter, die beschneiten Alpen, ich jeden Tag aus dem Fenster zu einem Besuch einladen sah. Einige Erholungstage, die ich endlich erübrigte, beschloß ich zu benutzen, um einen Ausflug zu machen, der mir in möglichst kurzer Zeit möglichst viel und verschiedenartige Erscheinungen der schweizerischen Natur vor Augen führen

sollte. Der Rigi, welcher von Zürich aus in einem Tage erreicht werden kann, bietet zwar in dieser Hinsicht Reichthum genug; aber das Panorama, das man von ihm aus überblickt, liegt mit seinen Einzelnheiten dem Zuschauer zu fern, als daß er seine Neugier im Speziellen befriedigen könnte. Ueberdieß gewährt schon der Uetliberg bei Zürich einen allgemeinen Ueberblick über die Alpenkette vom Sentis bis zur Jungfrau. Man rieth mir daher eine Tour nach dem Wallensee und nach Glarus an. Ich fuhr mit dem Dampfschiff nach Rapperswyl, in dessen Nähe der poetische Freund, welcher mit mir von Brüssel gekommen war, damals noch eine ländliche Zurückgezogenheit kultivirte, und fand in ihm einen bereitwilligen Reisegefährten.

Von Rapperswyl fährt man mit dem Dampfschiff nach Schmerikon, am Ende des Züricher See's gelegen, und von hier aus gelangt man mit der Post in einigen Stunden nach Weesen, wo der Wallensee beginnt.

Der Weg von Schmerikon führt durch ein breites, vom Linthkanal durchflossenes Thal, an dessen beiden Seiten sich die ersten Bergriesen in zunehmender Größe aufgestellt haben. Unter ihnen

zeichnet ſich der 6000 Fuß hohe „Speer“ mit ſeiner ſeitab gekehrten Spitze aus. Bei Weeſen theilt ſich das Thal in zwei neue: das rechts fortlaufende führt nach Glarus, das links gelegene wird vom Wallenſee ausgefüllt.

Weeſen hat eine ungemein ſchöne Lage und man bedauert, daß der Platz, auf welchem es liegt, nicht zur Anlage einer großen Stadt benutzt worden iſt. Nach der hintern Seite ſieht man in das Glarner Thal hinein, welches von dem koloſſalen, mit Schnee und Gletſchern überzogenen Glärniſch (8000 Fuß hoch) beherrſcht wird; nach der vordern Seite überblickt man den Wallenſee, umſtarrt von zackigen Felskuppen. Unter dieſen fällt namentlich der mehr in's Land hineingelegene Mürtzenſtock, ein Hauptaſyl der Gemſen und Murmelthiere, in die Augen, deſſen zierliche, gothiſchen Thurmverzierungen ähnelnde Spitzen aus ihrer mehr als 7000 Fuß betragenden Höhe die vordern Umgebungen des See's überſchauen. Dieſe Umgebungen werden immer wilder und ungewöhnlicher, je weiter das Dampfſchiff von Weeſen aus den See hinauffährt. Namentlich zeichnet ſich das linke Ufer aus. Es beſteht aus einer ununterbrochenen Reihe zackiger und zerklüfteter Felſen

von den verschiedenartigsten Formen, welche steil aus dem See heraus zu einer durchschnittlichen Höhe von 6—7000 Fuß in die Luft hinaufstarren. Von einem derselben stürzt ein Wasserfall über 1000 Fuß hoch herab, oder vielmehr er stürzt nicht, sondern spinnt sich, durch den Widerstand der Luft zertheilt, wie ein zerfasertes seidenes Band den Felsen herunter. Aehnlicher Wasserfälle, jedoch von geringerer Höhe, finden sich mehrere dort. Außer ihnen bilden vereinzelte Tannen, Grasplätze und Sennhütten, welche zum Theil ohne einen erkennbaren Zugang wie Schwalbennester hoch an die Seiten der Felsen geklebt sind, die Abwechselungen jenes starren Ufers. Dasselbe hat in der That etwas Schauerliches an sich und erinnert an die Gegend der Loreley. Es bildet eine fortlaufende Mauer von Loreleyfelsen, jedoch von einer Größe, daß der rheinische sich wie ein Hut auf ihre Häupter pflanzen ließe. An den Rhein wird man auch durch die geringe Breite des übrigens schauerlich tiefen See's erinnert, welche es möglich macht, vom Dampfschiff aus beide Ufer ganz genau zu betrachten. Der See ist vier Stunden lang. Am Ende desselben liegt Wallenstadt, wo er einen seiner schönsten Punkte darbietet: ich meine „die

sieben Kurfürsten," sieben neben einander stehende, mehr als 7000 Fuß hohe Felsen von einer wahrhaft architektonischen Form und Schönheit. Einem Landschaftmahler läßt sich nicht leicht ein ~~schönerer~~ Gegenstand empfehlen, als diese sieben Kurfürsten, oder, wie sie wahrscheinlich richtiger benannt werden, Kuhfirsten.

In Wallenstadt ließen wir die übrige Reisegesellschaft mit der Post nach Sargans weiter fahren, und beschlossen, da das Dampfschiff erst am andern Tage sich wieder in Bewegung setzte, sofort zu Fuß nach Weesen zurückzugehen. Dieß war nur an der dem Loreley-Ufer entgegengesetzten Seite möglich und auch dort nur auf einem Wege, der mitunter alle Aufmerksamkeit erforderte, wollte man nicht einige hundert Fuß tief in den Wallensee hinabstürzen. Der Spaziergang lohnte reichlich die aufgewendete Mühe und darf auch Andern empfohlen werden. Besonders lohnend ist er da, wo er an einer überhangenden Felsenmauer vorbeiführt, durch welche ein Sturzbach sich eine trümmervolle Schluchten-Bahn gebrochen, links und rechts durch die steilen Wände des durchbrochenen Berges hoch überragt. Am späten Abend langten wir wieder in Wesen an, em-

pfangen von der holdseeligen Tochter des Hauses zum Schwert."

Der Wallensee ist für die Kahnfahrt sehr gefährlich, weil die Winde von den nahgelegenen Bergen oft unvermuthet auf ihn herabstürzen und sein leicht erregbares Gewässer in Aufruhr bringen. Schon ein gewöhnlicher Wind ist im Stande, in wenigen Minuten bedeutende Wellen aufzuregen. Von dieser Erregbarkeit wird der See auch seinen Namen haben. Benvenuto Cellini erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß er bei einer Fahrt von Wallenstadt nach Weesen in die größte Gefahr gekommen und die Schiffer mit dem Degen in der Hand genöthigt hat, an's Land zu rudern, weil er mit seiner Gesellschaft zu ertrinken fürchtete. Von solchen Gefahren hat jetzt kein Reisender mehr zu leiden. Gäbe es aber auch kein Dampfschiff auf dem See, so würde ich doch Jedem anrathen, auf einer Schweizerreise jene interessante und auffallender Weise so wenig empfohlene Fahrt nicht zu unterlassen.

In Weesen hofften wir mit einem *schen Geheimrath zusammenzutreffen, der, wie wir gehört hatten, sich in jener Gegend umhertrieb, um das republikanische Terrain zu rekognosziren. Leider

war der hohe Herr, von dessen Gesellschaft wir uns ein vaterländisches Vergnügen versprochen hatten, wieder abgereist. An seiner Stelle unterhielt uns die holdseelige Tochter des Hauses, die mit ihren Eltern vor Kurzem aus dem Neuenburgischen nach Weesen gezogen war. Die Preußen haben vor den sonstigen Teutschen in der Schweiz einen großen Vorzug: sie finden dort ihre republikanischen Landsleute und bleiben der Gelegenheiten versichert, ihre Loyalität an den Mann bringen zu können *). Als unsre Neuenburgische Landsmänninn hörte, daß wir Preußen seien, faßte sie sofort eine lebhafte Neigung zu uns und tauschte ihre patriotischen Gefühle mit uns aus. Sie

---

*) Spätere Anm. Am Neujahrstag 1846 begaben sich der Stadtrath und die Offiziere des Kreises Neuenburg in den großen Saal des Schlosses, um dem Präsidenten des Staatsraths ihre Unterthanengefühle für den König von Preußen auszudrücken. Ein Pfarrer, der im Namen Aller sprach, sagte u. A.: „Wünsche für den König sagen, heißt so viel, als solche für uns selbst und unser glückliches Land aussprechen. Warum sollten wir nicht fühlen, was Alles der König für uns ist? Der religiöse Hüter dieser schützenden Institutionen, die mächtige Hand, die sie schirmt, die lebendige und feste Grundlage, welche sie aufrecht hält!“

(Schweizerische Bl.)

ſprach vom König von Preußen, den ſie den republikaniſchen Monarchen nannte, mit Begeiſterung, und als wir ſie fragten, wie ſie dazu komme, ſagte ſie, er habe den Felsbergern 10,000 Franken geſchenkt und ſeine Beamten rühmten ihn ſehr und riefen beſtändig: „vive le roi!“ Wir überraſchten ſie mit der Nachricht, daß mehrere Kantone in Berlin Unterhandlungen angeknüpft hätten, um preußiſch, oder wenigſtens teutſch zu werden, ſie ſtellten aber zur Bedingung, daß ihnen der heilige Rock und mehrere Prinzen abgetreten werden ſollten. Leider ſei dieſe Bedingung ſchwierig, denn man könne bei uns weder den erſtern noch die letztern entbehren. Vielleicht laſſe ſich aber Rath ſchaffen, da man kürzlich zu Trier in einem Nonnenkloſter auch eine heilige Hoſe entdeckt habe, und was die Prinzen betreffe, ſo ſei zu empfehlen, daß man den Mürzenſtock und die ſieben Kurfürſten zur Anlegung von Luſtſchlöſſern anbiete, vorläufig auch einige ſchweizeriſche Adler einfange und zum dynaſtiſchen Privatgebrauch abrichte, man könne ſich dann wenigſtens Hoffnung auf die Verlegung der Sommerreſidenzen nach dem Kanton St. Gallen machen. Unſre Landsmänninn war hoch erfreut über dieſe Ausſichten, ſie ſprach ſogleich davon, ihrem Gaſthof

außer dem republikaniſchen „Schwert" noch einen andren Namen zu geben, einen ächt teutſchen oder cheruskiſchen, und bat uns, ihr einen vorzuſchlagen, der einen recht romantiſchen und patriotiſchen Klang habe. Wir ſchlugen ihr vor: „Zum Olim dem Großen" oder „Zum großen Olim," denn Olim ſei der Kaiſer der Urteutonen geweſen und ſein Name vereinige Alles in ſich, was einem romantiſchen und patriotiſchen Gemüth theuer ſein könne, er bezeichne das Ur- und Vorbild aller Patrioten und aller Romantiker. Sie war ſehr gerührt davon, holte uns von ihrem beſten Wein, ſtieß mit uns an und trank in ihrer hiſtoriſchen Konfuſion auf die Zukunft — „Olims des Großen," den ſie unter das demokratiſche „Schwert" zu hängen beſchloß.

Unſre Landsmänninn hatte uns ſo in Affektion genommen, daß ſie, als die mündliche Unterhaltung erſchöpft war, uns mit ihrem muſikaliſchen Talent zu unterhalten fortfuhr. Sie hatte ein klavierartiges Inſtrument, das auf on endigte, neben unſerm Schlafzimmer ſtehen und ſang zu ihrem Spiel allerlei hübſche Lieder, zuerſt ſchweizeriſche, z. B. „Von der Alpe tönt das Horn," „Der Gemsbock ſpringet Eins, Zwei, Drei" u. ſ. w.,

ſodann aber patriotiſche, z. B. „Heil dir im Sie=gerkranz," „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße ſein" u. ſ. w. Sie ſang, bis uns „die Augen thäten ſinken," und überließ uns dann unſern preußiſch=helvetiſchen Träumen, die von ſchwarz=weißen Gemsböcken, loyalen Murmelthieren, ab=gerichteten Adlern u. ſ. w. bevölkert waren.

Am andern Morgen machten wir uns zu Fuß nach Glarus auf den Weg. Wir ſollten dort die Schweizeriſche Natur in noch größern Erſcheinun=gen kennen lernen. Die Straße führt an dem koloſſalen Glärniſch vorüber und ein Paar Stun=den hinter Glarus hat man vom Stachelberger Bad aus einen freien Blick auf den 11—12,000 Fuß hohen Tödi.

Was iſt die Urſache und der Inhalt des Ver=gnügens, welches wir beim Anblick ſchöner Ge=genden und ungewöhnlicher Naturformen empfin=den? Ich glaube, die Erklärung iſt einfacher, als es ſcheint, obſchon man ſich über dieſen Punkt ſo ſelten Rechenſchaft gibt. Der Phantaſie Ge=legenheit zur Beſchäftigung geben — darin liegt die ganze Erklärung. Weder das leibliche, noch das geiſtige Auge des Menſchen wird durch Etwas beſchäftigt — ſei es eine Lektüre oder eine

Gegend, — deſſen Erſcheinung er nicht überſchritte, deſſen Inhalt er nicht mit Zuthaten bereicherte, deſſen Natur ihn nicht zu Schöpfungen anregte. Dieſer ſein geiſtiger Spiegel iſt es, woraus ſeine Selbſtthätigkeit die Wirkung des betrachteten Gegenſtandes zurückwirft als bereichertes Geſchöpf ſeiner Phantaſie. Eine flache Gegend, namentlich eine bebaute, welche als ſolche nur ein Bild des proſaiſchen Broderwerbs darbietet, läßt den Naturſinn völlig gleichgültig, iſt ihm ſogar widerwärtig, weil ſie ſofort vollſtändig überblickt wird und der Phantaſie nicht den mindeſten Anhalt zum Schaffen, nicht das mindeſte Geheimniß zum Enträthſeln, nicht den mindeſten Spielraum zum Bevölkern darbietet. Der Menſch kann in ſie nichts übertragen und deßhalb nichts aus ihr zurückempfangen. Was er in eine Gegend übertragen kann, wenn auch durch deren Anblick angeregt, das allein verleiht ihr einen Reiz für ihn. Dieſe Anregung kann aber nur hervorgehen aus dem Leben und dieſes intereſſirt uns wieder am Meiſten durch ſeine Hauptgebiete, das menſchliche und das thieriſche Leben. Die Anregungen, welche eine Gegend der Phantaſie aus dem Fond des menſchlichen Lebens gibt, ſind entweder bloß hiſtoriſche,

oder bloß poetiſche, oder beide zugleich. Entweder reizt eine Gegend die Phantaſie durch Dasjenige, deſſen geſchichtlicher Schauplatz ſie war, oder durch Dasjenige, zu deſſen Schauplatz ſie ihrer Natur nach ſich eignen würde, oder das Geſchichtliche vereinigt ſich mit dem Poetiſchen und bietet dadurch der Phantaſie ein um ſo reicheres Feld des Schaffens dar. Was das Poetiſche betrifft, ſo wird die Korreſpondenz der Natur mit dem Menſchen-Geiſt zwar von der Stimmung des Betrachters abhängig ſein, welcher mit der Phantaſie menſchliches Leben in ſie hineinverlegt; dennoch aber läßt ſich hierbei der Natur ein Geſetz vindiziren und vielleicht die Behauptung aufſtellen, daß Gegenden derſelben Art unter denſelben Umſtänden keine Willkür in Bezug auf den Eindruck zulaſſen, den ſie machen. Man kann dieß einfach den Charakter oder die Seele einer Gegend nennen, in welche die menſchliche ſich überträgt. Ein Waſſer, das dieſem gemäß z. B. zur Luſtfahrt, ein Wieſenland, das zum Spiel, ein Gebüſch, das zu Abenteuern der Liebe einladet, beſtimmt hiernach, wenn nicht die Erinnerung an geſchichtliche Zuthaten einen andern Ausſchlag gibt, das Geſchäft der Phantaſie am einen Ort wie am

andern, und empfängt nur durch seine bestimmte Fähigkeit, sich von der Phantasie bevölkern zu lassen, seinen eigenthümlichen Reiz. Menschliche Schöpfungen, z. B. Kunstanlagen, Häuser u. s. w. vollenden denselben, und daß die Höhe dieses Reizes durch die Wirklichkeit oder die Möglichkeit eines menschlichen Lebens bedingt wird, zeigt uns am deutlichsten der Anblick hoher, unbewohnbarer Berge. Ein hoher Berg kann uns durch seine Massen imponiren, kann Staunen in uns erregen, aber Raum für ein lebendiges und dauerndes Interesse kann uns sein hoher Rücken nicht darbieten, weil er die Sphäre der menschlichen Thätigkeit und Kultur überragt. Er ist nicht zu bebauen und ist nicht zu bewohnen; auf ihm lebt nichts und ereignet sich nichts, was näher mit uns verwandt wäre. Er gibt der Phantasie nur Räthsel der anorganischen Natur, welche auf die Urformationen der Erde hinleiten, oder Räthsel einer menschenscheuen Thierwelt auf, welche seine Regionen allein bevölkert. Ein solches Interesse ist aber immer ein mehr oder weniger rohes oder untergeordnetes. Nur so weit das menschliche Leben reicht, reicht auch das wahrhaft menschliche Interesse.

Die Erde mit Allem, was sie außer dem Menschen trägt und produzirt, ist zunächst nur der Menschheit wegen da. Gäbe es keine Menschheit, so würde es keine Erde geben, ungefähr wie es keine Pflanzen geben würde, wenn es keine Blüthen und Früchte gäbe. Das Interesse des Menschen kann sich vernünftiger Weise auf der Erde nur Dem zuwenden, was mit ihm in näherer oder fernerer Beziehung steht, was ihm verwandt, adäquat ist. Hiernach bestimmt sich denn auch das Interesse, das er an der schönen Natur nimmt. Sofern sie menschlich (kultivirt) ist oder werden kann, interessirt sie ihn geistig, und je menschlicher (kultivirter) der Mensch selbst ist, um so mehr wird sein Interesse sich derjenigen Natur zuwenden, welche kultivirt ist oder werden kann. An einer Wüste z. B. kann ein Mensch vernünftiger Weise ein eigentliches Interesse nicht nehmen. Wenn er es dennoch thut, so ist das sein Drang, etwas Lebloses zu beleben, etwas Oedes zu bevölkern, etwas Unmenschliches zu vermenschlichen. Das Interesse ist dann mehr ein negatives, sofern es auf der Unleidlichkeit Dessen beruht, was kein Leben, keinen Geist hat. Alles muß Geist und Leben haben, das will der Geist und das Le-

ben; Alles muß mittelbar oder unmittelbar menſchlichen Geiſt und menſchliches Leben haben, das will der menſchliche Geiſt und das menſchliche Leben.

Auf mich machen hohe Berge auf die Dauer einen Eindruck der Leerheit. Dieſe aufgethürmten Maſſen, welche den Blick über alle andere Erſcheinungen hinaufziehen, ſind ja doch in den Hauptſachen nur Repräſentanten des Todes. Ewiger Schnee bedeckt ihre kahlen Häupter; unzugänglich und vereinſamt erheben ſie ihre umſtürmten Gipfel in die eiſige Luft; nur vereinzeltes Leben der Pflanzen- und Thierwelt verirrt ſich auf ihr Gebiet; von der Menſchenwelt und ihrer Kultur ſind ſie — ausgeſchloſſen. Sind ſie es für immer? Ich glaube das nicht und kann mir nicht denken, daß jene hohen Gipfel nicht einſt durch Veränderungen in der Natur und durch Erfindungen unſeres Geiſtes dem Menſchengeſchlecht zugänglich gemacht werden ſollten. Ich betrachte ſie ſchon im Voraus als Stationspunkte für die Fahrten, welche der Menſch einſtens auch über der Erde machen wird. Die Aufgabe, welche ſie bis jetzt erfüllen, nämlich die Regler der Atmoſphäre und die Vorrathsverwalter für die Bewäſſerung der

Erde zu ſein, kann nicht ihre einzige bleiben. Der Menſch muß ſie, gleich der unwirthbaren See und dem geheimnißvollen Innern der Erde, in ſeine Gewalt bringen, er muß ſelbſt ihren höchſten Spitzen den Stempel ſeiner Kultur aufdrücken, und erſt dann werden ſie den wahren Reiz für den Betrachter der Natur erlangen, vielleicht einen um ſo höheren, je ſchwieriger ihre Kultivirung dem Menſchen geworden war.

Einen intereſſanten Gegenſtand in dem Kapitel über die Naturbetrachtung bildet die Gruppirung der Erſcheinungen. Nothwendige Beſtandtheile einer ſchönen Gegend ſind Waſſer, Wald und Berge; aber die Vertheilung derſelben führt auf die Hauptfrage, man mögte ſagen, einer Wiſſenſchaft der ſchönen Natur. Vielleicht wird dieſer Gegenſtand an einem andern Ort weiter ausgeführt. Hier nur noch eine Bemerkung über die Quelle des Vergnügens an ſchönen Gegenden und die Dispoſition dazu. Daſſelbe findet ſich, in Uebereinſtimmung mit dem oben Bemerkten, nur bei denjenigen Völkern, welche reich mit Phantaſie begabt ſind, bei den romantiſchen, namentlich den germaniſchen. Die alten Römer kannten es nicht und in ihren Dichtern findet ſich

kaum eine Spur davon. Die Römer waren ein Volk des thätlichen, nicht des geistigen Schaffens, ein Volk des Verstandes, nicht der Phantasie. Die Teutschen sind die wahren Freunde der schönen Natur. Im Grunde aber ist ihnen dieser Vorzug nur als eine Schwäche anzurechnen, so lange er seine Entstehung eben so sehr einer Einseitigkeit verdankt, wie bei den Römern die Gleichgültigkeit gegen die schöne Natur. Der Natursinn der Teutschen ist meistens nur ein Theil ihres Mystizismus; sie sind Romantiker in der Natur, wie sie es in der Geschichte sind. Erst wenn ihr Phantasie- und Gemüthsleben in das richtige Verhältniß zu dem Erkenntniß- und Charakterleben zurückgetreten ist, wird auch ihr Natursinn seine mystische Ueberschwänglichkeit verlieren und jenen bewußten Naturgenuß erzeugen, welcher, indem ihm die Fähigkeit nicht abgeht, die Natur zu bevölkern, sich nicht so weit verirrt, daß er über dem selbstgeschaffenen Gebilde die Wahrheit und Wirklichkeit übersieht. Wer von uns, um z. B. von dem geschichtlichen Element der romantischen Natur zu reden, hat nicht vorzugsweise in solchen Gegenden geschwärmt, deren Naturschönheit versetzt war mit Erinnerungen an eine verabscheuens-

werthe Vergangenheit? Oder ist es etwa Humanität, was in diesem romantischen Felsennest wüster Raubritter, ist es Aufklärung, was in jener Betkaserne ekelhafter Mönche gewohnt hat? Nur die Hineinverlegung menschlichen Lebens überhaupt mittelst der Phantasie kann einer nicht historisch schon bezeichneten Gegend Reiz verleihen; weht aber schon der Geist der Geschichte in ihr, so sollte man den Eindruck, den sie hierdurch hervorbringt, nur wirken lassen je nach dem Gehalt jener Geschichte. Ist dieser Gehalt kein rein menschlicher, edler, so suche man lieber die schöne Gegend in der Vorstellung von ihrer Geschichte zu befreien, als daß man sich durch den Eindruck der letztern überwältigen läßt, denn solche Schwäche ist des menschlichen, ist des freien Geistes unwürdig. Und das haben alle unsere Romantiker nicht bedacht! Ja sie begeistern sich vermöge derselben Konfusion noch für die distinguirten Absurditäten der Gegenwart, vermöge welcher sie sich für die distinguirten Rohheiten der Vergangenheit begeisterten.

Zu Bemerkungen über den Eindruck der schönen und der „großen" Natur bot der Weg von Weesen nach Glarus mannigfache Gelegenheit, ob-

ſchon heraufgezogene Regenwolken uns nur flüchtige Blicke auf die hohen Maſſen der Berge gewährten. Die Annäherung an dieſe Bergrieſen gewöhnt allmälig an ihre Größe, ſo daß man ſich nicht mehr mit ihnen begnügt und ſie immer höher haben will. Da die Maſſe ihr Hauptvorzug iſt, ſo müſſen ſie ſich gefallen laſſen, daß man dieſen mit einem einzigen Blick ausgemeſſenen Vorzug immer wieder vergrößert zu ſehen wünſcht. Der Glärniſch, dieſer mächtige Felskaſten, mit ſeinem ewigen Schnee und ſeinem ewigen Eispanzer — was iſt er zuletzt? Seine imponirende Maſſe hat ſelbſt den ziemlich proſaiſchen Bewohnern ſeiner Umgegend nicht genügt, der Menſchengeiſt iſt ihm zu Hülfe gekommen und hat ſeine wildeſte Zinne „Veronika's Gärtlein“ (Vreneli's Gärtli) genannt. Dadurch hat er gleich an der Phantaſie eine Alliirte erhalten und nun denkt man ſich unwillkürlich auf jene beſchneite Spitze anſtatt einer Gemſe eine kühne Schweizerinn hinauf. Die kühne Schweizerinn, deren Bild die Phantaſie dort oben erblickt, belebt nun — den ganzen, großen, mächtigen Glärniſch, der ohne ſie nichts wäre, als ein geiſtloſer, todter Felskaſten.

Glarus liegt zwiſchen dieſem Glärniſch und

dem „Schilt", einem schönen, über 7000 Fuß hohen Felskegel. ~~Schade, daß wir~~ nicht Zeit ~~hatten,~~ ihn zu besteigen, wozu ein ganzer Tag erfoderlich ist. Er soll eine vorzügliche Aussicht gewähren. Im Grunde ist der Hauptvorzug eines Berges die Aussicht, welche er auf seinem Gipfel darbietet. Gleich einem Pferde soll man diese Ungethüme nicht eher taxiren, als bis man sie bestiegen hat. Dulden sie das Besteigen nicht, so sollte man sie von vorn herein in den Bann der Kultur thun und sie aus deren Bereich schon durch strafende Namen ausschließen, nicht aber sie gar mit edlen Benennungen beehren, wie z. B. die unbesteigbare oder unbestiegene „Jungfrau".

Glarus, obschon zwischen Bergen verloren, sieht nicht eben unfreundlich aus. Merkwürdigkeiten bietet es aber nicht dar. Wir benutzten daher die Zeit, welche uns bis zur Rückfahrt mit der Abendpost noch übrig blieb, um mit einer Chaise das Stachelberger Bad zu besuchen, welches ein Paar Stunden weiter das Thal hinauf liegt. Dort sollte sich auch der *sche Geheimrath vorfinden, welchen wir in Glarus wieder verfehlt hatten. Auf der Fahrt dorthin ermüdeten uns die Augen fast von allem Umschauen nach all den

Bergen- und Wasserfällen, die rechts und links sich erhoben und herabstürzten. Das Stachelberger Bad ist ein einzelnes, zugleich als Gasthof eingerichtetes Haus, in der Nähe eines Wasserfalls zwischen hohen, dicht bewachsenen Bergen sehr romantisch gelegen. Wir erkundigten uns sogleich nach dem Geheimrath; der Unerreichbare war aber kurz vor unserer Ankunft schon wieder abgereist. Als wir in den Speisesaal traten, fanden wir einen langen Tisch mit zahlreichen Gästen beiderlei Geschlechts besetzt. Wir hatten schon gespeist und ließen uns Kaffee geben. Da gerieth der ganze lange Tisch, in dessen Nähe wir uns niederließen, plötzlich in die lebhafteste Bewegung. Man sah sich allseitig nach uns um, blies sich allerlei in die Ohren und inquirte sich auf das Augenscheinlichste; besonders von den Damen wurden wir sehr boshaft belächelt. Wir zogen sofort den Geheimrath in Verdacht und vermutheten, derselbe sei von unserer Reise unterrichtet gewesen und habe uns im Stachelberger Bad einen Streich gespielt. Er sollte uns das Stachelberger zum Stichelberger Bad gemacht haben. Wir überzeugten uns indeß bald, daß wir dem Edlen Unrecht gethan und entdeckten die Ursache der Sticheleien

in dem Umstand, daß wir — man denke! — lumpig genug waren, Kaffee zu trinken, während die Philister es leisten konnten, daß sie mit Familie und Bekannten an der table d'hôte saßen! Das waren also die geselligen Freuden des Stachelberger Bades. Als wir hinter das Geheimniß gekommen waren, begannen wir sofort das Werk der Rache. Wir fuhren alles schwere und leichte Geschütz der Laune auf und unterhielten im Rücken der fressenden Gesellschaft ein so lebhaftes Lachfeuer, daß das feindliche in wenig Augenblicken verstummte und der philisterhafte Uebermuth der schrecklichsten Verlegenheit Platz machte. Die Chikane war verschwunden, die Unterhaltung gelähmt; die Blicke der Männer lauerten voll Besorgniß, die Blicke der Damen baten um Verzeihung und Erbarmen. Wir aber ließen uns nicht erweichen, denn mit Philistern darf man kein Mitleid haben, und ruhten nicht eher, als bis wir die ganze Gesellschaft, die kaum noch einen Bissen in den Mund zu nehmen wagte, mit der Artillerie unserer Laune aus einander gesprengt hatten. Trotz dem Regen flüchtete sie sich in die Gärten und Gebüsche umher und ließ uns mit unserm Triumph auf der Wahlstatt allein. Leider mußte uns dieser Sieg

Ersatz bieten für die Aussicht, welche uns das Regenwetter versperrte. Wir verließen Stachelberg, ohne das gesehen zu haben, was uns hauptlich dorthin gezogen hatte, nämlich den Tödi und nebenbei den Geheimrath.

In dem Postwagen, der uns von Glarus nach Rapperswyl zurückbrachte, hatten wir zwei Reisegefährten. Der eine war ein Schweizer, der andere (wir kannten ihn, er uns nicht) war der rekognoszirende Geheimrath. Der Schweizer war Einer von der dunkeln Farbe, einer von den geistscheuen, jesuitenfreundlichen Volksverräthern. Er führte die Unterhaltung auf die Angelegenheiten der Schweiz, auf Luzern, auf die Freischaaren und stellte in allem Ernst den Grundsatz auf, die Schweiz könne sich selbst nicht mehr helfen, sei ihrer Freiheit unwürdig geworden und werde nicht eher Ruhe erhalten, als bis das Ausland sich ihrer annehme und mit dem Bajonet in der Hand intervenire. Der Geheimrath hörte sehr wohlgefällig zu, faßte große Sympathie für den würdigen Schweizer und spann im Sinne desselben die Unterhaltung weiter aus. Für uns lag darin die dringendste Aufforderung, uns ebenfalls hineinzumischen. Wir vertraten also die Schweiz und

die Republik, wie der folgende Dialog darthut, in welchem wir uns der Kürze halber als eine redende Person zusammenfassen.

Geheimrath. Thut man einen Blick in die Geschichte, so gewahrt man überhaupt, daß kleine Staaten nicht bestimmt und nicht fähig sind, ihr isolirtes Leben lang fortzuführen. Sie erreichen ihre Bestimmung nur, indem sie einem größern Ganzen einverleibt und in dessen Bahn gezogen werden.

Die Republikaner. Allerdings haben Sie darin Recht. Jedoch vergessen Sie zu berücksichtigen, daß es bei der Frage des Fortbestehens kleiner Staaten vor Allem darauf ankommt, welche Idee sie repräsentiren. Ist diese Idee eine kleinliche, unwürdige, handelt es sich z. B., wie wir das an Holland wahrnehmen, nur um die Abschließung eines rohen Egoismus in ein Gehäuse, das man Nationalität nennt, so mag der kleine Staat je eher je lieber einem großen einverleibt werden, er ist dann nicht werth, für sich zu existiren. Stellt aber ein kleiner Staat sich als Träger einer hohen Idee, als Bewahrer eines edlen Prinzips, als Wächter eines vorgeschrittenen Zustands dar, so nimmt ihm seine Kleinheit nicht

den Anſpruch auf die ſeparate Exiſtenz und es kann ihm alsdann vernunftgemäß nur Vergrößerung gewünſcht werden, damit er Dasjenige, was er vertritt, beſſer entwickeln und bethätigen könne.

Geheimrath. So halten Sie alſo die Schweiz für die Vertreterinn eines edlen Prinzips? Dann iſt es entweder für das Prinzip oder für die übrigen Staaten nicht ſcheichelhaft, daß daſſelbe ſich außerhalb der Schweiz ſo wenig Anhänger verſchafft hat.

Die Republikaner. Das Prinzip leidet unter dieſer Wahrnehmung, wenn ſie auch eine ganz richtige ſein ſollte, keineswegs, ſo wenig, als ein gebildeter Menſch dadurch an Werth verliert, daß er von ungebildetem Pöbel umgeben wird. Er gewinnt im Gegentheil dadurch, und ſollte er auch die Bildung ſehr unvollſtändig repräſentiren, ſo wird ſie ihm doch um ſo höher angerechnet werden, je ungebildeter ſeine Umgebung iſt. Mit der Schweiz iſt dies eben ſo der Fall. Sie vertritt das republikaniſche Prinzip noch ſehr unvollſtändig, aber ſie iſt der einzige Staat, der es in Europa vertritt. Dieß gibt ihr Anſpruch auf die Sympathie aller Derer, welche ſich zu jenem Prinzip bekennen, und ſolcher Bekenner gibt

es im Geheimen mehr, als Sie wünschen. Lassen Sie einmal Ihre Polizei und Ihre Soldaten abtreten, versammeln Sie dann das Volk und lassen Sie es frei berathen, ob es monarchisch bleiben oder republikanisch werden solle, und Sie werden über den Erfolg erstaunen. Das wissen Sie auch sehr wohl, wozu unterhielten Sie sonst so viel Polizei und Soldaten?

Der Geheimrath. Sie sind sehr befangen in republikanischen Vorurtheilen, wenn Sie sich solche Vorstellungen machen. Die Liebe zum angestammten Herrscherhaus ist in unserm Volke, Gott sei Dank, so tief gewurzelt, daß sie durch nichts ausgerottet werden kann, am Wenigsten durch einzelne Verirrte, welche Republikaner sind, weil sie die Republik nicht kennen. Nur in Gott ist unser Heil und ohne Religion geht die Menschheit zu Grunde; im Königthum aber verkörpert sich die Gottheit gleichsam unter den Menschen und diese Abstufung des Göttlichen ist so nothwendig und natürlich, daß man behaupten kann, wahre Religion sei dort nicht möglich, wo kein Königthum existirt, weil ihr dort das verbindende Mittelglied zwischen Himmel und Erde fehlt. Unser Volk aber ist durch und durch religiös, es umfaßt

mit ſeiner Gefühlsinnigkeit die Religion ganz und wahrhaft, und es würde, wenn man ihm die Gottheit nehmen könnte, ſie eher im Königthum wieder zu finden ſuchen, als ſich auch dieſes nehmen laſſen.

Die Republikaner. Nach Ihrer Theorie muß man annehmen, die Gottheit exiſtire bloß des Königthums wegen. Doch Sie haben uns da auf ein Gebiet gebracht, an welchem unſer Weg vorbeiführen ſollte. Wir als Republikaner hatten uns nicht in die Religion geflüchtet; Sie als Royaliſt nehmen ſie ſofort zu Hülfe. Wollten wir näher in Ihr Thema eingehen und uns von Ihnen bekehren laſſen, ſo würden wir zu der Konſequenz kommen, die Schweiz müſſe ſchon allein zu dem Zwecke, ihre Religion komplett zu machen, royaliſtiſch werden. Von dieſer Konſequenz aber müßten wir ſehr bald zu der ferneren gelangen, die Schweiz würde der Vorzüge des Königthums wie der Religion am Vollſtändigſten dann theilhaftig, wenn ſie ſich einem Herrſcherhaus unterordne, welches die Verkörperung der Gottheit auf Erden am Vollſtändigſten darſtellt, nämlich dem Herrſcherhaus zu Rom. Die Jeſuiten thun ihr Beſtes, um der Schweiz ein ſolches Glück zu be-

reiten, und man ſchimpft ſie ſehr undankbar dafür aus. Thun ſie aber etwas Anderes, als anderwärts die proteſtantiſchen Jeſuiten? In Ihrem Lande müſſen Sie, wenn Sie gerecht ſein wollen, den römiſchen Jeſuiten gleichfalls völlig freie Hand laſſen.

Geheimrath. Wenn Sie erlauben, wenden wir uns wieder dem urſprünglichen Thema zu. Sie verfechten alſo das republikaniſche Prinzip. Um ſich für ein Prinzip zu entſcheiden, muß man nicht bloß deſſen rationelle, ſondern auch deſſen praktiſche Seite in Erwägung ziehen.

Die Republikaner. Ganz gewiß. Sollen unſere gegenſeitigen Prinzipien von der rationellen Seite erwogen werden, ſo ſchenken wir Ihnen die Kontroverſe ganz.

Geheimrath. Wie? Sie wollen damit etwa behaupten, daß mein monarchiſches Prinzip gar keine rationelle Seite habe?

Die Republikaner. Wir begnügen uns, Ihnen zu bemerken, daß Ihr Prinzip ein Glaubensprinzip iſt. Sie ſagen ja ſelbſt, es knüpfe an die Gottheit an, und werden Sie es wagen, dem Göttlichen mit der Vernunft zu nah' treten zu wollen? Sie werden glauben, aber nicht

prüfen. Wenn Sie Ihrem König nicht mehr glauben, so iſt er verloren, oder Sie ſind es. Um übrigens auf Ihre Unterſcheidung der rationellen und der praktiſchen Seite eines Prinzips zurückzukommen, ſo halten wir dafür, daß das rationellſte auch das praktiſchſte iſt. Damit das Letztere ſich erprobe, iſt für das Erſtere bloß der geeignete Boden nöthig. Daß die Vernunft in der Praxis Unvernunft ſein ſollte, kann eben nur ein Unvernünftiger glauben und behaupten.

Der Geheimrath. Jedenfalls aber muß die Vernunft ſich bequemen, in der Praxis und durch die Praxis die Probe auf ſich machen zu laſſen.

Die Republikaner. Ohne Zweifel. Aber verlangen Sie nicht, daß die Probe günſtig ausfalle, wenn in der Praxis die Unvernunft noch alle Elemente auf ihrer Seite hat. Verſuchen Sie, in Rußland die Republik einzuführen, und die Republik wird durchfallen. Damit iſt aber keineswegs geſagt, daß ſie dort immer durchfallen werde, und daß man ſie deßhalb nicht vorbereiten dürfe, weil ſie nicht wie eine Minerva fertig in die Welt kommen kann. Man ſoll, ſobald man dazu im Stande iſt, ſogar dann einen Verſuch zu

ihrer Einführung machen, wenn man weiß, daß er verunglückt, denn ein richtiges Prinzip hat vor einem unrichtigen den großen Vorzug, daß sogar seine Niederlagen den Samen zu seinem Sieg ausstreuen. Sein Sieg ist entschieden, sobald es nur zum Kampf gelangt; es hat nur so lang keine Hoffnung, als es Friede hat. Mit dem Ihrigen ist es umgekehrt; seine Hoffnung ist dahin, sobald sein Frieden dahin, ist.

Der Geheimrath. Ich merke, wo Sie hinaus wollen. Sie suchen Ihre Theorie nach den Schwächen Ihres Prinzips und nach den Blößen einzurichten, welche dessen praktische Ausführung in der Schweiz darbietet. Hier ist Kampf, wie Sie sagen, aber Kampf Aller gegen Alle. Ein solcher Kampf ist Anarchie und die Anarchie ist unvermeidlich, sobald ein leitendes Haupt fehlt, welches eine über den Gehorchenden erhabene Stellung einnimmt, denselben durch seine höhere Autorität imponirt und als ein von ihnen abgesondertes Wesen segnend und strafend in der geheimen Werkstätte ihres Schicksals waltet.

Die Republikaner. Wir laden Sie ein, mit nach Zürich zu reisen. Dort werden wir Ihnen den ersten Beamten des Kantons, welcher

jetzt zugleich Bundespräsident der Schweiz ist, jeden Abend in einem ordinären Bierhause zeigen, wie er mit den übrigen Gästen sich unterhält und seine Scherze macht, sie als Gleichgestellte behandelt und von ihnen als Gleichgestellter behandelt wird. Herrscht darum in Zürich Anarchie? Gehorcht deßhalb das Volk weniger der Obrigkeit? Wenn Sie in Zürich das Staatsoberhaupt mit den Bürgern öffentlich Bier trinken sehen, so werden Sie schwerlich daraus die Nothwendigkeit herleiten, daß das Ihrige mit seinen Günstlingen heimlich Champagner trinken müsse, namentlich aber, wenn man Ihnen zeigt, daß das Volk sich bei dem republikanischen Bier besser befindet, als bei dem royalistischen Champagner.

Der Geheimrath. Besser befindet? Sie werden sagen, dieß beziehe sich darauf, daß es mehr Mittel in Händen habe, seinen Willen geltend zu machen, daß es, was ihm Recht scheint, nicht von der Staatsgewalt Unrecht nennen, daß es sich nicht mit abschläglichen Bescheiden regieren lasse u. s. w. Das sind wieder Dinge, um die sich streiten läßt; aber wie steht es mit dem materiellen Theil, wie steht es mit der Verwaltung u. s. w.?

Die Republikaner. Sehen Sie sich nur um. Sie werden weit weniger Armuth und Unglück finden; Sie werden sehen, daß die Steuern geringer sind, als bei Ihnen, und daß die zahlenden Bürger weit weniger Lasten, weit mehr praktische Rechte und weit mehr wirkliche Vortheile haben, als die Ihrigen; Sie werden Alles wohlgeordnet oder doch die Mittel vorfinden, das Bessere einzuleiten. Wo die Freiheit besteht, das erkannte Gute praktisch geltend zu machen, da kann die praktische Wirklichkeit niemals sehr weit von der theoretischen Erkenntniß der Bürger differiren, während bei Ihnen die bessere Erkenntniß todt ist, weil die schlechtere die Mittel der Ausführung in Händen hat. Wir wissen sehr wohl, daß der Schweiz noch viel fehlt, um eine wirkliche Republik zu werden. Sie muß noch manche Rohheit ausstoßen, muß vom jesuitischen und diplomatischen Ausland emancipirt sein, muß die Bildung besser in's Volk treiben, muß sie unentgeldlich zum Gemeingut für Alle machen, muß vor allen Dingen die „sozialen" Elemente der Entwicklung in sich aufnehmen, welche die neueste Zeit so nachdrücklich hervorgezogen hat; aber alles Dieses —

Der Geheimrath. Sie wollen immer gleich auf klingende Theorien und Möglichkeiten der Zukunft hinaus. Ich halte mich an's Praktiſche und Nahliegende. Wenn es mit dem materiellen Wohl hier ſo vortrefflich geſtellt iſt, wie kommt es denn, daß ich — nicht wohlfeiler reiſe, als bei uns? Wie kommt es, daß man hier nicht billiger lebt, als bei uns?

Die Republikaner. Sie ſtellen ſehr überraſchende Fragen. Wir antworten: weil man bei Ihnen nicht ſo billig lebt, als man ſollte. Kürzlich haben wir in einem ſchweizeriſchen Blatt nachweiſen ſehen, daß man bei Ihnen, wenn Sie Republikaner wären, weit billiger und beſſer leben würde, als man gegenwärtig lebt, und daß dieß auf das Leben in der Schweiz eine entſprechende Wirkung ausüben müßte. In materiellen Dingen iſt die Wechſelwirkung der Völker noch weit mächtiger und direkter, als in geiſtigen. Die kleine Schweiz mit ihren wenigen Hülfsmitteln muß außerdem materiell mit dafür büßen, daß ihre großen Nachbarſtaaten keine Republiken ſind. Das Geld, das Sie alſo hier mehr bezahlen, als Sie unter andern Verhältniſſen bezahlen würden, bringen

Sie nicht der Schweiz, sondern — Ihrem Prinzip zum Opfer.

Geheimrath. Aber es beweiſ't ja doch die Geldgier, welche man hier überall antrifft, daß man vom Ueberfluß und der materiellen Zufriedenheit weit entfernt iſt.

Die Republikaner. Die Schweizer ſind von Natur ſehr nüchternen und praktiſchen Verſtandes und es wäre ſehr gut, wenn ſie ſich etwas von der idealen Seite der Teutſchen aneigneten; aber nüchtern und praktiſch, wie ſie einmal ſind und im Zuſammentreffen mit einer unergiebigen Natur vielleicht nicht anders werden konnten, richten ſie ihr Streben mit Eifer auf die Mittel der Exiſtenz, auf den Eigenthumserwerb. Sie ſind auf dieſem Wege raffinirt im Handel geworden, raffinirter, als man es ihrer äußern, händedrückenden Treuherzigkeit anſehen ſollte. Aber ſelbſt ihre Raffinirtheit binden ſie an Regeln der Zuverläſſigkeit und ſtecken ihr nicht ſo weite Grenzen, wie Andre. Sie ſuchen im Handel hohen Gewinn zu erlangen, aber ſie ſuchen den Gewinn nicht ohne Handel, durch bloßen Betrug; ſie ſpekuliren, aber ſie ſtehlen nicht. Weil der Erwerb des Eigenthums ihr Höchſtes iſt, achten

ſie es auch bei Andern. Und mit welchem Recht will man dieſem Volk vorwerfen, was den andern in weit höherem Grade vorzuwerfen iſt? Man hört ſo oft Leute, welche daheim entweder als Gewalthaber oder als Kapitaliſten das arme Volk bis auf's Blut ausbeuten, in der Schweiz darüber klagen, daß man ihnen die Börſe erleichtere. Dieſe Blutigel glauben Anſpruch darauf machen zu können, daß ein Volk von Republikanern und Hirten mit romanhafter Uneigennützigkeit und kindlicher Hingebung ihnen entgegenkomme und ſich von ihnen auslachen laſſe! Seltſame Zumuthung! Die Schweiz iſt gewöhnt, ihre Beſucher, die in der Regel Ueberfluß an Geld haben, heute kommen und morgen wieder abreiſen zu ſehen. Wer kann ſich wundern, unter ſolchen Umſtänden in der Schweiz zu erfahren, was er überall erfährt? Laſſe man es doch die Schweizer nicht entgelten, daß die romantiſche Dummheit ihnen eine idylliſche Unſchuld und eine abſurde Unnatur angedichtet hat.

Geheimrath. Sie erklären, was Sie erklären können. Ich aber bin der Meinung, daß, wenn ein Volk nicht in ſolcher Ungebundenheit lebt, alsdann auch nicht ſeine Natur ſich ſo ausſchließlich auf die materielle Seite werfen könne

und mehr Sinn für ideale Intereſſen behalten müſſe.

Die Republikaner. Die idealen Intereſſen (von denen wir uns übrigens ſehr verſchiedene Vorſtellungen machen) würden ſich finden, wenn das Land größer wäre und nicht durch das Ausland abgehalten würde, eine politiſche Einheit zu bilden. Wie wollen Sie hohe Anſichten und umfaſſende Ideen ſich entwickeln ſehen in Staaten, welche nicht viel größer ſind, als anderwärts die Gemeinden?

Geheimrath. Aber findet ſich die Raffinirtheit, die Sie für den ſozialen Verkehr zugaben, nicht auch in dem politiſchen, und kommt ſie dort nicht auf Rechnung der Ungebundenheit?

Die Republikaner. Sie kommt wieder auf Rechnung der Kleinheit der Verhältniſſe. Durch dieſe werden ſich die Bürger unmittelbar auf den Leib gerückt, es entſtehen häufig Kämpfe der Perſönlichkeiten, wo in einem größern Staat Kämpfe der Sachen ausgefochten werden, die Schärfe der politiſchen Beobachtung wandelt ſich um in die Spitze der perſönlichen Auflauererei, die Leidenſchaften erhalten unaufhörlich Nahrung und ſuchen nach den Mitteln, ſich geltend zu machen, wäh-

rend die öffentliche Meinung, die Kantonalzerstücke-lung mitmachend, ihre veredelnde und zum Großen erziehende Macht verliert. Dabei sind denn zugleich die historischen Antezedentien in Betracht zu ziehen. Einer unserer teutschen Freunde, der lang in der Schweiz gelebt hat, erklärte den Mangel an Ehre und Gesinnungsadel, der in den Kämpfen und dem Leben der Schweizer häufig nicht mit ihrer Freiheit im Verhältniß steht, zum Theil daraus, daß die Schweiz keinen Ritter-Adel, sondern nur Geldaristokratie gekannt habe. Diese Bemerkung hat ihr Richtiges. Der Adel war früher, wo er noch nicht als Träger der Unvernunft dastand, der Träger der Ehre und dieß Verdienst kann die Gerechtigkeit ihm nicht absprechen. Uebrigens wird die Schweiz es auch ohne Adel zur Ehre bringen, wenn die besprochenen Verhältnisse wegfallen, welche der Ehre durchaus feindlich sind.

Geheimrath. Von der Ehre der Schweizer können am Allerwenigsten die Teutschen hohe Begriffe haben, denn die Schweizer hassen und beeifersüchteln die Teutschen, während sie ihnen im geistigen Gebiet fast Alles zu verdanken haben, und beweisen ihnen die größte Perfidie, nachdem

ſie dieſelben benutzt und ausgebeutet. Werden Sie auch Das zu beſchönigen wiſſen?

Die Republikaner. Nicht zu beſchönigen, aber zu erklären. Die Kleinheit der Verhältniſſe erzeugt nothwendig Eiferſucht. In einer kleinen Stadt muß jeder Fremde zurückſtehen, eben weil er fremd iſt, und wagt er gar, ſich auszuzeichnen, ſo iſt er verloren. In einer großen Stadt wird ihm weder ſeine Fremdheit noch ſeine Auszeichnung übel vermerkt. Wie mit Städten, ſo iſt es auch mit Staaten. Es gibt ein ſtaatliches Philiſterthum, wie es ein ſtädtiſches gibt. Die Schweizer betragen ſich gegen die Fremden häufig roh und philiſterhaft. / Sie würden es nicht mehr thun, wenn ſie durch die Verhältniſſe von der Rohheit wie von der Philiſterhaftigkeit emanzipirt würden. Die Verhältniſſe aber haben ſie, wie ſchon bemerkt, nicht allein in der Gewalt und was die Teutſchen von den Schweizern zu leiden haben, das leiden ſie zum Theil mittelbar — von ihren eignen, royaliſtiſchen Landsleuten. Die Hinweiſung auf dieſe Quelle hat ihr doppelt Richtiges, erſtens ſofern das royaliſtiſche Ausland die Schweizer hindert, aus Kantonsphiliſtern Republikaner zu werden und zweitens, ſofern die teutſchen Roya-

listensklaven sich selbst den Kantonsphilistern verächtlich machen. Ein Franzose findet schon eine ganz andre Begegnung, wie ein Teutscher, weil er das Vorurtheil des freien Mannes für sich hat.

Geheimrath. Ich sehe wohl, es gibt gar keinen Vorwurf für die Schweizer, den Sie zugäben.

Die Republikaner. Viele, nur Ihnen nicht. Wir geben nicht zu, daß ein andres Volk an der Stelle der Schweizer besser sein würde, als sie sind, und wir geben nicht zu, daß die Vorwürfe, die man ihnen gewöhnlich macht, auf Rechnung des Volkes und seiner Freiheit kommen dürfen. Die Wurzel der Hauptübel, an welchen die Schweiz laborirt, haften allein im Auslande und namentlich in Teutschland. Die Schweizer aber verdienen, als Träger des freiesten Prinzips in Europa, daß man sich die Mühe nehme, ihre Fehler zu erklären, ehe man sie ihnen vorwirft, und besitzen von vornherein einen Vorzug, der alle ihre Fehler dem Auslande gegenüber aufwiegt.

Geheimrath. Und der wäre?

Die Republikaner. Sie sind, eben Republikaner!

Geheimrath. Damit iſt am Ende wieder nichts geſagt.

Die Republikaner. Und doch einſtweilen Alles!

Geheimrath. Um Vergebung, ſind Sie Schweizer?

Die Republikaner. Wir ſind Teutſche!

Geheimrath. Poſtillon — (fällt in Ohnmacht.)

IV.

Der polniſche Hannibal, am Waſſerfall bei Schaffhauſen.

Ich und die Meinigen hatten weiblichen Beſuch aus Teutſchland bekommen. Die Beſuchenden wünſchten ihren Rückweg über Schaffhauſen zu nehmen und veranlaßten mich, ſie bis dahin zu begleiten. Die Gelegenheit, den berühmten Waſſerſturz zu ſehen, ließ ich nicht unbenutzt und reiſ'te mit. Als wir eine kurze Strecke gefahren waren, kam das teutſche Vaterland in die Queere und warf ſich in den Weg. Der Zufall brachte uns nämlich auf die Entdeckung, daß die Straße, welche über Egliſau nach Schaffhauſen führt, das badiſche Gebiet durchſchneidet. Wo aber teutſcher Boden iſt, da iſt auch teutſche Polizei, und was das zu bedeuten hat, weiß Jeder, der tugendhaft genug

war, es mit ihr zu verderben. Ganz abgesehen von dem Stolz, welcher es verschmähen muß, Vergnügens halber sich durch ein „Vaterland" zu stehlen, das man nicht offen betreten darf, muß schon die Klugheit und die Pflicht der Selbsterhaltung namentlich einem Teutschen in solchem Fall die größte Vorsicht und Zurückhaltung empfehlen. Der schmale Streifen teutschen Landes, welcher sich zwischen den Kanton Zürich und Schaffhausen hereindrängt, mag zwar keinen Anspruch auf die gewöhnliche Sorgfalt der polizeilichen Bewachung haben; aber ein Risiko war es immer, ihn zu passiren, und ich kenne keinen thörichteren Muth, als den, sich den übermächtigen Fängen der Polizei auszusetzen, wo es nicht gilt, um eines ernsten Zweckes willen ein Zusammentreffen mit ihr zu entriren. Vollends der teutschen d. i. der preußischen Polizei! Gehörte die Spitze des Chimbor sso zu den teutschen d. i. preußischen Bundesstaaten, ich würde nicht daran verzweifeln, dort Steckbrief und Signalement vorzufinden. Ich glaube meine Leute durch und durch zu kennen und setze mich lieber jeder andern Gefahr aus, als der Gefahr, meinen Leuten einen Triumph darüber zu bereiten, daß ich sie nicht genug ge-

kannt habe. Ueberdieß traue ich mir so lange eine große polizeiliche Bedeutung zu, als ich dieselbe an der Angst meiner Gegner zu messen Gelegenheit habe. Sobald die preußische Regierung Preßfreiheit gewährt und nicht mehr wegen einer einzelnen Broschüre sämmtliche Bundesstaaten in Bewegung zu setzen braucht, werde ich ohne Angst ihr Gebiet d. i. das teutsche Gebiet betreten; bis dahin habe ich Furcht vor der — Furcht Anderer. Die Furcht der Gewalt und die polizeiliche Dienstfertigk it der teutschen Natur, das sind Feindinnen, denen sich ohne Vorsicht bloßzustellen nur ein leichtsinniger Thor für Muth erklären kann. Alle diese Rücksichten so wie die Lamentationen meiner weiblichen Begleitung, welche buchstäblich Bauchgrimmen vor Angst bekam, als sie mich noch unschlüssig sah, bewogen uns, von der eingeschlagenen Straße abzulenken und den Weg über Winterthur zu wählen. Die Gegend, welche wir passirten, ist im Ganzen nicht übel, wenn man aber an die schöne Umgebung Zürichs und an den Anblick der Alpen gewöhnt ist, so würdigt man ein gewöhnliches Wald- und Hügelland kaum mehr eines Anblicks. Winterthur ist ein etwas alterthümliches, wenig belebtes Städtchen in einer anmuthigen, mit Wein-

reben reich bepflanzten Gebirgsgegend. Es liefert in seinen Umgebungen die besten Weine der nördlichen Schweiz, besonders den Neftebacher u. s. w., Weine, die durch ihren eigenthümlichen Geschmack und ihr Feuer auf überraschende Weise an Spanien erinnern. Der Neftebacher hat die auffallendste Aehnlichkeit mit Maderawein.

Auf dem Weg über Winterthur thut man am Besten, nicht direkt nach Schaffhausen zu gehen, sondern vorher links abzubiegen und an dem Wasserfall überzusetzen. Wir ließen uns ebenfalls direkt nach dem Rheinfall fahren, welcher eine halbe Stunde tiefer liegt als Schaffhausen. Ich hatte mir diesen Wasserfall als sehr großartig gedacht und bildete mir ein, man werde stundenweit durch das Brausen des Flusses von seiner Nähe unterrichtet. Ich hatte Leute gesprochen, die ganz in Ekstase geriethen, wenn sie von dem Rheinfall sprachen, die dort auf die Knie gesunken waren und in dem Schauspiel Gott den Herrn leibhaftig gesehen und gehört hatten. Solche übertriebene, kindische Vorstellungen muß man zu Hause lassen, selbst wenn man ein frommer Christ ist. Wir hörten von dem Wasserfall nicht eher etwas, als bis wir ihm auf einige Minuten nah gekom-

men waren. Dort führt der Weg durch ein Gehölz steil den Berg hinab nach einem, als moderne Ruine aufgeführten, einem Maler zugehörigen Hause, aus welchem man unter sich den Rhein seinen berühmten Sprung thun sieht. Man erlegt dafür à Person einen französischen Franken, denn die schöne Natur läßt sich ihren Anblick bezahlen, wo sie kann. Besagter Maler hat den Wasserfall auf der linken Seite des Flusses der Art umbaut und verpallisadirt, daß er, wenn es ihm einfiele, das Schauspiel völlig schließen könnte. Schade, daß er den Strom nicht durch seine Burg leiten kann, er würde sonst zu seinem Kunst- und Souvenir-Laden noch eine Gastwirthschaft errichten, so daß man den Wasserfall neben der table d'hôte hätte. In seinem Garten hat er Brüstungen erbaut, auf welchen man senkrecht in das tobende Wassergewühl hinabsieht und von dem umherstiebenden Schaum, welcher bei Sonnenschein einen stetigen Regenbogen bildet, benetzt wird. Der Mühe werth ist dieser Anblick allerdings; die Wassermassen des Rheins, welcher dort noch eine schöne grüne Farbe und eine krystallene Durchsichtigkeit hat, wälzen sich in ewiger Reproduktion wie ein Walzwerk hinab und verwandeln sich

plötzlich in mächtige, wallende Schaumbüschel, welche in demselben Augenblick wieder vergehen, wo sie sich bilden, und sich wieder bilden, wo sie zergehen. Durch zwei, kaum haushoch aus dem Wasser hervorragende Felskegel wird der Sturz der Breite nach getheilt, welche etwa hundert Schritte betragen mag. Die Höhe des Falles ist unbedeutend, man kann ihn nicht einmal haushoch nennen. Das ist der ganze berühmte Wasserfall. Unterhalb desselben bildet der Rhein ein wallendes Becken, aus welchem er dann in sich selbst gewaschen und beruhigt nach Teutschland eilt. Er scheint sich die Stelle seines Falles von der republikanischen Höhe herab in der Nähe der teutschen Grenze gewählt zu haben, um dort, in sich selbst zergehend, eine andre Beschaffenheit, gleichsam ein neues Signalement anzunehmen, damit man ihn durch die Lande der Loyalität ruhig passiren lasse. Ich wünschte ihm glückliche Reise und war froh, daß ich seinem Beispiel nicht zu folgen brauchte.

Den Eindruck des Großartigen macht also der Rheinfall bei Schaffhausen eigentlich nicht, zumal wenn man nach der rechten Seite des Flusses übersetzt, wo er sogar einer Fabrik einen Theil

seiner Kraft zum Treiben der Räder hergeben muß. Eine einzige Woge der See, vom Sturm herangetrieben, hat in meinen Augen mehr Imponirendes, als der ganze Rheinfall. Seine Umgegend so wie die Lage von Schaffhausen ist übrigens recht hübsch, und wenn die Schweiz auch tausend interessantere Punkte bieten mag, so würde ich doch Niemanden abrathen, dem Rheinfall einen Besuch abzustatten, wenn er nach dem Lande der Berge reis't.

Als meine weibliche Begleitung die Rückreise nach dem gelobten Lande der Polizei angetreten hatte, beschloß ich, in der Nähe des Wasserfalls noch eine Weile durch die Umgegend umherzuschlendern, wozu der freundliche Herbstabend besonders einlud. Dort hatte ich ein seltsames Renkontre, woran ich wahrlich in dieser Gegend nicht gedacht hatte. Bei einem erhöhten, mit Gebüsch gekrönten Punkt angelangt, wurde ich plötzlich durch den Ton einer Harfe und den Gesang einer sonoren Männerstimme überrascht, welche das benachbarte Brausen des Stroms übertönte. Ich blieb stehen, um zu lauschen, und hörte folgendes Lied zur Harfe singen:

„Schön muß es ſein, ein Vaterland zu haben,
An ſeinem Ruhm ſich, ſeinem Glück zu laben,
Sich ſeinem Ruhm und ſeinem Glück zu weih'n
Und ſeiner Freiheit Schirm und Hort zu ſein!

Mein Vaterland lebt nur in der Geſchichte
Und ſeine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich nur zum Spott genannt,
Denn nur der Freie hat ein Vaterland.

Rinnt, herbe Thränen, in des Bartes Haare,
Ein ſterbend Vaterland auf blut'ger Bahre
Liegt Polen da, der weiße Adler ſchwebt
Um's Grab, das tief der Moskowiter gräbt.

Verwaiſ't durch fremde Lande muß ich klagen,
Den Heimathſchmerz durch alle Zonen tragen,
Dem Bann des Siegers und dem Mitleid preis
Durchirr' ich ruhelos der Erde Kreis.

Troſt ſuchend floh ich in die freien Lande
Am Miſſiſippi- und Oheioſtrande;
Troſt fand ich nicht: nur Trauer, Grimm und Scham
War mein Gefühl, wenn ich zu Freien kam.

Dann ſucht' ich Troſt, wo keine Freiheit wohnte,
Wo Druck und Haß der Männertugend lohnte,
Doch doppelt herb ward Trauer, Grimm und Scham,
Wenn Polen gleich kein Land an Unglück kam.

Dann wollt' ich kehren zu der Väter Herde,
Mich feſſeln laſſen auf der heim'ſchen Erde,
Freiwillig ſteigen in des Kerkers Gruft,
Zu athmen nur die vaterländ'ſche Luft;

Doch ach! ſelbſt dieſen Troſt durft' ich nicht hoffen,
Für mich iſt ſelbſt kein heim'ſcher Kerker offen,
Für Freiheit ſelbſt iſt Polens Luft nicht feil:
Sibirien nur, Sibirien nur mein Heil!

O Polen! Könnt' ich meine müden Glieder
Nur legen einſt in dir zur Ruhe nieder!
Dem Todten ſelbſt winkt keine Wiederkehr,
Kein Grab hat Polen zu vergeben mehr.

Grauſamer Schmerz, der meinen Muth verklaget,
Niemüder Wurm, der mir am Leben naget,
Nieſatter Geier, der mein Herz verſchlingt —
Mein Polen hin! Kein Gott, der's wiederbringt!

Mein Vaterland lebt nur in der Geſchichte
Und ſeine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich noch zum Spott genannt:
Ach! nur der Freie hat ein Vaterland!"

Als das Lied mit ſeiner gewaltigen Melodie zu Ende war, ſchwieg der Sänger und ſeine Harfe. Der Geſang hatte mich ſehr ergriffen, und, wie es ſchien, den nicht minder, von welchem er herrührte. Es entſtand eine feierliche Pauſe, ausgefüllt nur von dem ewigen Brauſen des Stroms, der als verſinnlichter Strom der Geſchichte vor meiner Seele vorüberſtürmte, Staaten und Völker, Leiden und Schickſale unaufhaltſam in ſeinen Sturz hinabwälzend. Als das Schweigen einige Minuten gewährt hatte, begann die Harfe wieder zu klimpern, keck und lebendig, als leihe ſie ihre Töne einer wieder auflebenden, ſich ermannenden Seele, dann heftig und ſtürmend, als kündige ſie einen Ausbruch des Zornes und der Thatenluſt an; endlich vereinigte ſich wieder die Stimme des Sängers mit der ihrigen und ergoß ſich trotzigen Ton's in folgende Worte:

„Polen iſt noch nicht vergeſſen
Und verloren war es nie;
Auf, zum Lande der Tſcherkeſſen,
Rettet Polen, rettend ſie!

Liegt auch Polens Arm in Banden,
Iſt Tſcherkeſſiens Fauſt doch frei!
D'rum herbei aus allen Landen,
Ruſſenfeinde, ſtürmt herbei!

Mit dem Blute der Barbaren
Löſchet eures Haſſes Glut;
In der Schlacht nur läßt ſich paaren
Polenblut und Ruſſenblut.

Ruhe bieten und verſöhnen
Kann uns dieſe Welt nicht mehr,
Bis wir mit des Sturmes Dröhnen
Brachen die Tyrannenwehr;

Bis der letzte Wurf gerichtet
Ueber uns mit Weib und Kind,
Bis wir unſern Feind vernichtet,
Oder ſelbſt vernichtet ſind.

Auf, ihr Rächer, auf, ihr Freunde!
Nach den Höh'n des Kaukaſus!
Dort iſt's, wo das Herz der Feinde
Unſre Rache ſuchen muß.

Durch den Wall der Sklavenleichen
Brecht euch Bahn zum Vaterland,
Bis auch dort des Feindes Weichen
Packt die Rache, neu entbrannt;

Bis zerhau'n er mit der Knute
Unter unſern Ferſen liegt
Und mit ſeinem gift'gen Blute
Unſrer Leiden Quell verſiegt.

Dann vom Kuban bis zum Ende
Polens reißt die Kett' entzwei,
Die geſtreckt Europens Hände
Feſſelt an die Tyrannei."

Die Aufeinanderfolge dieſer beiden Lieder, welche trotz ihrer verſchiedenartigen Auffaſſung eines und deſſelben Gegenſtandes einer und derſelben Geſinnung entſprungen zu ſein ſchienen, ließ die Abſicht erkennen, das Gemüth zuerſt

recht troſtlos hinabzuſtimmen, um es dann um ſo kühner zu erheben, zuerſt den Schmerz und dann den Zorn, zuerſt die Verzweiflung und dann den Muth aufzuregen. Dieſen Zweck fühlte ich in dem Eindruck, den der Geſang auf mein Gemüth gemacht hatte, vollkommen erreicht. Je mehr mich derſelbe aber aufgeregt, um ſo begieriger war ich geworden, die räthſelhafte Perſon kennen zu lernen, welche ſich mit einer Harfe in die Umgebungen des brauſenden Rheinfalls verirrte, um Polenlieder zu ſingen. Natürlich vermuthete ich einen Polen in ihr; nach einer kleinen Pauſe hörte ich ſie indeß reden und zwar meine Mutterſprache. Eine Knabenſtimme antwortete ihr. Ferneren Geſang hatte ich allem Anſcheine nach nicht mehr zu erwarten; ich beſchloß daher, mich mit dem Sänger bekannt zu machen und ſtieg den Hügel hinan.

Oben angelangt, ſah ich einen ſchönen Mann von etwa ſechs und dreißig Jahren auf einer Bank ſitzen; neben ihm ſaß ein Knabe, etwa vierzehn Jahre alt, deſſen Aeußeres ich auf den erſten Blick wenig beachtete. Sein Vater, denn als ſolchen ſah ich den ſchönen Mann an, machte mich durch ſein Aeußeres ſtutzen. Schwarzes Haar

von mittlerer Länge umkränzte ſeine hohe Stirne; in dem blaſſen Geſicht, deſſen untern Theil ein ſchwarzer Bart einfaßte, glühten ein Paar große, dunkle Augen, aus welchen ein ſchwärmeriſches Feuer, noch mehr aber eine entſchloſſene Feſtigkeit ſprach. Um den ſprechenden Mund lag ein Zug ſchmerzlicher Bitterkeit, als Ausdruck einer edlen Seele, deren Leidenſchaft für das Höhere durch langen und vergeblichen Kampf erprobt war. So ſtellte ſich mir das Bild des Mannes auf den erſten Anblick als ein ſehr intereſſantes und ungewöhnliches dar.

Ich grüßte und redete ihn an. Sie werden, ſprach ich, es mir nicht übel deuten, wenn ich, durch den Zufall zum Zuhörer Ihres Geſanges gemacht, ein Intereſſe daran finde, auch die Bekanntſchaft des Sängers zu machen.

Er blickte mich einige Augenblicke forſchend an, als ſei er zweifelhaft über die Abſicht, die mich zu ihm führte. Dann ſagte er: „Das Intereſſe kann ein gegenſeitiges werden. Sie ſind ein Teutſcher?"

Ja.

„So ſind wir, was die Abſtammung betrifft, Landsleute." Auf die „Abſtammung" legte

er einen besondern Ton, als wolle er andeuten, daß mit der Gemeinsamkeit derselben eine große Verschiedenartigkeit in andern Dingen verbunden sein könne.

Um seine Zweifel in dieser Hinsicht zu heben, erwiderte ich: und in Bezug auf die Gesinnung sind wir es auch, wenn ich auf die Ihrige einen Schluß von Ihrem Gesang ziehen darf.

Diese Erklärung führte zu weitern. Wir sprachen über Dieß und Jenes, zuletzt über unsere persönlichen Verhältnisse. „Ich werde in Ihren Augen, bemerkte der Fremde endlich, eine romantische Erscheinung gewesen sein, und über die Romantik denken nicht alle Leute gleich. Ich meinerseits lache sehr häufig über die Romantik, obschon ich so romantisch mit einer Harfe durch die Welt umherziehe; aber unsere Welt hat es auch zu einer zeitgemäßen Romantik gebracht, die ich die politische nennen mögte, und diese kultivire ich, freiwillig oder gezwungen."

Auffallender Weise sind wir auch in diesem Punkt Schicksalsgenossen. Ich befleißige mich ebenfalls seit einiger Zeit der politischen Romantik, als deren Schöpferinn ich die Polizei ansehe.

„Welche Bewandtniß es mit meiner politi-

schen Romantik hat, sagte der Fremde, würde ich Ihnen gern auseinandersetzen, wenn ich Ihrer Geduld versichert wäre, denn meine Erzählung müßte ziemlich lang ausfallen."

Ich beruhigte ihn in Bezug auf meine Geduld vollkommen, worauf er seine Harfe an einen Baum stellte, den Knaben bat, uns einige Minuten allein zu lassen, und mir Folgendes erzählte:

„Vor dem Ausbruch der polnischen Revolution studirte ich noch in Berlin. Dort lernte ich einen jungen Polen kennen, der ebenfalls zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung die Berliner Universität besuchte. Begütert und schon verheirathet, beabsichtigte er nicht, sich zu einer amtlichen oder derartigen Stellung den Weg zu bahnen; er studirte bloß aus Interesse an den Wissenschaften und um sich zu einem Mann zu befähigen, der einst seinem Vaterlande durch eine freie Thätigkeit von Nutzen sein könnte. Er besaß viel Talent, eine feurige Gesinnung und eine schwärmerische Freiheitsliebe. Unsre Bekanntschaft wurde sehr bald zur intimsten Freundschaft, an welcher seine Frau, als Dritte im Bunde, sich auf das Lebhafteste betheiligte. Diese Frau! Ein herr-

licheres Weib hat nie die Erde betreten. Was wissen Sie, wenn ich Ihnen sage, das sie edel und geistreich, daß sie kühn und feurig, daß sie schön und bezaubernd war? Malen Sie sich ihr Bild beliebig aus, Sie erreichen die Wirklichkeit nie. Sie stammte durch ihren Vater aus Frankreich her und hieß Luise; mein Freund hieß Stanislaus.

„Stanislaus stand mit den polnischen Vereinen, welche die Revolution vorbereiteten, in beständiger Korrespondenz und weihte auch mich in diese geheime Bewegung ein. Wir entwarfen für Polens Freiheit tausend Plane und schwärmten in der schönsten Zukunft. Luise war nicht weniger davon erfüllt, als wir. Als die Bewegung der Gemüther in Warschau so weit gediehen war, daß sie Thaten verkündete, beschlossen wir alle drei, nach Polen zu gehen. In Warschau wurde ich sehr bald mit den Patrioten bekannt und nahm gleich meinem Freunde an ihrer Thätigkeit den lebendigsten Antheil. Das Gewitter zog sich immer dichter zusammen und brach endlich los. Welche Thätigkeit wir dabei entwickelten, in welcher Erregung wir waren — ich kann es nicht beschreiben. Noch weniger aber kann ich Ihnen

ein Bild entwerfen von der begeisterten Erregtheit Luisen's, dieses großartigen Weibes, das unwiderstehlich zu großen Entschlüssen und Thaten hingedrängt zu werden schien. Die Lebhaftigkeit der Französinn mit dem Heroismus der Polinn in sich vereinigend, setzte sie Männer und Weiber in Flammen, riß die Unschlüssigen mit fort, erfüllte die Zaghaften mit Muth und war die revolutionaire Seele des Kreises zu nennen, in welchem wir uns bewegten. Ihr Zustand — sie war hochschwanger — hielt sie nicht zurück; sie dachte nur an die Freiheit Polens und an die Rolle, welche ihrem Stanislaus von der heranrückenden schönern Zeit zugedacht werden würde.

„Das Schwert wurde gezogen und Stanislaus und ich nahmen es gleichfalls zur Hand. Luise wäre mitgezogen, wenn ihr Zustand es nicht unmöglich gemacht hätte. Sie kennen die Geschichte des Blutes, das damals vergebens vergossen wurde. Ich erhielt eine Wunde und mußte nach Warschau zurück. Stanislaus blieb im Felde und übertrug mir die Beschützung seines Weibes, das seine Niederkunft erwartete. Unglückliche Botschaften und diese Niederkunft trafen zusam-

men. Luiſe gebar einen Knaben und war nach der Geburt — wahnſinnig geworden!

„Denken Sie ſich das Fürchterliche unſerer Lage. Stanislaus — ich lernte ihn bei dieſer Gelegenheit als einen großen Menſchen kennen — hatte ſich durch die ſchreckliche Nachricht von dem Unglück ſeines ſo leidenſchaftlich geliebten Weibes nicht wankend machen laſſen in der Erfüllung der Pflicht, die er gegen die Freiheit übernommen. Er blieb bei dem Heer und ließ mir ſagen, daß er aus meiner Sorge für Luiſe alle Beruhigung nehme, die ihm ſeine perſönliche Anweſenheit nur verſchaffen könnte. Meine Wunde war beinah geheilt und ich that das Meinige, um ſeinem Vertrauen zu entſprechen. Fürchterliche Aufgabe! Wie durch einen Druck das Spiel eines Inſtrumentes ſich ändert, ſo war die Seele Luiſens, dieſes ſchrecklich reizenden Weibes, durch den Wahnſinn in eine völlig andere Welt der Anſchauung gerückt. Ihre Theilnahme für Polen war dieſelbe geblieben und in ihrer wilden Phantaſie ſpiegelte ſich das Schickſal ihres Vaterlandes in tauſend wunderbaren Bildern ab; aber wer war es, vor deſſen Blick ſie dieſe Bilder entfaltete? War es ihr Stanislaus? Sie kannte

ihn nicht mehr und hielt mich für ihren Gatten! Ich weiß nicht, ob es der Freund oder der Mann in mir war, der die größte Probe zu bestehen hatte, aber es war mir eine Aufgabe voll hölliſcher und himmliſcher Qual zugleich, von dieſem Weibe mit dem Namen meines Freundes angerufen, von ihren Küſſen bedeckt, von ihren Umarmungen umſchlungen, von ihrer Leidenſchaft der — Kälte beſchuldigt zu werden, dieſe Leidenſchaft erwiedern zu müſſen, ohne ihr zu erliegen, ſie doch nicht zu erwiedern und ihr auch nicht entfliehen zu können. Sie werden ſich mit mir wundern, daß dieſes Weib, deſſen wahnſinnige Zärtlichkeit mich Tag und Nacht nicht von ihrer Seite ließ, mich in ſolcher unerhörten Lage nicht ebenfalls wahnſinnig machte. Denken Sie ſich, wie ſie mit flammendem Blick, mit einer unheimlichen Wuth der Freude mir ihren Säugling darreicht und mich auffordert, meinen Sohn zu herzen!

„Ich habe die Probe beſtanden, hatte ſie noch lang zu beſtehen und außer ihr noch andere. Stanislaus beſtand keine leichtere. Er ſah Polen unter den Streichen der Petersburger Henker dahinſinken, er ſtand dem ſinkenden bei bis zum letz-

ten Augenblick, er kam fliehend in ſein Haus zurück und ſein Weib kannte ihn nicht mehr und umſchlang nur den Hals ſeines Freundes! Wäre ich ein Romanſchreiber, ich könnte Bände voll ſchreiben über die Situationen, in welche wir vier, Stanislaus, ſein Weib, ſein Sohn und ich durch den Fall Polens und den Wahnſinn Luiſens gebracht wurden.

„Doch wir hatten erſt das Vorſpiel des Drama's erlebt, in welchem uns ſo ſchreckliche Rollen zugetheilt waren. Alle Hoffnung lag zu Boden, die barbariſchen Sieger drangen auf blutiger Bahn immer weiter vor und es galt nur noch, ſich vor ihrer Henkerfauſt zu retten. Verrath und Gefahr belauerten alle Wege. Stanislaus packte ſeine werthvollſten Habſeligkeiten zuſammen und wir mußten mit ſeiner Familie die Flucht verſuchen. Wo die Schurkerei triumphirt, iſt die Tugend nur unter den Kleidern der Schurken ſicher. Ich verkleidete mich als ruſſiſcher Oberſt, Stanislaus wurde mein Bedienter; ſo brachten wir Luiſe mit ihrem Kind in einen Wagen und eilten der preußiſchen Grenze zu. Die Wahnſinnige nannte meine Kleidung einen Ballanzug und freute ſich kindiſch auf den Ball, dem ſie

entgegenreiſ'te. Wir erreichten glücklich das preuſſiſche Gebiet, jedoch auch dort war die Verfolgung ſchon geſchäftig. Die Gefahr und der Zuſtand Luiſens, welcher durchaus Ruhe in einem ſichern Zufluchtsort und Entfernung aus den bisherigen Umgebungen erheiſchte, trieb uns nach der Nordſee, wo wir ſogleich ein Schiff beſtiegen um nach Amerika überzuſetzen.

„Die Anker wurden gelichtet und die See lag vor uns; hinter uns das ſterbende Polen, wo jetzt der Henker aus den Trümmern unſerer Hoffnungen mit Muße ſeine blutigen Trophäen errichtete. Hätten wir das unglückliche Land gleich unſern Kleinodien flüchten, hätten wir es mitnehmen, ja hätten wir es vernichten können! Aber es mit unſern gefangenen Freunden zurücklaſſen zu müſſen in der Gewalt des Verfolgers, zu ſehen, wie er mit hölliſcher Wonne das Werk der Marterung an ihm beginnt, wie er ſich blutſaugend auf den Nacken des wehrloſen Opfers lagert, wie er das zuckende unter ſeinen Klauen zum Fraße zubereitet, wie er ſeine tyranniſche Beſtialität an dem zubereiteten ſättigt, — dann das Herz des verſchlungenen noch unter den Weichen des Ungeheuers klopfen zu ſehn, leiſe

und immer leiſer, zu denken ſeinen allmäligen Tod und hinter dem Tod nichts als die ſcheußliche, geſicherte Maſt des viehiſchen Ueberwinders mit dem Blut und Glück eines vernichteten Volkes, — dies Alles zu ſehen und zu denken und fern zu ſtehen, und keinen Blitz der Rache in der Hand zu haben, um das Scheuſal zu vernichten, und mit dem Fuß zu ſtampfen, ohne das Angeſicht des Todfeindes darunter zu ſehen, und ohnmächtig mit den Zähnen zu knirſchen, ohne ihn zerreißen zu können — — verzeihen Sie meine Aufregung, aber jene Lage war gräßlich, ſie war es auch ohne den Wahnſinn der unglücklichen Luiſe!

„Luiſe! Ich werde ſie ſogleich noch einmal nennen und dann iſt ſie — beſeitigt. Unſere Fahrt ging Anfangs gut und raſch von Statten und wir begannen uns allmälig zu beruhigen, ſo weit es unter ſolchen Umſtänden möglich war. Wir hofften in einigen Tagen die Küſte von Nord-Amerika zu erblicken; da ändert ſich der Wind, der Himmel verdüſtert ſich und es überfällt uns ein Sturm. Das Meer wird wild und immer wilder, der Sturm wüthend und immer wüthender. Zwei Tage und zwei Nächte lang umheult er uns ununterbrochen und ſchleudert das ſchwache

Schiff umher, als dürfe er nicht ruhen, bis er es vernichtet habe. Sein Werk gelang. Die furchtbaren Schläge der Wellen trieben die Fugen am vordern Kiel allmälig aus einander und das verbrauchte Schiff wurde leck; der Kapitän verwendete umsonst alle Kräfte der Mannschaft an den Pumpen: es sank und sank immer tiefer. Die Gefahr wuchs von Minute zu Minute und Alles machte sich gefaßt auf den plötzlichen Untergang. Luise war, seit der Sturm wehte, in einer seltsamen, stillen, nachdenklichen Aufregung gewesen; Stanislaus und ich bewachten sie mit ängstlicher Sorge und suchten sie mit ihrem Kinde unter dem Verdeck und im Bette zu halten. Als die Gefahr des Untergangs heranrahte, waren wir genöthigt, sie heraufzubringen, um die Möglichkeit zu ihrer Rettung, wenn sich irgend eine solche darbieten sollte, sofort benutzen zu können. Stanislaus harrte am Eingang zur Kajüte, während ich hinabeilte, um sein theures Weib und ihren Säugling zu holen. Doch kaum bin ich unten an der Treppe angelangt, als sie mir mit aufgelöstem Haar, ihr Kind auf dem Arm, entgegenstürzt und hinaufeilt. „Stanislaus, Stanislaus, rette dein Kind!" Dies rief sie mit einem markdurchdringenden Ton und

klammerte ſich an den Hals ihres Gatten. Die gewaltige Aufregung des Elements hatte ihre Seele wieder in die alten Fugen gerückt, ſie hatte plötzlich ihre Beſinnung zurückerhalten und erkannte vor dem Untergang ihren Stanislaus wieder. In dieſem Augenblick fühle ich das Schiff ſich auf die Seite werfen, ein gewaltiges Dröhnen durchfährt es vom einen Ende bis zum andern und ein mächtiger Waſſerguß ſtürzt ſich durch den Eingang in die Kajüte. Faſt athemlos unter demſelben geworden und kaum noch meiner Sinne mächtig, erreiche ich mit größter Anſtrengung die Treppe wieder und arbeite mich hinauf — Luiſe und Stanislaus waren verſchwunden! Eine furchtbare Welle war über das Schiff geſtürzt und hatte ſie mit ſich hinabgeriſſen in den Abgrund. Vergebliches Schauen, vergebliches Beſinnen! Sie ſind verloren, ſie ſind dahin für immer und das Brauſen der Wogen und das Heulen des Windes tobt wüthend über ihr Grab.

„Ich war wie erſtarrt und hielt mich mit Mühe an die Umſchanzung des Kajüteneingangs. Da höre ich hinter mir das ängſtliche Geſchrei eines Kindes. Es war Luiſens Sohn. Als die Welle ſich über ſie ſtürzte, hatte ein Matroſe, der

ſich gefahrenkundig an ein Seil geklammert hielt, mit kräftiger Fauſt nach ihr gegriffen, um ſie zu retten, aber die heftige Schwankung des Schiffs überlieferte ſie zu ſchnell der Gewalt der Sturzwelle und die rettende Matroſenhand ergriff nur den dargereichten Säugling.

„Kaum hatte ich das Kind von dem Matroſen übernommen, als ich die Mannſchaft in aller Haſt nach der Seite des Schiffs eilen und unter lautem Geſchrei in das hinabgelaſſene Boot ſtürzen ſah. Mich raſch beſinnend ſtürze ich ihnen nach und gelange, mit der einen Hand das Kind, mit der andern ein Tau feſthaltend, glücklich in das Boot, das in dem Drang der Wellen heftig auf- und niederfuhr. In dem Augenblick, wo ich mich hineinwerfe, wird es abgeſtoßen und von den Wellen erfaßt. Kaum hat es ſich eine kleine Strecke entfernt, ſo beginnt das Schiff, deſſen Bord nur noch ein Paar Fuß das Waſſer überragt, gewaltig zu ſchwanken und ſchießt dann, die hohen Maſten pfeilſchnell nachziehend, plötzlich in die Tiefe, von einem ungeheuren Wogenſchwall überſtürzt.

„Unſere Lage war entſetzlich. Die Rettung in dem kleinen Boot, das furchtbar umhergeſchleu-

dert wurde und jeden Augenblick von einem Waſſerſturz begraben werden konnte, ſchien nur durch ein Wunder möglich zu ſein. Ich hatte alle meine Kräfte aufzubieten, um das ſchreiende Kind auf dem Arm zu halten und mit der andern Hand mich an das Bord des ſchwankenden Bootes feſtzuklammern. Die Geſchicklichkeit des Kapitäns, welcher auf bewundernswerthe Weiſe durch Steuern und Rudern den Sturzwellen auszuweichen wußte, rettete uns. Es währte nicht lange, ſo legte ſich der Sturm, und am folgenden Morgen, nach einer angſtvollen Nacht, erblickten wir ein amerikaniſches Schiff, welchem wir zuruderten. Wir wurden freundlich aufgenommen und rechneten uns nun wieder zu den Lebenden.

„Mein Kind — ich mußte von jetzt ab das elternloſe ſo nennen — war durch Schreien und Hunger ſo erſchöpft, daß ich faſt an ſeiner Rettung verzweifelte. Dennoch gelang ſie mir durch ſorgſame Pflege, und nach einigen Tagen, als wir zu New-York einliefen, hatte es ſich völlig erholt. Ich gab ihm eine Wärterinn und hatte die Freude, es von Tag zu Tag herrlicher gedeihen zu ſehen. Ihm hatte ich jetzt meine Liebe und meine Thätigkeit allein zu weihen.

„Meine Mittel beſtanden nur in einer mitgenommenen Börſe und dem Ertrag einiger Juwelen. Auch hatte ich von Hauſe nichts zu erwarten, da meine Eltern verſtorben waren. Ich verlegte mich daher auf Unterricht in Sprachen und Muſik und zwar mit ſo glücklichem Erfolg, daß ich Erſparniſſe für die Erziehung des Kleinen zurücklegen konnte. Er wuchs heran und entwickelte ſich immer erfreulicher. Er legte eine Genialität des Geiſtes und eine Energie des Charakters an den Tag, die mich an dem Knaben oft in Erſtaunen ſetzten. Der Glaube, daß er für große Dinge beſtimmt ſein könne, befeſtigte ſich immer mehr in mir und ich berechnete hiernach ſeine Erziehung. Soll ich Ihnen ſagen, was ich aus ihm zu machen gedenke? Einen Rächer ſeines Vaterlandes! Ich habe meine Mußeſtunden benutzt, um erſt mich ſelbſt und dann ihn in Allem zu unterrichten, was ihm für ſeine einſtige Aufgabe von Nutzen ſein kann. Er verſteht außer andern Sprachen Ruſſiſch und Polniſch, er kennt die Geſchichte Rußlands und Polens im Detail, und über die Kriegswiſſenſchaften hat er ſchon einen vollſtändigen Ueberblick. Den meiſten Unterricht aber hat er im Ruſſenhaß erhalten

und dieſer Unterricht iſt ſo trefflich bei ihm angeſchlagen, daß das Feuer des Haſſes ſein junges Leben verzehren würde, wenn ich es nicht überwachte.

„Als der Knabe mehr heranwuchs, hielt ich es für nöthig, ihn die Welt und die Menſchen kennen zu lehren. In ſeiner Begleitung durchzog ich als Konzertgeber mit meiner Harfe das ganze Nordamerika. Mit der Aufgabe, ihm die Welt und das freieſte Land derſelben zu zeigen, ſuchte ich aber zugleich eine andere zu vereinigen. Ich dichtete und ſang Polenlieder, um unter den Völkern die Sympathie für Polen und den Haß gegen die Petersburger Tyrannei nicht einſchlafen zu laſſen. Daß meine Propaganda nicht erfolglos geweſen iſt, davon habe ich ſprechende Beweiſe; und ich hoffe, ſie wird auch da wirken, wo die Mitſchuldigen an dem Morde Polens noch immer ſklaviſche Söldlinge gegen das unglückliche Volk bewaffnen. Als ich Nordamerika durchzogen hatte, wandte ich mich nach England, von wo ich wieder auf den Kontinent gekommen bin, um meine begonnene Rolle weiter zu ſpielen, und ſo haben denn auch Sie mich hier in meinem Beruf, bei der Einübung neuer Lieder angetroffen.

„Jetzt kennen Sie den Inhalt meiner poli-

tiſchen Romantik. Ich weiß, daß Ihnen dabei manche Bedenken aufſtoßen können. Sie werden ſagen, es verlohne ſich auf einem höhern Standpunkt der Mühe nicht, ſich für ein Volk zu begeiſtern, das in Unwiſſenheit verſunken, das in der Hand des Adels und der Pfaffen ſei und in dieſer Verſunkenheit hinlängliche Beweiſe ſeines politiſchen Unverſtandes gegeben habe. Ich will zugeben, daß dieß richtig, und daß der Heroismus der Polen nicht im Stande ſei, ihre Fehler aufzuwiegen. Was aber bei meinem Intereſſe für ſie den Ausſchlag gibt, das iſt ihre Entgegenſetzung gegen Rußland. Ueberblicken ſie im Geiſt die Fernen der Zukunft und entſcheiden Sie ſich: ſoll und wird Rußland, dieſer vom Deſpotismus künſtlich zuſammengeknetete Staat, oder ſoll und wird Polen, dieſer trotz ſeiner Zerriſſenheit und ſeiner namenloſen Leiden durch die zäheſten Sympathien zuſammengehaltene Volksbund, eine Zukunft haben? Müſſen Sie ſich für die künftige Exiſtenz Polens entſcheiden, ſo müſſen Sie auch für das polniſche Prinzip Partei ergreifen, ſo weit wenigſtens, als es ſich gegen die auswärtige Unterdrückung geltend macht. Ich bin nicht mehr befangen in Nationalvorurtheilen; ich erkenne eine

Nationalität nur an, ſofern ſie einen würdigen Inhalt hat und dieſer Inhalt kann hauptſächlich nur die Freiheit ſein. Aber hat nicht die polniſche Nationalität dieſen Inhalt wenigſtens relativ, im Gegenſatze zu Rußland? Wäre Rußland ein freier Staat, ſo würde ich Polen ihm ſo bald als möglich einverleibt wünſchen, denn ſo wie die Nationalität nur Werth erhält durch die Freiheit, ſo hat auch die Freiheit die Macht, die Nationalität zu abſorbiren und zu erſetzen.

„Rußland will die polniſche Nationalität vernichten, ohne ſie zu erſetzen. Unſinniges Unternehmen! Unterdrückung iſt die Lebensnahrung der Nationalität. Es wird eine Zeit kommen, wo der Nationalitätsfabrikant zu Petersburg vor ſeinem Werk erſchrecken ſoll. Mag er mit den polniſchen Patrioten ſein Sibirien bevölkern, mag er ſie lebendig in Kerker begraben, mag er ſich in Erfindungen erſchöpfen, um ihnen das Gedächtniß wegzukünſteln, mag er ihnen die Zunge ruſſiſch zuſchneiden und ihnen ſogar das polniſche Pfeifen verbieten, ja mag es ihm gelingen, die polniſche Luft ruſſiſch zu machen und die polniſchen Adern mit ruſſiſchem Blut zu füllen — Polen bleibt und ſtirbt nicht. Und ſollte Polen im Innern gemordet werden können,

es wird im Auslande fortleben. Die Geſchichte hat das Mittel erfunden, die Freiheit der Völker in den Emigranten fortzubewahren, wenn ſie daheim keine Stätte mehr hat. Die polniſche Emigration iſt das geiſtige Polen geworden; ſie wird es in Eltern und Kindern fortbewahren; ſie wird den Unterdrücker des Mutterlandes als Rachegeſpenſt umſchwärmen und ſich auf ihn ſtürzen, wenn die Zeit gekommen iſt.

„Die Zeit wird kommen und — mein Pflegeſohn wird Zeugniß von ihr ablegen! Empfangen in revolutionärer Erregung, getragen unter einem revolutionären Herzen, geſäugt mit revolutionärer Milch, ſchon als Säugling unter die revolutionären Flüchtlinge in die Welt hinausgeſtoßen und erzogen in dem Haß gegen den Mörder ſeiner Eltern und ſeines Vaterlandes — ſo ſoll, ſo wird er ein Rächer und ein Befreier werden. Sobald er ein Jüngling iſt, ſollen die Polen ſeinen Namen erfahren, und wenn er ein Mann iſt, ſoll er ihr Führer werden.

„Glauben Sie übrigens nicht, daß es bloß Polen ſei, deſſen Zukunft ich bei meinen Bemühungen gegen die ruſſiſche Tyrannei im Auge habe; bei Weitem mehr noch treibt mich die Hoffnung

für die Freiheit überhaupt. Rußland ist das böse Prinzip in Europa. Dieser kolossale Bau ist die Verschanzung für allen Despotismus des Kontinents. Direkt oder indirekt zieht Rußland jede Schlinge zusammen, womit die europäische Freiheit erdrosselt wird. Ohne Rußland hätte die Reaktion längst ihren Halt verloren, trotz dem Beistand des Fürsten Metternich, und ohne Rußlands Beispiel machte sie sich keine Hoffnung mehr, daß das Kunststück gelingen könne, durch Druck und Verschlechterung ganze Völker auf lange Jahre hin todt zu machen. Rußland vernichten heißt Europa befreien, und Polen retten heißt Rußland vernichten.

„Dieß sind die Ueberzeugungen, welchen meine schwache Kraft gewidmet ist; ich diene ihnen auf diejenige Weise, welche mir nach den Umständen meiner Persönlichkeit die zweckmäßigste zu sein scheint. Schelten Sie mich daher nicht, daß ich eine so romantische Rolle spiele und wenigstens da singe, wo das Sprechen verpönt ist — ich bin jetzt auf dem Wege nach Teutschland!"

Als der Fremde geendigt hatte, sah er mich mit freundschaftlichem Lächeln an und drückte mir die Hand. Ich mogte seine edle Begeisterung

nicht durch Gegenbemerkungen trüben, am Wenigsten durch die Bemerkung, daß es mir eine verfehlte Berechnung zu sein scheine, unter den Teutschen Bekämpfer gegen fremde Unterdrückung zu werben, während die eigene Unterdrückung ihre Galle so wenig affizirt habe. Auch wollte ich keine Erörterung über die Frage hervorrufen, ob die Handhabe für die allgemeine Befreiung nicht anderwärts zu finden sei, als in Rußland und Polen. Der Geist und Charakter des Fremden hatte Anspruch darauf, daß ich keine Versuche machte, ihm in irgend etwas seine Bahn zu vertreten. Uebrigens war ich auch weit entfernt, diese Bahn für eine verfehlte zu halten, und das Streben des Fremden flößte mir nicht weniger Interesse ein, als seine Person und seine seltnen Schicksale.

Der Rheinfall ließ fort und fort seine brausende Stimme erschallen und brach die Begleitung zu unserer Unterhaltung nicht mit dieser ab. Wir saßen eine Weile schweigend da und ließen von dem brausenden Strom unsere Gedanken mit fortführen. Dann verabredeten wir — es begann schon zu dunkeln —, gemeinschaftlich einen Gast-

hof aufzusuchen und noch einen Tag beisammen zu bleiben.

Als wir uns erhoben, fand sich auch der Knabe wieder ein, der während unseres Gesprächs zu seiner Unterhaltung Steine in den Rhein gerollt hatte. Jetzt erst faßte ich ihn mit Interesse in's Auge und erstaunte über den energischen Ausdruck dieses schönen Gesichtes. Wenn das Aeußere eines Menschen ein Recht gibt, auf sein Schicksal zu schließen, so mußte ich allerdings die Ansicht theilen, daß diesem Knaben eine ungewöhnliche Zukunft bevorstehe. Ich sah ihn eine Weile an, gab ihm die Hand, und fragte ihn, wie er heiße? „Ich heiße," sprach er sanft erröthend — und seine Augen glühten wie ein Widerschein aus dem Brande von Moskau — „ich heiße Hannibal!"

V.

Lord Waterford auf dem Kölnischen Karneval.

Eines Morgens besuchte mich unerwartet ein kölnischer Bürger von jovialster Gutmüthigkeit und begann nach den üblichen Begrüßungen folgende Unterredung:

Kölnischer Bürger. Lieber Mitbürger, wir haben uns oft gedacht, daß es Ihnen mitunter recht schwer um das Herz sein müsse, seitdem Sie unsere lustige Stadt verlassen haben.

Ich. Wohl gebe ich zu, daß ich unter meinen Bekannten und auf heimischem Boden lieber thätig wäre, als in einem fremden Lande. Wenn aber in der Heimath alle Bedingungen zu einer menschlichen, d. h. freien Thätigkeit für mich fehlen, so werden Sie zugeben, daß ich trotz Ihrer

Lustigkeit in der Fremde besser daran bin, als zu Köln, denn das Glück des Menschen besteht doch einzig darin, daß er seine menschliche Natur bethätigen könne.

Köln. B. Darin haben Sie Recht. Man muß seine menschliche Natur bethätigen können. Aber die menschliche Natur ist so vielseitig, daß uns immer noch eine Menge Seiten übrig bleiben, wenn uns einige zugeklebt werden. Sie würden doch bei uns noch nimmer —

Ich. Ich würde noch manchen Schoppen im „Marienbildchen" und im „Prinz Karl" mit Ihnen trinken können, ohne daß die Polizei etwas dawider hätte, das ist wahr, und kein Mensch würde bestreiten, daß ich dadurch meine menschliche Natur bethätigte.

Köln. B. Ich weiß wohl, was Sie sagen wollen; aber es ist doch hart, so von seinen Mitbürgern getrennt zu sein. Ich hielte das nicht aus, wenn auch der Züricher Wein eben so sauer wäre, wie der kölnische.

Ich. Bin ich denn etwa hier weniger Ihr Mitbürger, als in Köln? Ich bin es bei Weitem mehr. In Köln würde ich nichts mehr für Sie wirken können und dabei in die Kasematten ein-

gesperrt werden; hier kann ich Manches für Sie wirken und werde nicht in die Kasematten gesperrt. Ist das nicht ein bedeutender Unterschied? Wenn meine Mitbürger Interesse genug für mich bewahren, um meine Schriften zu lesen, und die Buchhändler Muth genug, um sie zu verlegen, bin ich dann nicht beneidenswerther, als alle Schriftsteller an Ihrem „freien deutschen Rhein"? Sie glauben nicht, mein trefflicher Mitbürger, welch ein Glück es ist, ohne Polizei- und landrechtliche Rücksichten sein Herz von Dem erleichtern zu können, was man so lange Zeit in sich hat verschliessen müssen. Seit ich Köln Adieu gesagt, habe ich schon zehn Zentner von meiner Seele geladen, und doch ist sie noch belastet wie ein Seeschiff. Daß die Leute in unserm Lande nicht des Teufels werden, begreif' ich jetzt noch weit weniger als früher.

Köln. B. Ich sehe wohl, daß ich wenig Aussichten habe, den Zweck zu erreichen, welcher mich zu Ihnen führt.

Ich. Haben Sie denn noch einen besondern Zweck?

Köln. B. Ehe ich davon spreche, muß ich mich und Ihre sonstigen Bekannten entschuldigen, daß wir Ihnen nicht öfter schreiben, denn Sie

haben, wie wir hören, ſchon mehrere Male die ſonderbare Erfahrung gemacht, daß Ihnen Siegellack eben ſo wenig treu iſt, wie Oblaten. Wer ſollte es denken, daß in ſolchem todten Material eine verrätheriſche Geſinnung ſtecke? Und doch ſoll es konſtatirt ſein, daß, wenn ein Schurke einen Brief in die Hand nimmt, der Siegellack und die Oblate ſogleich das Maul aufthun und Alles ausplaudern, was darin ſteht.

Ich. Unglaublich! Vollends unglaublich aber, daß es unter Ihnen Schurken geben ſollte.

Köln. B. Das hab' ich ja auch nicht geſagt, lieber Mitbürger: wie ſollt' ich dazu kommen, die Rheinländer zu beſchimpfen? Sie wiſſen ja, wie verhaßt uns Rheinländern die Schurken ſind und daß wir ſie bei der erſten Gelegenheit aus dem Lande jagen werden. Aber ein Brief hat mitunter allerlei Verbindungen —

Ich. Haben Sie Geduld, ich werde mich bemühen, einen liberalen Siegellack zu erfinden, an dem ſich die Schurken die Finger verbrennen. Doch nun Ihr eigentlicher Zweck?

Köln. B. Der Hauptzweck meiner Hierherkunft iſt, Sie zum kölniſchen Karneval einzuladen.

Ich. Liebster Mitbürger, wo denken Sie hin? Wenn Sie Ihren Funken die Polizei übertragen, so bin ich bereit.

Köln. B. Ja, Ihnen steckt die Polizei im Kopf. Sie sind gar zu ängstlicher Natur. Ich aber versichere Ihnen, daß Sie nicht das Mindeste zu befürchten haben, obgleich von Ihrem Steckbrief schon die zweite Auflage im Amtsblatt erschienen ist. Vollends dann haben Sie vor der Polizei keine Noth, wenn Sie als Narr in's Land kommen; bloß gescheidte Leute sind vor ihr nicht sicher.

In dieser Weise fuhr mein jovialer kölnischer Mitbürger fort, mir zuzureden. Ich war aber halsstarrig genug, seiner verführerischen Einladung zu widerstehen, doch mußte ich versprechen, dem Karneval wenigstens „im Geist" beizuwohnen. Das habe ich denn gethan und zwar in der Person eines Mannes, welcher vermöge seiner Eigenschaften dem Karneval nicht minder konveniren muß, als der Polizei. Wer kennt nicht den berühmten Freund der Nachtwächter und Kneipwirthe, den geist- und geldreichen Lord Waterford? Ich zog also im Geist als Lord Waterford auf den kölnischen Karneval und berichte nun, was der berühmte Lord daselbst erlebte und ausführte.

Schon bei seinem Einzug in Köln erlebte Se. Lordschaft ein seltsames Abenteuer. Als er nämlich an die „vier Winde", den belebtesten Theil der Stadt kam, wurde er mit seinen Pferden von mehreren Krokodilen angefallen. Diese Krokodile waren aus Aegypten gekommen, wo sie den Schlamm des Nils, der ihnen wegen ihrer zunehmenden Größe zu seicht geworden war, verlassen hatten, um nach Köln auszuwandern und sich in dessen berühmtem Straßenschlamm häuslich niederzulassen. Zum Glück hatte der Lord ein Paar seltsame Begleiter zu seinem Privatvergnügen hintenauf sitzen, welche durch ihr bloßes Angstgeschrei die Angreifer zurückschreckten. Diese Begleiter waren Herr Barribal und Herr Spitz, ein Paar seltene Exemplare jener verbissenen und verschlissenen Demagogen, welche früher auf der patriotischen Bühne Fiasko gemacht und darauf das Geschäft übernommen haben, Alles herunterzumachen, was nach ihnen auftreten wollte. Sie waren früher sehr gefährlich und hatten die Absicht, die Welt vom 40. bis zum 60. Grad nördlicher Breite rein aufzufressen, da sie aber die Zähne gar zu geographisch, ohne alle philosophische Berechnung, ansetzten, so brach ihnen schon auf dem 50. Grad, mit welchem sie

ihr Werk anfingen, das nationale Gebiß ab und seitdem erheben sie einen erschrecklichen Lärm über Alles, was bessere Zähne hat, als sie. Es ist, als fürchteten sie, daß sie selber mitgefressen würden. Seit sie ihr Gebiß verloren, fressen sie statt des Vaterlands bloß noch Bibeln und Nibelungen, auch mitunter Hegelianer und „Radikale", und statt zu beißen schreien sie. Ihre Kriegsart gehört nicht mehr in die Taktik, sondern in die Akustik, und wenn sie schon über einen Menschen, der ihnen die Zähne weist, ein Mordgeschrei erheben, so kann man sich einen Begriff von ihrem Geschrei machen, als sie die Zähne der Krokodile vor sich sahen. Barribal brüllte im Baß und Spitz bellte im Diskant, daß die halbe Stadt in Bewegung gerieth.

Als die Krokodile die Flucht ergriffen hatten, wurde Lord Waterford sogleich von einer Deputation der Bürgerschaft angegangen, ihr den Barribal und den Spitz zum städtischen Gebrauch zu überlassen. Der Lord aber, welcher weislich berechnete, welche Dienste ihm seine Begleiter noch würden leisten können, wies das Ansinnen der Deputation ab und fuhr weiter.

An der Ecke einer andern Straße überraschte ihn abermals eine thierische Szene. Ein Hund

in kläglichſter Geſtalt ſaß in der Straßenrinne und war im Begriff zu verhungern. Mit rührendem Blick flehte die Beſtie das Mitleid der Menſchen um einen Biſſen an, der ihr das Leben rette. Niemand gewahrte ſie. Da kommt endlich eine Perſon, die viel hündiſche Sympathien hat, und reicht dem Hungernden ein Stück von ihrem Kommisbrod. Der edle Hund aber weiſ't den Wohlthäter mit Verachtung zurück und verhungert mit den Worten: „von dir nimmt ſelbſt kein rheiniſcher Hund etwas an!“ Wer war der Zurückgewieſene? Es war der „Rheiniſche Beobachter.“

Endlich langte Lord Waterford in ſeinem Gaſthof an, wo ihn ſeine karnevaliſtiſchen Freunde empfingen. Er ließ den Barribal und den Spitz in ein beſonderes Zimmer ſperren, ihnen zweihundert Bibeln zur Beköſtigung und ſechshundert Nibelungen zur Unterhaltung geben, und bereitete ſich dann zu ſeinen gemeinnützigen Unternehmungen vor. Auf dem Markt trat er unter die verſammelte Menge und hielt eine Rede über den Karneval. Er ſetzte dem Volk auseinander, daß es eine unwürdige Auffaſſung des Karnevals ſei, welche denſelben zu einer bewußt- und zweckloſen

Tollheit mache, denn die Tollheit als Prinzip sei etwas Thierisch-widerwärtiges und erinnere an die rohen Aufzüge der Wilden; bringe man aber Zweck und Methode in die Tollheit, so werde sie etwas Würdiges und Geistiges. Der Karneval sei zeitgemäß nur als eine Gelegenheit zur Vereinigung Derer aufzufassen, welche den angesammelten Stoff der Volkssatyre benutzen wollten, um in corpore die Zeiterscheinungen auf eine drastische Weise an den Pranger der Lächerlichkeit zu stellen und der demokratischen Laune der Bürger zu überliefern. Den Kölnern sei zwar diese Auffassung nicht ganz fremd, aber der Karneval werde von ihnen nicht genug im höhern Styl betrieben; auch sei ihre Tollheit zu unschuldiger Natur, da sie noch nicht einmal der Polizei zu toll geworden, und das sei doch alles Mögliche u. s. w.

Ehe noch Lord Waterford ausgesprochen, drängte sich ein anderer Redner hervor, ein großer, dicker Mann mit pustigem Gesicht, der in Köln schon allerlei Rollen gespielt hatte und auf dem Wege des Hochschreiens noch eine höhere Rolle zu spielen gedachte. Er erging sich in Lobeserhebungen des Karnevals und schloß seine Rede also: „ich erlaube mir demnach, den Gefühlen Luft zu machen, welche die

Bruſt eines Jeden von uns in dieſen freudigen Stunden erfüllen, und bitte Sie, mit mir einzuſtimmen in den Ruf: „hoch lebe unſer allergnädigſter, allverehrter, edelgeſinnter, ſegenſpendender —!“ Ehe er das Wort noch ausgeſprochen, erſcholl aus dem „Munde des Volks“ ein dreimaliges, donnerndes —

Herunter und herauf wogte das Volk durch die Straßen, um die Rede des engliſchen Lords anzuhören. Waterford hatte Mühe, ſeine unterbrochene Rede zu beendigen. Nach ihm trat abermals der dicke Hochſchreier mit dem puſtigen Geſicht auf und rief: „da wir ſelten in ſo großer Zahl verſammelt ſind, wie heut, ſo laßt uns diejenigen Gefühle ausſprechen, welche am Allgemeinſten die Bruſt des Bürgers, namentlich des Kölners erfüllen. Ich fodere daher jeden ächten Karnevalsfreund, Kölner und Rheinländer auf, mit mir einzuſtimmen in den Ruf: „hoch lebe unſer allergnädigſter, allverehrter, edelgeſinnter, ſegenſpendender —!“ Ehe er das Wort noch ausgeſprochen, erſcholl aus dem „Munde des Volks“ ein dreimaliges, donnerndes —

Herunter ſtieg der dicke Redner und bereitete ſich vor auf einen neuen Vortrag, denn er war

ein unerschöpflicher Tribun. Waterford machte unterdeß allerlei Vorschläge über die Einrichtung der Karnevalsstände, über die Konstitution des Festes, über die nach Beendigung desselben zu erlassenden Karnevalsabschiede u. s. w. Sie wurden sämmtlich mit Beifall angenommen, nachdem der dicke Mann in jeder Pause ein Hoch auf seinen allergnädigsten (versteht sich, Hanswurst) ausgebracht hatte. Der umfassendste und wichtigste Vorschlag des Lords bezog sich auf den Karnevalsbund. Sämmtliche Städte des Vaterlands nämlich, Königsberg nicht ausgenommen, sollten sich vereinigen zu einem Karnevalsbund, welchem die Gesetzgebung und Obsorge über allgemeine Angelegenheiten übertragen werden sollte. Als Sitz der allgemeinen Versammlungen wurde die kleine Stadt Siegburg vorgeschlagen, damit die Absicht der Großen, den Bund zu beherrschen, nicht in die Augen fallen und Eifersucht erregen könne. Der Hauptzweck des Bundes sollte dahin gehen, den Betheiligten eine Autorität zu schaffen, welcher sie Befehle auftragen könnten, um sie als fremde von ihr wieder zu empfangen, und sich auf diese Art vor Anfechtungen zu sichern. Hält man es z. B. für dienlich, zum Karneval den Leuten Ohr-

feigen zu geben, oder die Fenſter einzuwerfen, oder Pechpflaſter auf den Mund zu ſchlagen, ſo macht man darüber einen Antrag beim Karnevalsbund und der Antrag geht natürlich durch. Beklagen ſich dann ſpäter die Leute über Ohrfeigen, zerbrochene Fenſterſcheiben und Pechpflaſter, ſo ſichert man ſich ganz einfach durch Hinweiſung auf den Karnevalsbund, welcher ſeinem hohen Beruf gemäß die Ohrfeigen, das Fenſtereinwerfen und die Pechpflaſter zum allgemeinen Beſten angeordnet habe. Eine derartige Einrichtung hielt der Lord für durchaus nothwendig, theils um ein gleichmäßiges Verfahren in den einzelnen Städten des Karnevalsbundes herbeizuführen, theils um durch die Autorität dieſes Bundes der Gegenpartei zu imponiren, im Fall dieſelbe Einwendungen gegen das karnevaliſtiſche Verfahren machen ſollte. „Will dann, ſo ſchloß der Lord ſeine Rede, die Gegenpartei uns etwas anhaben, ſo iſt ſie wenigſtens genöthigt, den ganzen Bund zum Teufel zu ſagen, und das hat ungleich mehr Schwierigkeiten, als das Wegjagen eines einzelnen Gliedes, zumal wenn die Glieder ſich ſämmtlich ihre Sicherheit nach Innen und nach Außen garantiren.“

Mit dieſem Bund glaubte der Lord ein Meiſterſtück ſeiner karnevaliſtiſchen Politik geſchaffen zu haben. Als er alle ſeine Vorſchläge gemacht und der große, dicke, puſtige Mann ſechshundert „Hoch's“ auf ſeinen „allergnädigſten“ (verſteht ſich, Hanswurſt) ausgebracht hatte, zogen ſich die Vorſtandsmitglieder zurück, um über die Inthronisation des ſchwarzen Rocks zu berathen, welche am andren Tage Statt finden ſollte. Der ſchwarze Rock war ein räthſelhaftes Ding, ein gewiſſes Etwas, ein unerklärbares Phantom, in welches Jeder hineinlegen konnte, was er wollte. Man hatte den ſchwarzen Rock in einer Trödelbude gefunden, wo er in einem komiſchen Krieg mit einem rothen Rock begriffen war. Dieſe Oppoſition gegen den rothen Rock, welcher der Geſchichte zufolge bekanntlich das Abzeigen der Tyrannei iſt, hatte den liberalen Karnevalsfreunden gefallen und ſie beſchäftigten ſich daher, bloß um den rothen Rock zu ärgern, auf das Eifrigſte mit Ehrenbezeigungen gegen den ſchwarzen Rock, ohne ſich zu fragen, ob dieſer nicht ebenfalls ein Symbol der Tyrannei, vielleicht gar des Todes ſei. Sie hatten alle mögliche Röcke, wenigſtens hundert an der Zahl, aus jedem Säkulum und jeder Ge-

ſchichtsentwickelung im Karnevalslokale aufgehängt, und als Gebieter von allen ſollte der ſchwarze Rock über die ganze Verſammlung gehängt werden. Hinter jedem Rock ſollte ſich ein Karnevalsmitglied verſtecken und im Sinn deſſelben eine Rede halten, dem ſchwarzen Rock aber war dabei das erſte und das letzte Wort zugedacht. Dieß war die Idee des Stücks, das am andern Tag aufgeführt werden ſollte.

Lord Waterford, von Hauſe aus eine proteſtirende Natur, hatte wenig Geſchmack an dieſer Verherrlichung des ſchwarzen Rocks. Er opponirte daher auf das Kräftigſte, ohne aber die Köln=er von ihrer dummen Lieblingskaprice abbringen zu können. Es war unterdeß ſpät in der Nacht geworden und man hatte ſich in große Hitze geſprochen und getrunken. In dieſem Zuſtande paſſirte die Geſellſchaft auf dem Heimgang den ſogenannten Steinweg, eine Straße in der Nähe des Heumarktes.

In dieſer Straße ſteht an der Hausthüre eines Gewürzkrämers ein ſeltnes Kunſtwerk der Skulptur. Wie ſo oft die Anerkennung an dem ſtillen Verdienſt vorübergeht, um ſich dem Scheinverdienſt auf dem lauten Markt zuzuwenden, ſo hat auch

jenes Kunſtwerk bisher gar keine Beachtung gefunden und ſelbſt der große kölniſche Kunſtkenner Ernſt Weyden hat ihm keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Dem geübten Blick des Lords Waterford aber fiel in der Mitte der Nacht auf, was Anderen am hellen Tag entgangen war. Die Büſte iſt eine aus Stein gehauene, ritterliche Figur von etwa 4—5 Fuß Höhe: Arbeit, Geſchmack, Ausdruck — Alles ausgezeichnet. Der ausgezeichnetſte Theil derſelben aber iſt eine etwa ſechs Zoll lange Naſe von markigſter Kraft, welche der vorſorgende Künſtler — ſein Name iſt leider verloren gegangen, wie der Name des Dombaumeiſters — aus Eiſen verfertigt hat, damit ſie dem Nord- und Weſtwind der Zeit Trotz bieten könne. O du ſchöne, ſeltne, ausdrucksvolle Naſe! Sie war ſanft geröthet von dem veredelnden Roſt der Jahrhunderte und ragte mit ſtummer, geheimnißvoller Beredſamkeit in die Nacht hinaus. So ſtand der Lord vor ihr in andächtige Betrachtung verloren, und die übrige Geſellſchaft ſtellte ſich in neugieriger Feierlichkeit um ihn her. Es war, als ob die Naſe Leben erhalten habe, als ob ſie athme und durch ihre Oeffnungen ſich mitunter ein tiefer Seufzer aus der Bruſt des ſteinernen Unbekann-

ten hervorstehle. Plötzlich stürzte sich der Lord mit schluchzender Rührung über die Büste hin, umarmte sie, küßte die geistvolle Nase und rief: „So find' ich dich endlich an diesem Orte, du vielgeschmähter, vielverfolgter, edeler Geist! Wer hätte es gedacht, daß mir das Glück aufgespart sei, dich zu retten und zu rächen! Komm' in meine Arme, begleite mich, und ich werde dir den Platz anweisen, welchen das Volk deinem Verdienste bestimmt, der Geist der Finsterniß aber die vorenthalten hat! Seht, meine Freunde, setzte der Lord mit Begeisterung hinzu, dieß ist die berühmte Büste des edlen Byron, welche noch vergebens auf ihren Einzug in die Westminsterhalle wartet. Lassen wir dem großen Mann sein Recht widerfahren und statt der Inthronisation des schwarzen Rocks stellen wir morgen die Büste Byron's in eurem großen Westminsterdom auf!"

Die interessante Entdeckung und der kühne Vorschlag des Lords elektrisirte die ganze Gesellschaft, und man beschloß, die Inthronisation des schwarzen Rocks aufzugeben und Lord Byron nach Westminster zu bringen. Sogleich wurden die einzelnen Rollen des Akts vertheilt und Einer aus der Gesellschaft, ein Maler, erhielt den Auftrag,

eine Fahne für den Domkrahn, auf deſſen Plateau ſchon mancher romantiſche Trunk gethan worden iſt, mit der karnevaliſtiſchen Aufſchrift „*Potatori!*“ anzufertigen. Der Lord übernahm es, die Feſtrede zu halten. Um dieſelbe aber gehörig einſtudiren zu können, wollte er den Helden des Feſtes von Angeſicht zu Angeſicht in ſeiner Nähe behalten und lud daher die Büſte Byrons auf ſeine Schultern.

Tückiſches Schickſal! Bornirte, neidiſche, ingrimmige Macht! In ſchwarze Mäntel gehüllt, als ſtänden ſie im Dienſt des ſchwarzen Rocks, kamen plötzlich ein halbes Dutzend jener mit Stöcken bewaffneten Männer der Sicherheit, welche zu Köln ſich bei Nacht in den Straßennischen verſtecken, hervorgeſtürzt und ſprengten die begeiſterte Byronsgeſellſchaft auseinander. Alles floh. Nur der hochherzige Lord Waterford hielt Stand. Wie konnte er erwarten, daß man ſeine edle Abſicht verkennen und ihn als Dieb des „ſteinernen Mannes“ attaquiren werde? Und doch geſchah es ſo. Seinen verehrten Byron auf der Schulter mogte er verſichern, was er wollte, mogte er von Pantheon und von Weſtminſter ſprechen — genug, die Männer der Sicherheit bemächtigten

ſich ſeiner und ſchleppten ihn mit ſammt ſeinem Byron in das ſtädtiſche Gefängniß, „Violine“ genannt. Da ſaß er nun mit dem Sänger des „Don Juan“ und des „Ritter Harold“ auf der „Violine!“ Daß er die ganze Nacht kein Auge ſchloß, wird man begreifen können. Namentlich aber ſtörte ihn eine ſchreckliche Muſik, welche aus den unterſten Löchern des Gefängniſſes herauftönte. Sie rührte von den Geiſtern jener zwei Zenſoren her, welche einſt, mit der Bekriegung der Geiſter in der „Rheiniſchen“ und „Kölniſchen“ Zeitung noch nicht zufrieden, die verſcheuchten Muſen ſogar in den Schlupfwinkeln der kölniſchen Aspaſien aufſuchten und an deren Thüren und Fenſtern ein ſolches Talent zur Nachtmuſik verriethen, daß man ſie bis zum andern Tag ſtatt der Zeitungen die „Violine“ ſtreichen ließ. Und dieſer Geiſt des Streichens hat ſich ſeither nicht mehr aus der „Violine“ verloren und verfolgt bei Nacht deren unglückliche Bewohner.

Am andern Tag kam Lord Waterford in's Verhör und jetzt zeigte ſich erſt, in welche Gefahr er ſich verwickelt hatte. Man kam nämlich durch Signalements und Steckbriefe auf den Verdacht, daß er ein landesflüchtiger „Erreger von Mißver-

gnügen" sei und machte Anstalten, ihm einen unüberseh-baren, pennsylvanischen Kriminalprozeß anzufertigen. Seine Geistesgegenwart rettete ihn. „Für meine Freilassung, mache ich mich anheischig, ein Lösegeld zu zahlen, wie es noch nie gezahlt worden ist. Ich disponire über zwei Personen, welche im Stande sind, das ganze Vaterland zu ruiniren, und diese Personen liefere ich Ihnen aus, wenn Sie mir die Freiheit schenken. Wollen Sie wissen, was das für Personen sind? Es sind landesflüchtige Demagogen!"

„Demagogen!" riefen die Inquirenten erschüttert aus. „Geben Sie her Ihre Demagogen und Sie sind frei!"

Lord Waterford führte die ganze Inquisition zu seinem Gasthof. „Um Ihnen zu zeigen, meine Herren, sprach der Lord, von welcher gefährlichen Art meine Demagogen sind, lasse ich durch meinen Wirth bezeugen, daß denselben gestern zu Bekösti-gung zweihundert Bibeln und zur Unterhaltung sechshundert Nibelungen in ihren Behälter gewor-fen worden sind, — und nun schauen Sie!"

Die Inquisition fiel beinahe vor Schreck und Staunen in Ohnmacht, denn sämmtliche Bibeln und Nibelungen waren mit Stumpf und Stiel

konſumirt! Man ließ den Barribal und den Spitz ſofort durch die bewaffnete Macht feſtnehmen und nach Pennſylvanien bringen. Den Lord aber entließ man unter vielen Dankſagungen.

Lord Waterford hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſich über die Grenze zu machen, wo er den Ausgang der Sache abwarten wollte. Schon am andern Tage ſah er auf der Eiſenbahn ſeinen Spitz und Barribal ebenfalls anlangen, über die Grenze eskortirt von dem ſiebenzigjährigen Weibe eines Polizeidieners. Sie berichteten, daß man ein entſetzliches Gewitter von Unterſuchungen über ihrem Haupte zuſammengezogen, als man aber ihr Gebiß unterſucht und ihr ſchwarz-rothgoldenes Unterfutter geſehen, habe man ſie ſofort für „durchaus unſchuldig“ erklärt und freigelaſſen unter gewaltigem Schimpfen über den Lord, welcher die Inquiſition ſo landesverrätheriſch betrogen habe.

VI.

Die Anadyomene des Bodenſee's.

Der Zufall iſt der Kuppler der Romantik und der Reiſegefährte der Vagabunden. Und ein Vagabunde? Wer wollte ſich ſchämen, einer zu ſein! Es wird eine Zeit kommen, wo alle Menſchen Vagabunden ſein werden. Was in den Zeiten der Polizei Ausnahme iſt, wird in den Zeiten der Freiheit Regel ſein; was die Philiſtermeinung jetzt in den Bann thut, wird einſt der kulturrechtliche Charakter freier Menſchen werden. Die Invaliden hinter den Feſtungsmauern der Polizei glauben einem freien Menſchen Alles zur Schmach angethan zu haben, wenn ſie ihn einen Vagabunden nennen; die Thoren fühlen nicht, daß ſie in der Freiheit der Andern nur ihre eigene Sklaverei

beſchimpfen. Beneidenswerthes Glück, erhabener Stolz, ſich als Hüter an den Rand des Baches oder der Miſtpfütze zu ſetzen beim Anblick des unermeßlichen Meeres! Wenn die Menſchen uns nicht an die Kette feſſeln, ſo feſſeln wir ſelbſt uns an die Erdſcholle und ſchaffen uns Pflichten gegen Sand und Steine. Der wahre Menſch — freilich der Menſch der Zukunft, der in der Gegenwart keine Anerkennung findet — weiß nichts von einer Heimath, wo nicht die Freiheit ſie ihm bereitet, und ſollte er als ewiger Jude der Freiheit nachrennen müſſen, er wird nicht an dem Heimathsrecht auf die ganze Erde verzweifeln. Ja, die Erde iſt die gemeinſame Wohnung aller Menſchen und der gemeinſame Tummelplatz aller Kräfte! So lang wir die Menſchen und die Kräfte noch an die Pfähle binden, womit wir die Erde in Gefängniſſe abtheilen, ſind wir Philiſter, höherer und niederer Ordnung. So lang wir das Recht, das jeder Menſch auf die Erde hat, nicht zu verwirklichen wiſſen, ohne die Ziviliſation zu gefährden, ſind wir Stümper in der Ziviliſation. Glücklich der, welcher die Zeiten der menſchlichen Befreiung wenigſtens zu einem kleinen Theil vorwegnehmen kann! Der Vagabunde thut es, er,

den kein Schneckenhaus der Heimath mehr belästigt, keine Stallfütterung der nationalen Zünftigkeit mehr zurückzieht, keine Hundehütte der Polizei festhält. Schüttelt das Vorurtheil ab, das sich einen Vagabunden nur denken kann mit langen Fingern in fremden Taschen oder mit dem Dolch des Wegelagerers auf der Brust seines Mitmenschen! Eure Kultur hat ja längst das Mittel erfunden, auch die Besten zu Vagabunden zu machen. Drum, ihr Polizisten und Philister: es leben die Vagabunden! Und, ihr Vagabunden, es lebe der Zufall!

Zufall, ich bete zu dir, wie Andere zu ihrem Herrgott. Ich bitte dich nicht ~~blos~~ um das „tägliche Brod" und die „Vergebung meiner Schuld", nein lasse mich verhungern und köpfen, wenn du mir nichts Besseres bringen kannst. Aber um etwas Andres bitte ich dich, das die Christen in ihrem Vaterunser vergessen haben: lasse mich mitunter einen Menschen, einen ganzen Menschen finden, einen Menschen, der nicht unverständig ist vor Gefühl und nicht gefühllos vor Verstand; der sich seiner Menschlichkeit nicht schämt und nicht schamlos ist vor Rohheit; der nicht zu „zivilisirt" ist zur Lebenslust und vor Lebenslust nicht flach;

der Geiſt hat, ohne charakterlos, und wahr iſt, ohne einfältig zu ſein; der poetiſch genug iſt, um mit dem Quark des alltäglichen Lebens unzufrieden zu ſein, aber auch vernünftig genug, um keinem Utopien nachzujagen; der romantiſch genug iſt, um Sinn für die Ritterlichkeit des Geiſtes und Charakters zu haben, aber auch geſund und klar genug, um kein vorzeitlicher Romantiker zu ſein; der Materialiſt, ohne gemein, und innerlich frei iſt, ohne frivol zu ſein; der Natur iſt durch und durch und doch nicht ungenießbar vor Natur; der die Flügel ſchwingt vor Luſt nach dem Idealen und doch kein Phantaſt iſt vor Idealität. Weißt du keine Männer zu finden, ſo führe mich zu Weibern, aber nicht häßlich laß ſie ſein und nicht zu vornehm.

Er hat mich erhört, der treffliche Zufall. Er hat mich zuſammengeführt mit einem ſeltenen Weibe, das ich für das ſchönſte Europa's erkläre: mit der Anadyomene des Bodenſee's. Wer und was iſt die neue Anadyomene? Sie iſt — wer hätte es erwartet? — eine Teutſche, iſt eine Tochter des teutſchen Griechenlands, iſt aus den geſegneten Landen des teutſchen Königs Ludwig. Doch glaube Keiner, es ſei auf teutſchem Boden

gewesen, wo mir der Zufall ein so seltenes Zusammentreffen bereitete. In den Landen der Polizei kann es selbst keinen Zufall geben, denn der Zufall ist ein Sohn der Freiheit.

Der Reisegefährte der Vagabunden führte mich in die Thäler und Wälder der südlichen Ufer des Bodensee's. Der Frühling verkündete seine Ankunft. Von seinen grünen Boten war noch keiner erschienen, aber die Gährung seiner belebenden Kräfte weckte schon die Zweige der Bäume aus ihrer winterlichen Erstarrung und schwellte die Adern humanitäterfüllter Vagabunden. Die Luft war frisch und doch milde, und nicht bloß das, sie war auch frei. Meine Lunge dehnte sich und wogte, sie schlug mit ihren Flügeln, wie ein eingesperrter Vogel. Der Weg führte mich bald über Höhen, von denen ich in der Ferne den Spiegel des Bodensee's glänzen sah, bald durch duftige Tannenwälder, bald durch anmuthige Thäler. Das Ziel meiner Fußwanderung war ein kleiner Ort,† wo ich am Abend die Post zu treffen gedachte, um bis zum nächsten Morgen wieder in dem „frohmüthigen" Zürich zu sein. Der Ort lag in einer breiten Thalebene, welche nach einer Seite hin von einem blinkenden Flüßchen, nach

der andern von waldgekrönten, auf der Flanke mit Reben bedeckten Bergen begrenzt war. Es lag auf dieser Gegend jener Charakter idyllischer Anmuth und Befriedigung, welcher das Herz empfänglicher Menschen mit lebensmuthiger Lust und mit poetischem Wohlwollen erfüllt. Es gibt Gegenden, welche Tage lang die Gesellschaft ersetzen können. Fehlen die Menschen, mit welchen der Mensch in Gedanken und Empfindungen gemeinsame Sache machen kann, so wendet er sich gern zurück an die Gesammterhalterinn und Quelle des Lebens, an die Natur. Hat er in ihr aber einen Ort gefunden, wo er sich wohl fühlt, so sehnt er sich um so mehr, ihn mit Menschen zu theilen, die im Stande sind, seine Gedanken einzutauschen und seine Empfindungen zu erwiedern.

Mit wem sollte ich auf meiner einsamen Wanderung oder in der leeren Wirthsstube Gedanken und Empfindungen austauschen? Und doch war ich sehr gesellig gestimmt und ungewöhnlich aufgelegt, mich auf das Leben einzulassen. Ich kehrte zunächst in eine Schenke ein, um mich auszuruhen. Doch das Ausruhen ist ein prosaisches Geschäft. Sollte ich mich aber langweilen? Nur die Narren langweilen sich. Ich fragte den Wirth

nach ſeinen Weinſorten. Er empfahl mir ſeinen „alten," der an dem Seitengeländer der anmuthigen Berge gewachſen war, an welchen die Straße mich vorübergeführt hatte. Der „alte," obſchon er gleich den meiſten Schweizerweinen ein wenig nach der Mutter Natur ſchmeckte, war ein ganz guter Geſellſchafter und ein trefflicher Vermittler zwiſchen mir und meinen Umgebungen. Ich habe noch immer gefunden, daß es kein beſſeres Mittel gibt, ſich mit dem Geiſt der Natur völlig vertraut zu machen, als den Umgang mit dem Geiſt, den ſie in tropfbarer Geſtalt produzirt. Als ich zwei Schoppen von dem „alten" meines rothwangigen Wirths getrunken hatte, war ich heimiſch bei den Menſchen wie bei der Natur, die mich umgaben.

Der Abend begann zu dämmern. Ich hatte mich hinlänglich erholt, und um meine Zeit ſo gut wie möglich zu benutzen, trat ich noch eine kleine Wanderung durch die Straßen und nächſten Umgebungen des Ortes an. Als ich eben im Begriff war, in mein Abſteigequartier zurückzukehren, faßte mich Jemand — es war der Herr Zufall — an der Hand und bat mich, das große Plakat anzuſehen, das dort den Fenſterladen des

gelben Wirthshauſes zierte. Ich ging und las: „Groſſes Panorama der Natur und Menſchheit!“ Dieſe Entdeckung verſprach mir mehr, als ich in der Verlaſſenheit dieſer Gegend irgend hätte erwarten können. Eben beſchäftigt mit der Natur und der Menſchheit ſollte ich ſie nun auch in Bildern der Kunſt mir vorüberführen ſehen! Ich trat alſo hinein. Als ich in der Wirthsſtube nach dem Beſitzer des Panorama fragte, präſentirten ſich mir ein kleiner, ältlicher, ſchneiderartiger, verſchrumpfter Mann mit einer köſtlichen Künſtlerſüffiſance in Haltung und Sprache, nebſt ſeiner geliebten Ehehälfte, einer tonnenartigen Markeſenerinnenfigur mit glänzendem, ſpeckgelbem Antlitz, welches überdieß mit einem räucherigen Hauch kosmopolitiſcher Zigeunerhaftigkeit angeblaſen war. Wer nicht durch das vielverſprechende Panorama allein wäre eingeladen worden, den hätte die Gelegenheit, ein ſolches Ehepaar in künſtleriſcher Funktion zu ſehen, zum Eintritt in dieß Theater vermögen müſſen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Künſtler und ſeiner Gattin von vorn herein mein Wohlgefallen durch eine angemeſſene Titulatur zu erkennen zu geben, indem ich ihn zum Theaterdirektor und ſie zur

Frau Direktorinn machte. Das Selbstgefühl des Künstlers hatte gegen diesen Titel nichts einzuwenden und der Ausdruck seiner Miene schien höchstens zu sagen: wenn du auch vielleicht Scherz treibst, so erlaubt mir doch mein Verdienst, deine Worte als Ernst aufzunehmen; jeden Falls wird dir das Scherztreiben vergehen, sobald du meine Leistungen kennen gelernt hast. Die Direktorinn dagegen konnte sich eines verschämten Lächelns nicht enthalten und auf ihrem glänzenden Antlitz standen ganz leserlich die Worte geschrieben: „Der Herr seind sehr gietig!"

Der Herr Direktor nebst Gattin entfernten sich, um im obern Stock auf dem Tanzsaal, wo sich das Panorama befand, die Lichter anzuzünden und Alles zur Besichtigung bereit zu machen. Die Vorbereitungen dauerten ziemlich lang. Während dieser Zeit ging ich in der dunkeln Wirthsstube auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die zwei oder drei Gestalten werfend, welche in den Ecken umhersaßen oder standen. Es war die Wirthinn mit ihrem Kinde, ein alter Handwerker hinter seinem Schoppen und ein fremdes Frauenzimmer, das bei meinem Eintritt sich vom Fenster weg in die Ecke neben dem großen Steinofen

gestellt und von dort aus in der Stille meine Unterhandlungen mit dem Theaterdirektor beobachtet hatte. Bei dem dämmerigen Licht, welches durch die niedrigen Fenster in die braunbewandete Stube drang, hatte ich ihr Gesicht nicht näher betrachten können, nur waren mir bei einem flüchtigen Blick die regelmäßigen Umrisse desselben aufgefallen.

Nach einiger Zeit kam die Frau Direktorinn mit einem Licht herab, um ihrem hohen Gast anzukündigen, daß das Stück beginnen könne. Ich empfand eine seltsame Ueberraschung, als der Schein ihrer Kerze die Ecke neben dem Steinofen beleuchtete. Gibt es hier einen Phidias oder Praxiteles, der aus künstlerischer Kaprice in diesem Winkel eine Büste der Venus verborgen hat? Zum Glück fiel mir ein, meine Ueberraschung dadurch zu verbergen, daß ich die schöne Unbekannte fragte, ob sie nicht ebenfalls Lust verspüre, die Leistungen des Herrn Direktors zu bewundern? Mit dem Ton einer naiven Wehmuth, der mich betrübt haben würde, wenn nicht sofort eine liebreizende Munterkeit sie wieder verdrängt hätte, antwortete die Unbekannte: „es kostet zu viel!“

„Es kostet zu viel!“ Diese Antwort nöthigt mich, der ferneren Erzählung ein Paar Worte über die Verhältnisse der Anadyomene, wie sie von nun an heißen soll, vorauszuschicken. Daß sie keine Gräfinn oder Baronesse ist, wird man sich schon gedacht haben; sie ist aber auch nicht einmal eine gräfliche Försterinn oder Pächterinn. Anadyomene, jetzt drei und zwanzig Jahre alt, hatte als siebenzehnjähriges Mädchen in ihrer baierischen Heimath einen schweizerischen Handwerker kennen gelernt, welcher sie nach kurzer Bekanntschaft als Frau in sein Vaterland führte. Als er Vater zweier Kinder geworden war, reichte seine Arbeit nicht mehr zur Erhaltung der Familie aus; seine Frau wurde daher genöthigt, ebenfalls auf Erwerb bedacht zu sein und dazu fand sie nur Gelegenheit, indem sie mit Handarbeiten ihres Mannes und einigen hinzugekauften Waaren hausirend die benachbarten Dörfer besuchte. Dieß Geschäft hatte sie auch in den Ort geführt, wo ich sie kennen lernte. Das Haus, worin der Theaterdirektor seine Bühne errichtet hatte, war ihr Gasthof, in dem sie — welcher Luxus! — für einen Batzen übernachtete. Für einen Batzen! Sie würde in Palästen übernachten, wenn das

Unglück ſie, ſtatt in die Arme eines Handwerkers, in die Arme eines Prinzen geführt hätte. Ein Weib, für deren Kuß ein allgeliebter Landesvater den Reichthum einer halben Unterthanenſchaft hergäbe, ſchleppt eine Laſt von Kramwaaren durch Wind und Wetter über Berg und Thal umher, müht ſich ab wie eine Sklavinn, übernachtet für einen Batzen in einer Fuhrmannskneipe und überwindet ſich bei einer ſeltnen Gelegenheit, auf den Anblick eines Schauſpiels zu verzichten, das ihre kindliche Neugier ſchon bis auf's Höchſte gereizt hat, denn — „es koſtet zu viel," es koſtet abermals einen Groſchen. Deutet denn das auf Ordnung in der Welt? Gibt es denn keinen Prinzen oder Kaufherrn von Geſchmack mehr, der die Ordnung herſtellt, das ſchönſte Weib Europa's aus ſeiner Noth erlöſ't und die Gnade hat, ſie zur Hure zu machen? Wünſcht Niemand ihre Adreſſe? Für zehn Millionen verkaufe ich ſie.

Doch man meiß noch nicht Alles. Anadyomene iſt unglücklich und hat in wenigen Jahren ſchon mehr gelitten, als hundert andere in ihrem ganzen Leben. Ich habe es nicht verrathen wollen, um ſie zu ſchonen, kann es aber nicht länger verſchweigen. Ihr Mann iſt der Aufgabe, durch

anhaltenden Fleiß eine Familie zu erhalten, nicht gewachsen gewesen, er ist liederlich, ist ein Säufer geworden, er mißhandelt sogar seine Frau thätlich und — Anadyomene muß durch Sparsamkeit und Anstrengung einholen, was der Unwürdige versäumt, ja sie muß nicht blos ihre beiden Kinder, sondern auch ihren Mann ernähren! Sie ist mit feuriger Lebenslust und blühenden Hoffnungen in das Leben getreten, das zeigen schon beim ersten Blick ihr Auge, ihre Züge, ihr ganzes Wesen; und nun hat sie nichts gefunden als ein Leben voll Kummer und Noth und hat schon an der Grenze der Jugend vielleicht für immer ihr schönes Haupt unter das Joch des Elends beugen müssen. Und dennoch ist ihr froher Muth nicht erlegen und die Kraft ihrer Entsagung überwindet das Härteste. Nicht einmal eine Klage kommt über ihre Lippe, sie verbirgt vielmehr ihr Unglück, und erst als ich durch die Wirthinn über ihre Verhältnisse unterrichtet war, stand sie mir Rede auf meine theilnehmenden Fragen. Sie ist eine von jenen ächten weiblichen Naturen, welche den Drangsalen des Lebens durch eine unverwüstliche Laune trotzen, ohne die wahre Tugendhaftigkeit einzubüßen, und deren Frohsinn nicht durch das

Unglück Gefahr läuft in ordinairen Leichtſinn umzuſchlagen. Wünſcht noch Jemand ihre Adreſſe? Ich laſſe ſie jetzt ſchon billiger, ich verkaufe ſie für eine Summe, welche hinreicht, um Anadyomene von ihrem Mann ſcheiden zu laſſen und ſie mit ihren Kindern vor Noth und Sorgen zu ſichern.

„Es koſtet zu viel!“ Ich beruhigte Anadyomene wegen der großen Koſten und bat ſie, an dem Schauſpiel des Direktors Theil zu nehmen. Sie zierte ſich nicht und begleitete mich nach kurzem Bedenken. Doch es wäre ſündhaft, wollte ich in meiner Beſchreibung die Bilder des Theaterdirektors dem Bilde vorausgehen laſſen, welches mich durch ſein bloßes Erſcheinen das ganze Panorama hätte können vergeſſen machen. So ſei es denn geſtanden, daß Anadyomene in meinen Begriffen von Schönheit eine wahre Revolution hervorgebracht hat. Ich habe ſchon manches ſchöne Weib geſehen, aber weder im Leben, noch an einem Gemälde, noch an einer Statue habe ich die gemeißelte Regelmäßigkeit der Züge, die edle Zierlichkeit der Formen und den liebreizenden Ausdruck vereinigt gefunden, welche das Geſicht der armen Anadyomene auszeichnen. Sie gehört nicht

zu den sogenannten frappanten Schönheiten, denn weder rabenschwarzes Haar, noch große Augen, noch feurige Wangen machen auf sie aufmerksam. Ihr Haar ist braun, ihre kastanienbraunen Augen sind von gewöhnlicher Größe und ihre Wangen nur von einer leichten Röthe überflogen, so daß ihre Schönheit bei dem wenig veredelten Geschmack ihrer Umgebung vielleicht gar nicht zu besonderer Anerkennung gelangt ist. Aber sie ist wie ein verkörpertes Ideal griechischer Künstler, veredelt durch eine germanische Zugabe. Eben ein gewisser griechisch-germanischer Charakter der Cypris war es, wodurch ihre Erscheinung mir sofort auffiel, und deshalb habe ich sie auch Anadyomene genannt. Ich mogte an ihr betrachten, was ich wollte: jede Einzelnheit war für sich so vollkommen, wie der ganze Kopf. Vor den griechischen Köpfen hatte der ihrige aber den Vorzug einer höhern und gewölbteren Stirne. ~~Wenn etwas~~ an den griechischen Idealen fehlt, ~~so~~ ist ~~es~~ der Ausdruck der geistigen Regsamkeit und Unternehmungslust. Unsrer Anadyomene fehlt dieser Ausdruck nicht und das Holde, Gewinnende ihres Gesichts erhält eine kräftigende Erhöhung durch die kecke und doch gemüthliche Schalkhaftigkeit,

welche mitunter darin aufblitzt. Die alte Venus war nicht witzig und humoriſtiſch genug; unſrer Anadyomene ſieht man an, daß ſie Beides ſein kann. Doch vergeſſen wir ihren Wuchs nicht. Er war ebenfalls der Größe wie den Formen nach der Wuchs der Venus. Trotz ihrer nachläſſigen, ländlichen Kleidung, welche eher zur Verdeckung als zur Schauſtellung der Schönheit erfunden zu ſein ſchien, entging meinem aufmerkſamen Kennerblicke ein Schwung und eine Ueppigkeit der Formen nicht, die meiner Phantaſie das Geſchäft ſehr leicht machten, ſich das Ideal einer Venus ganz vorzuſtellen, und die Manchem Zweifel einflößen könnten, ob das äſthetiſche Intereſſe, welches ich an dieſer Schönheit, und das humane, welches ich an ihrem Schickſal nahm, beſtändig das überwiegende geweſen ſei. Wer unterſteht ſich, mich hierüber auszufragen? Ich würde mit der Frage antworten: glaubt ihr, ich ſuche eine Ehre darin, ein fühlloſerer Klotz zu ſein, als ihr? Glaubt ihr, ich werde die Farbe des Veilchens bewundern und ſeinen Duft verabſcheuen? Ich für meinen Theil mag meine Menſchennatur nicht durch eine unſinnige Heuchelei entſtellen, ich ſuche am Weib in jeder Beziehung

das Weibliche, verhärte mich in keiner Beziehung gegen dessen Reize und finde keinen Geschmack an Weibercharakteren, welche man durch Zutheilung abstoßender oder durch Hinwegnahme anziehender Eigenschaften zu Idealen machen will. Weder eine Diana oder Pallas, noch eine Maria oder „Neue Heloise," noch sonst eine unnatürliche oder krankhafte Figur der Mythologie und Romane, der Poesie und Malerei, sondern die frische, lebenvolle, liebeweckende und liebeverheißende Venus allein führt mich, eine edle Geistigkeit vorausgesetzt, zu einem Ideal des Weibes. Die Körperlichkeit, die Sinnlichkeit ist bei ihm natürlich kein Nebenelement, da der Liebreiz seine Haupttugend ist. Deshalb scheint mir auch die Venus Urania eine verfehlte oder überflüssige Figur zu sein, denn man soll, wie nirgendwo, so am Wenigsten beim Weibe die Geistigkeit und die Sinnlichkeit trennen wollen. Zwischen der Venus Urania und der Vulgivaga gibt es noch einen mittleren Platz auszufüllen. Neben der sinnlichen Liebenswürdigkeit der Weiber besteht freilich auch eine von ihr unabhängige, bloß innere, die Liebenswürdigkeit der Herzensgüte. Aber bei dieser Liebenswürdigkeit, welche sich von der spezifisch

weiblichen in die allgemein menſchliche verliert, kann ich für meinen Theil, wenn ſie allein ſteht, es bloß zur Verehrung bringen; ſie kann Freundſchaft einflößen, nicht Liebe. Finden ſich beide Liebenswürdigkeiten beiſammen (wie es z. B. bei unſrer armen Anadyomene der Fall iſt), ſo „hat das Herz Alles, was es begehrt"; ſoll ich aber zwiſchen der bloßen Liebe und der bloßen Verehrung, alſo zwiſchen der Geliebten und der Freundinn wählen, ſo werfe ich mich, denn die Liebe, die Geſchlechtsliebe, iſt das Band zwiſchen Mann und Weib, ohne Bedenken der Venus in die Arme und laſſe dem guten Geſchmack des ganzen Menſchen ſein Recht wiederfahren, ſoweit nicht eine wirkliche Pflicht Anſprüche auf — „Tugend" macht. Göthe ſagt mit Recht: „ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt"; wie ſollte denn ohne die Liebe das Weib noch Weib ſein? Und wie ſollte der ein Mann ſein, der die Weiber verehrt — „ohne die Liebe", die ganze Liebe? Wer ein Knecht der Venus iſt, den verachte ich, wer gegen die Reize der Venus ſtumpf iſt, den bedaure ich. Wer die Weiber nicht liebt, iſt kein Mann, und wer kein Mann iſt, kann auch kein Menſch ſein. — Doch vergeſſen

wir über der Liebe ihre neue Repräsentantinn nicht.

Also Anadyomene hat einen schönen Kopf und einen schönen Wuchs; aber sie hat auch noch eine dritte Eigenschaft, bei deren Beurtheilung man in der Regel zu blind oder zu nachsichtig ist, nämlich jene reine, weißzähnige, vollständige Gesundheit, ohne welche der Begriff wahrer Schönheit nicht bestehen kann. Der verweichlichte oder raffinirende Geschmack läßt sich so oft durch Erscheinungen fesseln, welche nur die Wirkungen krankhafter Ursachen sind. Eine „interessante Bläße", ein „schmachtendes Auge" u. s. w. erscheint Manchem als ein höchstes Attribut der Schönheit, während ein gesunder Geschmack und Blick sofort die Folgen und Nebeneigenschaften zu beurtheilen weiß, welche mit solchen Attributen in der Regel zusammenhängen. Eine allgemeine Doktrin läßt sich über dies delikate Thema nicht gut aufstellen; man muß es dabei auf die Beurtheilung des besondern Falles ankommen lassen. Bei unsrer Anadyomene bietet sich ein solcher Fall dar. In's Einzelne gehen kann ich aber bei ihr nicht; genug, sie war schön und war gesund, gesund von Kopf, gesund von Herzen, gesund von

Körper, gesund und rein wie eine Blume des Frühlings.

Anadyomene, da stehst du schüchtern und anspruchlos in deiner Schönheit, von der du selbst nichts weißt, und der ungestörte Anblick dieser Schönheit muß mir zu Theil werden für ein Paar Batzen! Du begreifst das Interesse nicht, das der fremde Mann dir beweis't, du machst deine große Armuth und Verlassenheit zum Maßstab der Güte, die du ihm zuschreibst, und in seiner Gesellschaft erhebt dich der Anblick von geschmacktödtenden Bildern, die ein gemeiner Pfuscher dir vorführt, hoch über das Elend, welchem dein junges Leben und deine Schönheit nutzlos zum Opfer wird. Warum konnte der Zufall, welcher mich zu dir geführt hat, keine Gelegenheit schaffen, deinen Geist zu bilden, und keine Mittel, deine Schönheit aus den Klauen der Sorge zu reißen! Anadyomene, gib mir deine Hand! Sie gab mir schüchtern ihre Hand und diese Hand war der einzige Theil, der nicht zu ihrer Schönheit paßte, denn sie war hart und rauh von entwürdigender Arbeit. Anadyomene, woran denkst du, wenn in einzelnen Augenblicken leichte Falten deine schöngeschwungene Stirne verunstalten? „Ach,

man kann es nicht ganz aus dem Kopfe bringen, daß man so viel schaffen muß und immer schaffen!“ Die kleine Freude dieses Abends reichte schon hin, ihr einen mahnenden Abstand neben der Freudlosigkeit ihres sonstigen Daseins zu zeigen und ihre begrabenen Hoffnungen als Gespenster heraufzubeschwören. Doch sie ließ sich dadurch nicht zur Schwermuth verleiten, und wenn eine Wolke an ihrer Seele vorübergeflogen war, lächelte sie wieder, als habe sie niemals kennen gelernt, was Sorge und Unglück ist.

Als der Theaterdirektor uns Hand in Hand an seinen Guckkasten treten sah, ließ er uns im Empfang seiner Komplimente gemeinsame Sache machen, indem er seine Einleitungsrede mit den Worten begann. „Meine hohen Herrschaften, Sie sehen hier die Natur und die Menschheit in der Auswahl!“

Anadyomenens Hand zuckte und sie sah, beschämt über die „hohen Herrschaften“, zu Boden. Um ihr wieder Muth zu machen, warf ich einen Scherz in die Gesellschaft und fragte den Direktor, ob er bei seiner Ankündigung seine Frau mit gemeint habe und ob die zur Natur oder zur Menschheit gehöre? Der Herr Direktor ließ sich

eine Störung ſeiner künſtleriſchen Feierlichkeit auf Koſten ſeiner Ehehälfte gern gefallen und ſtellte mir frei, wohin ich die Außerordentliche rechnen wolle. // So rechne ich ſie denn, erwiederte ich, zur Natur. Wollen Sie nicht die Güte haben, uns an der Frau Direktorinn die Wirkung der Vergrößerungsgläſer Ihres Panorama zu zeigen und die Zierliche in einen Guckkaſten zu ſtellen? Ich habe heute hinter den Wolken des Horizonts den hohen Sentis nicht zu Geſicht bekommen können. Ihre Frau hinter dem Vergrößerungsglas würde mir für das Schauſpiel hinreichenden Erſatz bieten; der Berg Sentis mißt in der Höhe bloß 7000 und in der Breite zwanzig tauſend Fuß."

Der Herr Direktor und ſeine Gattinn lachten ſehr wohlgefällig über dieſe Schmeichelei, als hätten ſie ſagen wollen: „Der Herr werden ſicher die Scherze, die er ſich mit uns erlaubt, reichlich bezahlen, das ſieht man ſeiner Stimmung und ſeinem ungewöhnlich humanen Weſen an." Anadyomene lachte nicht minder und ihr Blick ſprach unverkennbar ihr wachſendes Vertrauen zu dem fremden Manne aus. Die Weiber ſind die beſten Lebensphiloſophen und ſie ſchließen ſich am Lieb-

ſten dem an, welcher ſie in heitere Stimmung zu verſetzen weiß, vorausgeſetzt, daß er dabei ihnen die Achtung beweiſ't, die ſie verdienen. Zum Weib gehört die Freude wie zur Blume der Frühling. Einer von jenen Narren, welche die Weiber durch Sentimentalität oder Serioſität einzunehmen ſuchen, hätte weder bei der Anadyomene, noch bei der — Theaterdirektorinn das Glück gemacht, das mir wiederfahren ſollte.

Erſtes Bild.

Der Direktor: „Hier ſehen Sie das große Weltmeer. Von den drei Schiffen, die Sie dort erblicken, gehen vier zu Grunde, denn es weht ein fürchterlicher Sturm. Bei dieſer Gelegenheit ſind zweihundert Menſchen umgekommen; bloß zwei wurden gerettet. Das Weltmeer iſt ſo tief wie der Mont-Blanc und ſchmeckt ſalzig. Unten auf dem Grunde wächſt nichts als Ungeheuer und Krallen."

Anadyomene war außer ſich vor Staunen und Bewunderung. Sie meinte, das Weltmeer müſſe noch größer ſein, als der Bodenſee.

Das Weltmeer, ſprach ich, iſt ſo unendlich und tief wie die Liebe. Deshalb haben auch die ſinnigen Alten die Göttinn der Liebe aus dem Meer

emporſteigen laſſen und ſie Anadyomene, die Em=porgetauchte, genannt. Andere nennen ſie Venus. Sie iſt hervorgeblüht aus dem Schaum der See, welcher auf den Spitzen der Wogen glänzt, wie der Schnee auf den Alpen, und rein iſt wie eine Blume. Ihr Blick war wie Sonnenglanz auf den Matten und ihr Lächeln wie der Frühling. Wen ſie anſah, den bezauberte ſie, und wem ſie die Hand gab, deſſen Blut wallte wie die Wogen des Meeres. Sie war ſchön genug, um von Allen geliebt zu werden, aber nicht Alle waren weiſe genug, ſie zu lieben. Sie ſtürzte ſich wie=der in's Meer, als die Menſchheit begann, alt=klug und hypochondriſch zu werden. Nach ihrem Tode drängte ſich in ihren Tempel eine ſchwind=ſüchtige Frau, Namens Maria. Jetzt weinte die Menſchheit, wie ſie früher ſich gefreut hatte, und vertauſchte die Blumen der Freude mit den Dor=nen des Schmerzes. Daran haben die Narren ſchon achtzehnhundert Jahre lang ihre Herzen aufgeſpießt und geblutet. Aber ſie verjüngen ſich zum zweiten Mal, ſie kommen jetzt wieder zur Beſinnung, ſie waſchen ſich beſchämt die Flecken ihres dummen Blutes ab und ſäubern ſich die vergreinten Augen. Die Nemeſis des

Weltgeſetzes hat es ſogar gefügt, daß die Befreierinn von dem thränenreichen Unſinn in dem Lande erſtanden iſt, wo faſt die meiſten Thränen und das meiſte Blut auf den Altar des „Schmerzenreichen" gefloſſen ſind. In dem Lande Baiern iſt eine neue Göttinn der Liebe erſchienen, welche man die Anadyomene des Bodenſee's nennt, aus deſſen Schaum ſie emporgeſtiegen. Sie wird neues Blut in die gedörrten Herzen gießen, ſie wird die dumpfen Köpfe mit dem Stral ihres Blicks erleuchten und — die Nonnenklöſter in Venustempel verwandeln. Sie wird die griechiſche Anadyomene in die Erinnerung zurückrufen, aber ſie mit der tiefern Innigkeit ihres germaniſchen Blutes bereichern. Haben Sie noch nicht von ihr gehört? Wenn der König Ludwig ſie kennte, ſo würden Sie ihr Bild in Ermangelung eines Spiegels in der Walhalla ſehen können."

Anadyomene verſtand mich nicht ganz und lachte. Der Herr Direktor lächelte ebenfalls und gab ſich die Miene, als verſtehe er mich. Die alte Direktorinn, das verwünſchte Zigeunergeſicht, glaubte mich am Beſten zu verſtehen.

Ich fuhr fort: Auf dem mittelſten der Schiffe, welche hier zu Grunde gehen, erblicken Sie ein

ſchönes Weib mit ſchwarzem Haar und rothem Gewand, das ſich die Hände ringt. Sie war zu Schiff gegangen um ihren Geliebten aufzuſuchen, den die Seeräuber mitgenommen hatten. Den Geliebten, welcher unterdeſſen den Räubern entkommen war, erblicken Sie dort auf dem andern Schiff, welches, auf der Heimkehr begriffen, zufällig demjenigen ſeiner Geliebten begegnet. Sie ſtreckt ihm ſehnſüchtig die Arme entgegen, doch in dem Augenblick, wo er ſie bemerkt, geht er zu zu Grunde. Sie aber wird gerettet von einem teutſchen Flüchtling, der auf ihrem Schiff nach Amerika reiſen wollte; dieß ſind die zwei geretteten Perſonen, von welchen der Herr Direktor geſprochen hat. Was hätten Sie an der Stelle des ſchönen Weibes in Amerika gethan?

Anadyomene ſprach: ich hätte mich todt geweint oder —

Oder mich auch in das Meer geſtürzt, wollte ſie ſagen. Aber ſie beſann ſich, denn Anadyomene war keine Närrinn.

Wiſſen Sie, ſprach ich, was jenes ſchöne Weib that? Sie weinte ſich faſt die Augen aus. Aber ihr Retter tröſtete ſie als treuer Freund und darauf liebte ſie ihren Retter nicht minder, als

sie den Verlorenen geliebt hatte. That sie daran recht?

Anadyomene sprach: Das kann Niemand wissen, der nicht selbst in solcher Lage gewesen ist.

Zweites Bild.

Der Direktor: Hier ist Seine Königliche Hoheit der Herzog von Orleans zu sehen wie er aus dem Wagen springt, weil die Pferde wild werden; er stürzt mit dem Kopf auf einen Stein und —

Ich (ihn unterbrechend): Sie sehen hier, meine Freundinn, den Kaiser Olim den Großen, wie er den Hals bricht.

Der Direktor (beleidigt): Es ist der Herzog von Orleans —

Ich: Olim der Große war —

Der Direktor: Sie erlauben, ich muß das besser wissen, es ist der Herzog von Orleans, der Sohn von —

Ich: Verzeihen Sie, Herr Direktor, ich habe Olim den Großen persönlich gekannt und dieß Bild gleicht ihm auf ein Haar. Also, meine Freundinn, Olim der Große war ein großer Narr und Despot. Er glaubte der größte Kopf seiner Zeit zu sein und Alles besser zu wissen,

als andre Leute; dabei hatte er einen ſo kurzen Hals, daß er ſich einbildete, er könne nicht geköpft werden, wie es andern Despoten begegnet iſt, und deshalb regierte er mit ſeinen dummen Miniſtern drauf los wie beſeſſen. Aber mit ſeinem Hals verrechnete er ſich wie mit ſeinem Kopf. Der Wagen, den Sie hier ſehen, iſt der Staat; die zwei Lakaien ſind die Miniſter des Innern und des Kultus; die wild gewordenen Pferde ſind das Volk. Olim hatte dem Volk die Zügel zu ſcharf anziehen laſſen, deshalb wurde es unruhig, ging ihm durch und zeigte ihm an dieſem Prallſtein, daß man einen Hals, der zu kurz iſt, um geköpft zu werden, deſto leichter brechen kann. Da liegt Olim nun mit gebrochenem Hals. Sehen Sie den gebrochenen Hals! So ſieht ein gebrochener Kaiſerhals aus. Sehen Sie gern einen gebrochenen Kaiſerhals? Mögten Sie lieber einen gebrochenen oder einen ungebrochenen Kaiſerhals umhalſen? Ha! Sie an einem Kaiſerhals! Ich würde Sie mit dieſem Uhrſchlüſſel erſchießen. Dort im Hintergrund ſehen Sie eine ſchwarze Geſtalt um die Ecke eilen, die ausſieht wie ein wildes Schwein. Es iſt aber der Teufel, der heraneilt, um Olim den Großen zu holen.

Glauben Sie an den Teufel? Es gibt natürlich so wenig einen Teufel als sein Gegentheil, aber man kann ihn im gewöhnlichen Leben noch nicht entbehren, wenn man gewisse Leute will holen lassen. Frau Direktorinn, was halten Sie vom Teufel? Sie sind jeden Falls vor ihm sicher, denn wollte er Sie holen, so müßte er so viel Gehülfen mitbringen, daß unterdessen in der unbewachten Hölle eine Revolution ausbrechen würde. An Olim dem Großen, der hier etwas zu schmächtig abgebildet ist, hat er zwar auch genug zu tragen, aber bei dessen Transport hat er keine unterirdische Hülfe nöthig, weil ihm Olims getreue Unterthanen freudigen Beistand leisten. Herr Direktor, Sie müßten Olim etwas mehr Korpulenz und dem Teufel etwas mehr Ausdruck geben, bloß ein Paar Pinselstriche —

Der Direktor: Mein werther Herr, Sie irren sich mit dem Teufel wie mit dem Kaiser Olim. Die schwarze Figur ist ein Priester, welcher dem sterbenden Herzog den letzten Dienst leisten will!

Der Direktor nahm ein ganz religiöses Air an, wurde sehr ernsthaft und machte eine Miene, als habe er Lust mir zu sagen, ich sei verrückt. Anadyomene aber lachte laut auf über seinen

Aerger und die Direktorinn nicht minder, um sich wegen des Bergs Sentis zu rächen.

Drittes Bild.

Der Direktor: Was Sie hier sehen, ist die Krönung Sr. Majestät des Kaisers Nikolaus von Rußland. Um den Thron Sr. Majestät herum —

Ich: Dieß Bild, meine Freundinn, ist ein sogenannt romantisches, es zeigt Ihnen die Krönung Sr. Majestät des Kaisers A. A. L. Follen von Zürich.

Der Direktor: Des Kaisers Nikolaus, mein Herr!

Ich: Der Kaiser Follen war früher Student, er studirte Nibelungen, Kameralia, die Hasenhaide und teutsches Kaiserthum; beim Examen ließ ihn die Polizei aber durchfallen, worauf er im Ausland Republikaner wurde. Das that er indeß bloß, um den Brutus zu spielen, und diese Rolle spielte er so gut, daß die teutsche Polizei ihn wirklich für einen Anhänger der Republik hielt, und da sie vor solchen Republikanern sich völlig sicher weiß, den umgekehrten Brutus einlud, wieder in's Land zu kommen. Dort sammelte aber der Schlaue im Geheimen seine Turnvasallen, erließ eine Proklamation in Sonetten, stellte

seine Sache unter den Schutz der Jungfrau Maria und turnte seine Nebenbuhler aus dem Lande hinaus. Bloß Heinrich der Zweiundsiebenzigtausendste hielt ihm Stand, weil der ebenfalls Absichten und Ansprüche auf die teutsche Kaiserkrone hatte. Bei der Hauptstadt Reuß-Kreuz-Steiß-Schwerenoth kam es zum Treffen, worin Heinrich der Zweiundsiebenzigtausendste, vergebens auf „seinem Prinzip herumreitend", und seine sämmtlichen Truppen, aus sechs Nachtwächtern, zwei Polizisten und einem Landstürmer bestehend, nach heißem Strauß in die Flucht geturnt wurden. Dort auf dem Bild sehen Sie die Sieger von Reuß-Kreuz-Steiß-Schwerenoth ihren kaiserlichen Gebieter in Staatsuniform umgeben. Sie sehen ihnen zwar an, daß sie trotz ihrer Beschränktheit sämmtlich gescheidter sind, als Se. Majestät, aber eben aus diesem Grunde geben sie ihm den Vorzug, denn bei einer Krone kommt es wie bei einer Perrücke nur auf einen gehörigen Stock an, der sie trägt. Sie nennen sich sämmtlich Romantiker und das neue Reich germanisch-romantisches Kaiserreich. Die tapfersten unter ihnen heißen Einhorn, Schilling, Dörres, Wenzel, Löwe, Stutenberg u. s. w., lauter Namen aus den drei Naturreichen, in

welchen die Romantik urſprünglich zu Hauſe iſt. Sie paſſen zwar perſönlich ſchlecht zuſammen, aber eben deshalb vertragen ſie ſich; ſie nennen das „organiſch", ſobald ſie nur über die Romantik im Allgemeinen einverſtanden ſind, deren Weſen darin beſteht, daß ſie Alles zu einem Ganzen zuſammenbringt, was ſeine Exiſtenz nicht rechtfertigen kann durch die Vernunft. Doch Sie ſehen mich ſo betroffen an. Billigen Sie etwa meine Worte nicht? Es iſt ſo ſüß, Opium zu trinken und dann zu träumen. Sind Sie etwa nicht eine germaniſche Griechinn, ſondern eine germaniſche Mahomedanerinn? Erblicken Sie dort den Zauberer Merlin? Er verwandelt auf der Stelle Alles, was Sie ſehen und empfinden. Der Eichwald brauſet, die Wolken ziehn und ſieben Ritter freien ein einziges Fräulein. Der Orden des Schwans ſtralt durch die Helle der Nacht und ſämmtliche Hunde bellen inbrünſtig zu ihrem Herrn empor, denn die Sage der Vorzeit iſt der Brunnen aller Vernunft. Unter den Fittigen der ſanften Glockentöne, welche aus der Enge des Thals herüberklingen, ziehen die Mägdelein ihre Trauerkleider an und der Hirſch dürſtet nach der Quelle, denn Gott iſt die ewige Liebe. Sechs aufge-

hängte Mönche stürmen das Schloß des Frevlers und das Jagdhorn erschallt durch die Wälder der Finsterniß, denn die Sündhaftigkeit der Herzen schreit nach Veilchenduft und Rache durch die Hallen des Mondscheins in Germanien. Doch als der Mord des Grafen vollbracht war, erbebten die Kellergewölbe des hohen Doms von den Schlägen der Ewigkeit und die organische Entwickelung der Unterwelt prangte im Glanze der Wahrheit, denn die Unterthanentreue ist die edelste Tugend eines ritterlichen Herzens. Selbst Balduin, den niemals ein Weib gerührt hatte, war betroffen von so viel Hoheit, denn die Tausie schwang sich auf den Fittigen der Offenbarung über die Kluft der Heterousie in die Arme der Homousie.* Während aber die Tafelrunde versammelt war, girrten die Meistersänger in der süßen Harmonie des Friedhofs für Gott, Kaiser und Vaterland und Emma lächelte sanft und der Kaiser legte seine Hand auf das Haupt des Neugebornen, denn der Herr ist der Herr und sein Wort ist unser Hort und die Pforten der Hölle sollen den Unsinn nicht überwältigen ewiglich. — Wissen Sie, meine Freundinn, was Romantik ist?

Anadyomene: Von Dem, was Sie mir da erzählt haben, wird mir ganz dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Ich: Recht so! Jetzt wissen Sie, was Romantik ist.

Direktorinn: Mein Gott, lieber Herr, wie schön haben Sie da gesprochen! Was Sie für einen Verstand haben, daß Sie so schöne Dinge auswendig wissen! Wollten Sie nicht die Güte haben, sie auch meinem Mann zu lehren? Wir würden doppeltes Geld verdienen.

Ich: Ich will Ihnen ein Empfehlungschreiben an den Kaiser Follen und seine Berliner Freunde mitgeben, die lehren Ihnen noch weit schönere Dinge.

Viertes Bild.

Direktor: Dies Bild wird den hohen Herrschaften besonders gefallen. Es stellt den Sultan von Konstantinopel vor, wie er im Schooße seiner Sklavinnen dasitzt und seine Pfeife raucht. Er hat mehrere hundert der schönsten Weiber aus dem Lande Zirkassius, die er alle gekauft hat, und kein Mann darf sie sehen und sie kommen niemals an die Luft.

Anadyomene: Schade, daß ich ihnen mein Ge-

ſchäft nicht übertragen kann! Sie würden dann genug an die Luft kommen.

Ich: Sie verſtänden ſich alſo vielleicht zu einem Tauſch?

Anadyomene: Was denken Sie? Ich ſollte eine Sklavinn werden?

Ich: Sind Sie es jetzt nicht auch?

Anadyomene: Wohl bin ich es, aber nur ſo lang ich will. Glauben Sie, es zwinge mich ein Anderer, als ich ſelbſt? Und dieſe Frauenzimmer ſind noch dazu gekauft! Pfui! Wie kann ein Mann ein Frauenzimmer lieben, das er gekauft hat, und wie kann ſich ein Frauenzimmer kaufen laſſen?

Ich: Anadyomene, wenn ich ſo reich wäre, wie der Sultan, und ich böte eine Million für Sie, würden Sie ſich nicht entſchließen, mein zu werden?

Anadyomene (etwas aufgeregt): Nicht für hundert Millionen! Wenn ich aber frei wäre und Sie böten gar nichts —

Bei dieſen Worten hielt ſie plötzlich ein, wurde roth, riß ihre Hand aus der meinigen, kehrte ſich um und wollte entfliehen, um nicht den Folgen ihrer liebenswürdigen Uebereilung ausgeſetzt zu ſein. Ich holte ſie aber ein und führte ſie, um

ihrer Verlegenheit ein Ende zu machen, vor ein neues Bild.

Fünftes Bild.

Direktor: Jetzt erblicken Sie die berühmte Julirevolution in der Hauptstadt Paris, wo die Franzosen ihre Freiheit und ihren König verloren —

Ich: Schrecklich! Die Freiheit und den König verlieren! Wenn es doch bloß die erstere gewesen wäre! Aber den König dazu, das ist zu hart. Uebrigens, meine Freundinn, lassen Sie sich von dem Herrn Direktor nichts vormachen. Was Sie da sehen, ist nicht die Julirevolution, sondern die Revolution unserer Landsleute, der Teutschen. Die können eher einen solchen Streich wagen, als die Franzosen, denn Freiheit haben sie nicht zu verlieren und an Königen haben sie solchen Ueberfluß, daß der Vorrath durch ein Paar Dutzend Revolutionen noch nicht erschöpft wird. Es ist übrigens weder die Freiheit, noch ein König, was die Revolution hervorgebracht hat, die Sie hier sehen. Mit solchen Nebensachen geben sich unsere Landsleute nicht ab. Aber zwei ganz andere Dinge sind es, wodurch sie rebellisch gemacht werden: ihre Revolution kommt entweder aus dem Bier-

haus, oder aus der Kirche. Sie revoltiren nicht mit dem Kopf, ſondern nur mit dem Unterleib. Dies Bild zeigt Ihnen eine Revolution, die entſtanden iſt, weil die Wirthe die Biergläſer von den Deckeln befreien und die Pfaffen die Hoſtien zur Abwechſelung viereckig machen wollten. Dieſe wichtigen Dinge ſind es, wofür unſere Landsleute im Namen des Volks und im Namen ihres Gottes todtſchlagen und ſich todtſchlagen laſſen. Man mag ſie beſchimpfen, man mag ſie ſchinden, man mag ſie mit Füßen treten; ſolche bloß äußere Affektionen kümmern ſie nicht, wenn ſie nur ihr Inneres, ihr Ideal, ihr Heiligſtes unverſehrt erhalten, wenn man ihnen nur die althergebrachten Biergläſer mit Deckeln und runde Hoſtien läßt. Die Glücklichen! Sehen Sie, wie ſie triumphiren! Ihre Revolution iſt gelungen und der Mann des Volkes, den Sie dort auf dem Balkon zu der begeiſterten Menge ſprechen ſehen, ſchließt ſeine Rede mit folgenden Worten: „ſo trage denn die Geſchichte mit ihrem erhabenen Griffel in das Tagebuch der Ewigkeit den ewig denkwürdigen Tag ein, an welchem wir unſer Herzblut vergoſſen und nicht umſonſt vergoſſen haben für die höchſten Güter, welche dem ſterblichen Auge winken als

himmlischer Preis des irdischen Strebens! Sie zeichne die Begeisterung auf, welche uns erfüllt, sie zeichne die Aufopferung auf, mit welcher wir für das heilige Recht der Vorfahren gestritten, sie zeichne die Treue auf, mit welcher wir dabei am angestammten Herrscherhaus festgehalten, sie zeichne zur Einleitung einer neuen Epoche die hohen Güter auf, welche wir im Dienst der Menschheit für immer errungen haben. Denkt euch unsere Biergläser ohne Deckel, denkt euch die Hostien in der höllischen Gestalt des Vierecks! Nein, wir hätten es nie, nimmermehr ertragen, die Schmach würde uns erdrückt haben. Doch freuen wir uns jetzt der glücklichen Zukunft, die uns winkt, und zum Beweis, ihr Brüder, daß ihr unser Glück vollständig zu würdigen wißt, stimmt mit mir ein in den Ausdruck des Gefühls, das in mir gährt und aufhüpft, wie der göttliche Geist des Biers in der frischgefüllten Tonne: hoch lebe unser heißgeliebter König Radisius, unter dessen erhabenem Szepter wir fortan in alle Ewigkeit Bier aus bedeckelten Gläsern trinken und runde Hostien zu uns nehmen können!"

Sie sehen, meine Freundinn, Alles, was lebt, stimmt ein in den begeisterten Ruf. Sogar den

Todten gibt er Leben. Sehen Sie dort nicht an der Straßenecke ein weißes Frauenzimmer zu Boden stürzen? Es ist eine marmorne Büste der Freiheit, welche in Ohnmacht fällt vor lauter —

Sechstes Bild.

Direktor: Zum Schluß noch ein sehr schönes Bild. Ein Lustschloß des Königs von N.

Ich: Des Sultans von K., wollten Sie sagen. Meine Freundinn, der Herr Direktor mögte Ihnen einbilden, daß zwischen einem König von K. und einem Sultan von Konstantinopel ein Unterschied sei. Es ist der Unterschied zwischen einem Alligator und einem Krokodil. Uebrigens merkt man unserm Herrn Direktor an, daß er ein guter Teutscher ist. Unter seinen sechs Bildern, welche uns die „Natur und die Menschheit in der Auswahl" vorführen, haben fünf mit Königen, Kaisern und Sultanen zu thun. Ja, wenn wir genau zusehen, so entdecken wir auf dem sechsten auch noch ein gekröntes Haupt, vielleicht den Kaiser des Meeres, den Haifisch.

Doch nun, Anadyomene, lassen Sie uns dies Lustschloß etwas näher betrachten. Wie reizend es sich auf der kleinen Insel erhebt, welche vor der romantischen, üppig bewaldeten Felsküste wie

ein Brautſchmuck an dem Buſen der See prangt! Welch ein milder, blauer, wollüſtiger Himmel! Welche trauliche, geſicherte Einſamkeit! Kein Weſen ringsum, kein Schiff, kein Kahn, kein Ruheſtörer, kein Verfolger! Nur dort in der kleinen Bucht die zierliche Gondel, welche nach der Liebe rathen läßt, die ſich eben in dieſe Einſamkeit geſtohlen hat. Wahrlich, Anadyomene, dieſes träumende Schloß mit ſeinem geheimnißvollen Bau muß ein Aſyl der Liebe ſein. Dorthin ſich zu ſtehlen in zärtlichem Einverſtändniß, dort verſchollen zu ſein in einſamer Seligkeit, in jenen traulichen Gemächern ſich zu verſtecken, in dieſen Gebüſchen zu träumen, in jenen Grotten zu ruhen, auf dieſen Wellen ſich zu ſchaukeln — wer vermag die Freuden auszudenken, deren Paradies dieſe Inſel ſein muß!

Und doch, Anadyomene, auf dieſer ſchönen, ſtillen Liebesinſel brütet der Ekel und der Fluch! Dort wohnt nicht die Liebe, dort wohnt das Laſter, denn die Liebe, welche in dieſer Einſamkeit ſchwelgt, iſt die Liebe von Despoten. Glauben Sie, daß ein Despot lieben könne? Nur wer den Menſchen achtet, kann den Menſchen lieben, und nur Der achtet ihn, der ihn frei wiſſen will, und nur

Der will ihn frei wissen, der ihn sich gleichstellt. Wer sich als ein bevorzugtes Wesen von den übrigen Menschen absondert, ist ihr Feind; wer sich als Herrn und die Andern als Diener betrachtet, der gebraucht die Menschen nur als verächtliches Werkzeug des rohesten Egoismus. Ein Despot kann keinen Freund, sondern nur Höflinge haben; eben so kann er keine Geliebte, er kann nur Maitressen haben, und Maitresse eines Fürsten zu sein ist schmachvoller, als Kebsweib eines Bettlers zu sein. O könnte man, nachdem die Ehrlosigkeit der Männer unheilbar geworden, wenigstens die Menschenwürde der Weiber sicher stellen, könnte man ihre Herzen mit kochendem Abscheu vor der Erniedrigung erfüllen, als Buhlerinnen in den Armen eines Menschenverächters zu liegen! Buhlt doch keine Taube nach der Umarmung des Habichts, und ist etwa zwischen der Taube und dem Habicht ein größerer Unterschied, als zwischen einem edlen Weibe und einem aus der Menschheit herausgetretenen Gewaltwesen? Fliehen sollte Alles, was Schönheit zu verschenken und Zärtlichkeit auszutauschen hat, vor diesen herzlosen Lüstlingen, welche das herrlichste Weib nur betrachten können wie eine käufliche Frucht, deren

Schale ſie unter die Füße treten, wenn ſie das Herz verzehrt haben. Einſam ſollten ſie daſtehen in der Liebe, wie ſie einſam daſtehen wollen in den Nächten, und ſelbſt kein Auswurf der Bordelle, die ſie bevölkert haben, möge ſich mehr ihrer allerhöchſten Brunſt erbarmen!

Blicken Sie dieſes Schloß noch einmal an! Erſcheint es Ihnen noch im Schimmer der Freude? Seine Abgeſchiedenheit wird jetzt zum Gefängniß, ſeine Einſamkeit wird Tod. Wie manches Weib, von dem geiſtloſen Prunk der fürſtlichen Stellung beſtochen, von den geübten Lügen der höfiſchen Verführung betrogen, mag dort ſeine Erniedrigung gefeiert und den Wurm des Verderbens in ſein Herz aufgenommen haben! Wie manche Unſchuld, wie manches Glück mag dort durch die Mittel der Gewalt, der Intrigue, der Schlechtigkeit den krankhaften Begierden entnervter Lüſtlinge geopfert worden ſein! Ja, meine Freundinn, Sie werden Ihrer Phantaſie keinen Vorwurf der Ungerechtigkeit zu machen haben, wenn Sie auf dem Boden des Meers, das ſo unſchuldig und traulich ſich um dieſe ſtille Inſel ſchmiegt, die verſenkten Leichen von Unglücklichen ſehen, welche der geſättigten Luſt unbequem geworden und nicht mit glei-

cher Gefügigkeit dem Ueberdruß weichen konnten, womit sie der Begierde gefolgt waren.

Anadyomene, wie kann dein Geschlecht sich noch preisgeben den entarteten Trägern der Gewalt! Gibt es keine Männer, keine Menschen mehr, denen ihr eure Liebe schenken könnt? Müßt ihr sie wegwerfen an die Unmenschen und Popanze? Die sogenannten Männer mögten mit dem Zwang der Gewalt ihre Entwürdigung entschuldigen; aber ist es auch Zwang, was euch Weiber entwürdigt? Wird eure Liebe von der Polizei gefodert, wie der Gehorsam der Männer? Kommt doch endlich in der Macht eurer Liebenswürdigkeit zum Selbstgefühl und Bewußtsein und fragt, ehe ihr eure Liebe verschenkt, nach der Würdigkeit Dessen, der sie fodert. Anadyomene, ich erhebe dich auf den Thron! Ich theile dir die Rolle der Beglückerinn zu. Hausire nicht mehr um deinen See, hausire durch die Welt und klopfe an den Thüren der Freien an und der Despoten. Wer ein freies Herz im Busen trägt, den belohne mit deinem beseligenden Kuß und in der Brust der Despoten zünde die Hölle hoffnungsloser Leidenschaft an. Ja, Anadyomene, „gehe hin in alle Welt und lehre," lehre die Liebe, die stolze Liebe, die Liebe,

welche der Preis der Freiheit ist. Entflamme dein Geschlecht! Begeistere es mit den Gedanken der Freiheit! Ja, ihr Weiber, ihr müßt uns helfen die Freiheit erringen! Wenn ihr bedächtet, daß die Zeit eures wahren Glückes und eurer wahren Ehre nur mit dem Morgen der Freiheit anbrechen wird, ihr würdet eifriger nach ihr ringen, als die Männer, welche, so lang ihr Weiber noch vorhanden seid, ihren elenden Trost darin zu finden scheinen, daß sie, selbst Sklaven der Despoten, wenigstens Gebieter von — Sklavinnen sind!

Anadyomene hatte meinen Deklamationen sehr aufmerksam und nachdenklich zugehört. Der Herr Direktor und seine Ehehälfte langweilten sich bis zum Gähnen und mehrere Male ließ mich der gähnende Berg Sentis in einen Krater hinabsehen, welcher zu dem Bild der italienischen Liebesinsel eine ganz vesuvische Staffage bildete. Es wurde Zeit, daß ich ein anderes Thema auf die Beine brachte. Ich lud daher die Gesellschaft ein, ein Glas Wein mit mir zu trinken und bat die Frau Direktorinn, die Ehre des Hauses wahrzunehmen. Ihr Gesicht stralte in neuem Glanz bei dieser angenehmen Ueberraschung und in wenig Minuten

hatte sie ein kleines Gelag arrangirt. Sie bediente uns mit bestem „alten" und vergaß zugleich nicht, für die Damen einige Süßigkeiten zu besorgen. So saßen wir denn in malerischer Gruppirung um den Tisch und ließen die Funken unserer Geister umhersprühen. Der Herr Direktor war, als ich ihm einige Male hinter einander aus der breithalsigen großen Flasche eingeschenkt hatte, die Gesprächigkeit selbst geworden und begann seinen reichen Anekdotenschatz zu leeren. Später fiel mir auf, daß er von Zeit zu Zeit verschwand und nach einer Minute immer wieder hinter seinem Glase saß. Als ich dem Geheimniß nachforschte, ergab es sich, daß er zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, indem er abwechselnd in die Wirthsstube hinunter lief, um die Gäste zur Besichtigung seines Panorama zu haranguiren. „Hier ist zu sehen das große Panorama, oder Auswahl der Natur und der Menschheit." So war er fortwährend in Aktivität, oben dem Glase zusprechend und unten den Gästen. Glücklicher Weise fand sich kein Publikum ein, uns zu stören. Die arme Anadyomene, deren schöne Lippen lange kein Wein benetzt haben mogte, ließ sich auf mein Zureden den „alten" ebenfalls wohl schmecken. Ihre Wangen

färbten ſich mit dem blühendſten Roth und ihre Augen blitzten in lodernder Munterkeit. Ihre Laune wagte ſich immer kecker hervor und ſie half mir redlich den Berg Sentis mit Gloſſen überſchütten. Sie war noch weit reizender als zuvor, ſo daß ich mich nicht enthalten konnte, meine Bewunderung ihrer Schönheit offen an den Tag zu legen.

Die Frau Direktorinn oder die Frau Sentis, deren Theilnahme am Diskurs ſich bis dahin faſt nur auf Lachen und Trinken beſchränkt hatte, wurde bei meinen Bemerkungen über Schönheit von gewaltigen Seufzereruptionen heimgeſucht, überzog die räucherigen Speckſeiten ihres Geſichts mit dem Flor tiefer Schwermuth und brach dann in die erſchütternden Worte aus: „Ach, Schönheit! Auch ich habe meine Zeiten gehabt! Als ich noch jung war, ſprachen mehr Leute mit mir, als jetzt, und keine geringe! Uebrigens kommt ſehr viel auf den Anzug an, und heute" — bei dieſen Worten ſah ſie auf ihren Buſen und lächelte verführeriſch-[illegible]. Anadyomene und ich (der Herr Direktor war eben in der Wirthsſtube) platzten in ein ſchallendes Gelächter aus, worein die Direktorinn einſtimmte, als ich den Berg Sentis in

einer ganz neuen Applikation wieder zur Sprache brachte. Dann ergriff sie ihr Glas und schlug vor, auf meine Gesundheit zu trinken. „Wir wollen den artigen Herrn leben lassen, der uns so viel Ehre erweis't und — setzte sie mit einer kupplerischen Hindeutung auf Anadyomene hinzu — und Ihnen gewiß noch viel Ehre erweisen wird!"

Anadyomene verstand den Wink nicht und trank unbefangen auf meine Gesundheit. Mir aber hatte die Kupplerfratze, welche ich plötzlich durch die Züge der Alten hervorgrinsen sah, großen Ekel verursacht. Nicht als hätte sich durch ihre Zumuthung meine Tugendhaftigkeit empört gefühlt, denn ich würde es sogar für eine Beleidigung gehalten haben, wenn man mir an der Seite der schönen Anadyomene eine tugendhafte Unempfindlichkeit zugetraut hätte; aber daß sich zwischen dieß schöne, unbefangene Weib und mich jener alte Zigeunerpudel als Kuppler zu drängen und die vorausgesetzten Möglichkeiten unseres nur von der ordinairsten Seite aufgefaßten Verhältnisses durch ihre sklavenhaften Begriffe von „Ehrerweisung" zu entwürdigen begann, dieß war durchaus geeignet, auch einem Abgehärteten die Stimmung zu verderben. Ich erwiederte den Toast der Alten

mit einem Toaſt auf Anadyomene, „welche allein an dieſem Abend Ehren erweiſe, indem ſie ſogar in Geſellſchaft von Leuten ſitze, die nicht werth ſeien, ihr die Schuhriemen aufzulöſen.“

Die Alte meinte, ich ſei gar zu beſcheiden, und verleitete durch dieß naive Mißverſtändniß auch Anadyomene, meine Worte für eine ihr erwieſene Schmeichelei zu halten. Ich wurde dadurch genöthigt, noch einen dritten Toaſt folgen zu laſſen, worin ich das gute Gewiſſen der Frau Direktorinn leben ließ.

Die Frau Direktorinn und meine Uhr hatten mich an die Poſt erinnert. Ich nahm alſo Abſchied, und zwar möglichſt kurzen, obſchon Anadyomene deutlich genug verrieth, daß es ihr nicht um das Abſchiednehmen zu thun war. Ich nahm ſie bei Seite, drückte ihre Hand und flüſterte ihr etwas in's Ohr. Was war es? Ich verrathe es nicht. Wenn mich aber Jemand auf's Gewiſſen fragt, ob ich nichts Weiteres zu geſtehen habe, ſo antworte ich: ich habe es mit keinem Wort veranlaßt, daß, als ich die Treppe hinunter war, Anadyomene mir bis vor die Hausthüre nachgeſchlichen kam, ſich mir um den Hals warf, mir einen brennenden Kuß auf die Lippen

drückte, dann in großer Bewegung ſich losriß und verſchwand. Bis jetzt habe ich ſie nicht wiedergeſehen.

Ich war der einzige Paſſagier und konnte mich im Poſtwagen ungeſtört den nächtlichen Reiſebetrachtungen überlaſſen. Nach einer Weile wurde die Thätigkeit meiner Phantaſie plötzlich unterbrochen, indem mir Jemand auf die rechte Schulter klopfte und ſich eine Frauenſtimme neben mir vernehmen ließ. War es Anadyomene? Ich konnte es in der Dunkelheit nicht entſcheiden, doch errathe man es aus folgender Anrede:

„Du glaubſt heute Abend einen Spaß erlebt zu haben; denkſt du auch an den Ernſt? Wenn es dir vielleicht keine Qual verurſacht, ohne jenes Weib zu ſein; wird es auch ihr keine Qual verurſachen, fortan ohne dich zu ſein? Deine Welt iſt reicher, als die ihrige, und an deinem Geiſt gehen hundert Gedanken und Erſcheinungen vorüber, welche die Erſcheinung der armen Anadyomene verdrängen können; aber biſt du in ihrer Welt nicht als eine Erſcheinung aufgetaucht, welche dieſelbe ganz auszufüllen im Stande iſt? Hinterläſſeſt du ihr jetzt nicht die Qualen einer tödtenden Leere? Hat je ein Mann deiner Art dem armen Weibe ſo viel Aufmerkſamkeit und Freund-

lichkeit bewieſen, und jetzt ſtürzeſt du ſie plötzlich zurück in die alte Verlaſſenheit? Haſt du nicht unerwartet ihre Phantaſie mit Bildern überwältigt, welche eine Umwälzung in ihrer ganzen Gedankenwelt hervorbringen können? Wenn ihr jetzt ihre Lage völlig unerträglich geworden, wenn es ſie jetzt nach einer unbeſtimmten Aenderung drängt, wenn ſie neue Wünſche, neue Anſprüche, neue Hoffnungen kennen gelernt hat und wenn die Nichtbefriedigung ſie doppelt unglücklich macht — wer trägt die Schuld? Hat nicht ihre Aufregung es deutlich genug ausgeſprochen, daß du ihr eine Zukunft eröffnet haſt, die du nicht verwirklichen kannſt? Haſt du nicht ihre Phantaſie erhitzt und biſt du dabei deſſen eingedenk geweſen, was dir einſt ein Weib erklärt hat, welches der Anadyomene an Schönheit nichts nachgab und geiſtvoller war, als ſie, „daß nämlich die Phantaſie beim Weibe die offene Thüre des Herzens ſey?" Wenn du durch dieſe Thüre in das Herz der Wehrloſen auch nicht den Brand hineingeworfen haſt, um es brennen zu ſehen, mußteſt du nicht die Folgen voraus berechnen und die ganze Szene vermeiden? Haſt du nicht in der Meinung, der Armen und dir einen heitern Abend zu bereiten, ein leicht-

fertiges Spiel mit ihr getrieben? Weißt du nicht, daß es unter den gegenwärtigen Gesellschaftsverhältnissen mitunter grausam sein kann, menschlich zu sein? Du hast ihr verrathen, daß sie schön ist; wer erkennt ihre Schönheit an? Du hast ihr gezeigt, daß sie Theilnahme verdient; wer beweis't ihr Theilnahme? Du hast ihr gesagt, daß sie glücklich sein müsse; wer macht sie glücklich? Früher hat sie sich gefügt in ihr Schicksal, weil ihr Niemand den Glauben an die Möglichkeit einer Besserung verrathen, sie hat als Frau und Mutter mehr als ihre Pflichten erfüllt und in dieser Pflichterfüllung sich an ihr Unglück gewöhnt; wer bürgt ihr dafür, daß sie sich noch länger daran gewöhnen könne, daß nicht ihre Jugend alle ihre Rechte geltend machen, sie zur Empörung gegen ihr Loos treiben und aus einem alltäglichen Unglück ein tragisches machen werde?"

Meine Dame, antwortete ich, wir sind Landsleute; ich erkenne das an Ihrer Antipathie gegen die Revolution und an Ihrer Neigung, das Unrecht zu konserviren, weil das Recht nicht, wie das Unrecht, ohne Geburtsschmerzen in die Welt kommen kann.

Doch die Unbekannte ließ sich in ihrem Ser-

mon nicht ſtören und fuhr fort: „Es gibt noch andre Bedenken, welche deine Phantaſie beunruhigen können, ſollteſt du durch meine Worte etwa eitel geworden ſein. Du glaubſt, eine poetiſche Situation erlebt, gleichſam poetiſche Studien gemacht zu haben, und deine Eitelkeit bildet dir vielleicht ein, die Zuneigung, welche du dem armen Weibe eingeflößt haſt, komme blos auf Rechnung deiner Perſönlichkeit und deiner tollhäusleriſchen Phantaſien. Beneidenswerther Triumph! Würdeſt du denſelben Eindruck gemacht haben, wenn du ohne Geld und in der Kleidung eines Handwerkers erſchienen wärſt? Iſt es nicht zum größten Theil die Ueberlegenheit deiner äußern Stellung, der Anſtrich eines „vornehmeren Standes," wodurch du der an Armuth, Entbehrung, Beſchränkung, Zurückſetzung und Erniedrigung gewöhnten Frau im Augenblick einer generöſen Laune imponirt haſt? Hätte nicht jeder Voyageur oder Fabrikant dieſelbe Wirkung hervorbringen können? Wo bleibt alſo auch das, was du auf die Rechnung poetiſcher Menſchlichkeit, und wo bleibt das, was du auf Rechnung menſchlicher Freiheit ſchreiben mögteſt? War es nicht vielmehr die arme Sklavinn, als das freie Weib, das ſich dir anvertraut und an den Hals geworfen hat?"

Die zudringliche Predigt begann mich sehr zu langweilen. Ich bemerkte daher der Dame, der Kondukteur habe mir versichert, daß ich allein reise; hätte sie nicht einen so ungemeinen Scharfblick an den Tag gelegt, so würde ich annehmen müssen, daß sie ein blinder Passagier sei.

Doch auch dieß störte die Predigerinn nicht und sie nahm ihren Faden von Neuem auf: „Du bildest dir ein, an diesem armen Weibe die Menschenwürde geachtet und das Prinzip der Gleichheit zur Geltung gebracht zu haben. Sprich, würdest du gegen eine Dame von Stand dich auf die nämliche Weise benommen haben, wie gegen diese Frau eines Handwerkers? Hast du es nicht von vorn herein gewissermaßen als eine Pflicht derselben angesehen, sich auf deine Einfälle einzulassen, dir gleichsam als Werkzeug deiner Laune zu dienen? Hast du sie nicht mit einem gesellschaftlichen Ueberlegenheitsgefühl behandelt, das du an „Höheren" höchlich getadelt haben würdest? Hast du nicht ihre Reize mit einer anmaßenden Ungenirtheit gemustert, wie ein Sultan? Hast du nicht psychologisch mit ihr experimentirt? Doch noch mehr. Hast du auch bedacht, daß die schöne Anadyomene eines Andern Weib ist? Wo bleibt

dein Gleichheitsprinzip? Wäre sie dein, mit welcher Miene würdest du es ansehen, wenn ein Anderer ihre Schönheit untersuchte und die volle Freiheit, ihr Interesse einzuflößen, ausüben wollte? Würdest du nicht jeden Blick eines solchen Experimentators für ein Verbrechen an ihrer Würde, und nicht jede Liberalität, mittelst welcher sie selbst den Verkehr mit ihrer Liebenswürdigkeit gestattete, für ein Verbrechen an ihrer Pflicht der Selbstachtung erklären? Verringert etwa die größere Unempfindlichkeit, die du ihrem Mann zutrauen magst, die Unrechtmäßigkeit deiner Eingriffe? Fühlst du jetzt nicht, du Schutzredner der Vagabunden, daß dein Fuß auf dem Weg der Verwirrung aller moralischen Begriffe steht? Hüte dich, hüte dich, daß du nicht auch in der moralischen Welt ein Vagabunde wirst!"

Langweilige Person, schrie ich das Frauenzimmer an, wäre Ihre Predigt so poetisch, wie sie philiströs, und so neu, wie sie dumm ist, so würde ich aus Rücksicht auf Ihr Geschlecht mich wenigstens zwingen, sie bis zu Ende zu hören. Jetzt aber setze ich alle Galanterie an die Seite und kündige Ihnen an, daß ich, Sie mögen Ihren Platz bezahlt haben oder nicht, Sie

ganz unmoraliſch aus dem Wagen werfen werde, wenn Sie nochmals den Mund aufthun.

Das wirkte. Doch wer war die Dame? War es Anadyomene? Es war ein ſehr bekanntes „Frauenzimmer", die Harpyie der Poeſie, die Schweſter der Furcht, die Mutter des Katzenjammers, die Schutzgöttinn der alten Jungfern, das Ideal der Philiſter (welche hiermit gebeten werden, mich mißzuverſtehen), mit einem Wort, es war die Frau — „Moral".

Als die Dame zur Rechten zum Schweigen gebracht war, klopfte es mir auf die linke Schulter und eine ſüße Stimme ſprach: „Thörichter Freund, fürchteteſt du denn, nur heute Abend fahre die Poſt nach dem „frohmüthigen" Zürich? Vergebens habe ich dir nachgeblickt: ach! das Rad des Poſtwagens wie das Rad der Zeit hemmt kein Blick und kein Seufzer. Ich habe in dir meinen Lehrer gefunden und mich ſelbſt haſt du zur Lehrerin eingeſetzt, aber ach! wo iſt meine Schule, wo ſind meine Schüler?"

Ich erkannte das Echo von Anadyomenens Stimme und ſeufzte, wie aus Reue über meine große — Ungeſchicklichkeit.

Epilog an Anadyomene.

Arme Anadyomene, dein Lehrer wird dich lange nicht, vielleicht niemals wiedersehen. Seit jenem heitern Abend hat sich wieder Manches geändert und es winkt mir jetzt eine andere Anadyomene, die das Herz noch mächtiger treibt und anzieht, als du. Sie ist ein stolzes Weib, das über eine halbe Erde gebietet, und ihr Gebot ist so viel mächtiger, denn das deine, als ihr Reich größer ist, denn dein Bodensee. Sie ist nicht freundlich wie du, sondern sie blickt ernst und düster; sie liebt nicht wie du, sondern sie streitet und haßt. Und dieser hassenden Schönen soll ich folgen über das Meer? Ja, ich will und ich muß. Doch sei unbesorgt; fürchte nicht, daß ich als ein Priester des Hasses aus den Umarmungen deiner großen Nebenbuhlerinn hervorgehen werde. Sie haßt nur, weil sie liebt, ja sie liebt auch dich; ihr Haß gilt nur den Hassenden, gilt nur

den Feinden wahrer Liebe, denn nur die Freiheit kennt eine wahre Liebe. Wenn das stolze Weib, dessen Herz von verhaltener Liebe, deren Angesicht von edlem Hasse glüht, ihren Kampf ausgekämpft und unsre Feinde vernichtet hat, dann erst wird sich ihre Miene aufheitern in freundlichem Wohlwollen und sie wird dir die Hand reichen als deine zärtliche Schwester. Bis dahin, Anadyomene, mußt du dich mit Hoffnungen trösten und verlassen harren einer schöneren Zeit. Ich fodre dich nicht auf, mitzuziehen über das Meer und deine Schwester zu begrüßen. Sie würde von dir fodern, was du ihr nicht zu gewähren vermögtest, sie würde dich auffodern zu hassen. Ihr teutschen Weiber seid nicht geschaffen für den Haß und eure Männer sind zu schlaff dazu. Wohlan, könnt ihr nicht hassen, so enthaltet euch wenigstens, zu lieben. Entschließt euch und verschwört euch, mit eurem Kuß und eurer Umarmung keinen Sklaven mehr zu beglücken und keinen Despoten, und findet ihr keine Männer, die frei sind, so liebt mindestens nur solche, die es werden wollen.

Digitized by Google